Wilhelm Wolfschild.

Ein Roman

aus dem baltischen Leben

von

Theodor Hermann.

Motto:

Für alle Vögel giebt es Lockspeisen und jeder Mensch
wird auf seine eigene Art geleitet und verleitet.

Göthe.

Mitau.

E. Behre's Verlag.

1872.

Meiner Mutter.

Vorrede.

Indem ich dieses Buch der Oeffentlichkeit übergebe, halte ich es für meine Pflicht ihm einige Worte zur Verständigung vorauszuschicken, denn der nicht baltische Leser könnte sich vielleicht Kurland uncivilisirter vorstellen, als es ist. Der Verfasser beabsichtigte für diesmal durchaus nicht, Durchschnittstypen der gegenwärtigen kurischen Gesellschaft zu zeichnen, es reizte ihn vielmehr, ein Paar jener Herren vom alten Schlage darzustellen, die, jetzt im Verschwinden begriffen, einst die charakteristische Signatur des Ländchens abgaben. Es war ihm vergönnt, noch einzelne Exemplare jener Generation kennen zu lernen, und er glaubt, daß die Schilderung derselben wohl ein allgemeines Interesse in Anspruch nehmen dürfte.

Wir haben in dem letzten Jahrzehnt mehr erlebt, als sonst wohl in einem Jahrhundert; wir haben viel gelernt nnd viel vergessen, und die Zeit, in der, officiell wenigstens, nur der Edelmann Kurländer war, liegt unserem Gefühl nach weit hinter nns. — Heute sind die lettophilischen Neigungen Wilhelm's und Paul's unmöglich, aber der Geschichte edel gearteter Herzen gehören sie immerhin an, und wenn wir uns jetzt einträchtigen Zusammenwirkens der verschiedenen Stände zu gemeinsamer Arbeit und Reform erfreuen, so kann es doch nur nützlich sein, einen Blick zurückzuwerfen in ein Paar Jünglingsherzen, die der alte Zustand der Dinge verwirrte und auf Abwege führte.

Der Verfasser.

Erster Theil.

Ein Johannistag.

Wir führen unseren Leser am schönsten Juninachmittage in ein großes, freundliches Zimmer des Hôtel de Prusse der guten Stadt Flussau in Kurland. Auf dem Sopha ruhte, das Gesicht mit einem weißen Tuche bedeckt, Frau von Langerwald, und schien trotz des Lärmens und Schreiens, das vom Markte her durch die geöffneten Fenster hineindrang, zu schlummern. Sie mochte recht müde sein, die gute Dame! — Wer je als Landbewohner die Stadt Flussau zu Johannis besucht hat, der weiß, daß solches eine ermüdende Sache ist. Freilich, so lange man jung ist, geht es einem damit anders und nicht nur Theater, Cirkus und Menagerie, nein auch die langweiligste Visite bei Tante Eleonore und Tante Gabriele, bei Onkel Otto und Onkel Friedrich erscheint amüsant und lustig, und die Müdigkeit kommt erst nach, wenn man wieder daheim ist auf dem stillen Landgut oder, im schlimmsten Fall, schon im Reisewagen.

So saß denn auch Mathilde lustig und guter Dinge am Fenster, schaute hinaus auf das bunte Jahrmarktstreiben unter ihr und lachte allaugenblicklich leise vor sich hin, wenn irgend eine komische Figur ihre Heiterkeit erregte. Das war nun oft genug der Fall, und ihr Lachen schien endlich die Mutter geweckt zu haben, wenigstens schob diese das Tuch vom Gesicht und fragte:

„Worüber lachst Du, mein Kind?“

„Ach, Mama, Pardon, daß ich Dich gestört habe, aber nun komm rasch, rasch an's Fenster. Ein Paar Juden sind in eine köstliche Prügelei gerathen. Sieh doch, wie die langen Haare fliegen! Der Große wird wirklich noch von dem kleinen Rothbart geworfen werden. Komm! rasch, rasch!“

„Pfui, Mathilde,“ sagte die Baronin ohne sich zu erheben, „wie kann man nur au einem so rohen Anblick Vergnügen finden! Komm, mein Kind, setze Dich hierher zu mir!“

Mathilde schwankte einen Augenblick zwischen Schaulust und Gehorsam, dann siegte aber der Letztere, sie verließ mit einem wehmüthigen Blick auf die Arena, wo „der Große“ sich noch immer hielt, das Fenster und setzte sich neben die Mutter.

„Nicht wahr, mein Kind,“ sagte diese indem sie der Tochter Hand ergriff, „Du findest keine Freude an einem solchen Schauspiel?“

„Im Gegentheil, Mama,“ erwiederte Mathilde rasch, „ich finde einen solchen Anblick köstlich, herrlich! Du solltest nur sehen wie komisch das aussieht!“

Die Baronin seufzte. „Und thun Dir denn die armen Leute nicht leid?“ fragte sie.

„Mama, es waren gar keine Leute, es waren nur ein Paar Juden!“

„Nun, und sind denn die nicht auch Menschen?“

Mathilde lachte und küßte der Mutter die Haud. Der Unmuth, in dem sie bisher gesprochen, war weg. „Ich will es wieder gut machen, Mama; erlaube mir nur es wieder gut zu machen! Ach, ich weiß, Du wirst mir aber nicht erlauben, es wieder gut zu machen!“

Die Baronin sah nach der Decke, während Mathilde sprach, darum bemerkte sie das schelmische Lächeln, das um die Lippen der Tochter spielte, nicht und fragte harmlos:

„Nun, und was willst Du thun, mein Kind?“

„Ich will für ein Paar Rubel Kupfergeld aus dem Fenster werfen zur Sühne für das beleidigte Israel!“

Damit stand der Schalk auf und that als ob er zum Fenster wolle. Die Mutter fuhr wie elektrisirt empor und ergriff ihren Arm. „Aber, Mathilde, was hast Du für Einfälle! Du bist im Staude Dich wirklich vor ganz Flussau lächerlich zu machen!“

„Nun, und was wäre dabei verloren?“ fragte Mathilde, die immer noch auf dem Sprunge war, höchst naseweis.

„Das wäre dabei verloren,“ erwiederte die Mutter, indem sie den Arm noch immer festhielt, „daß alle Flussauer Dich für geisteskrank halten würden!“

„Mögen sie doch! Was liegt mir an den Flussauern! Mögen sie und meinetwegen das ganze Land mich für geisteskrank halten; das ist doch höchst gleichgültig, da ich es nicht bin!“

„So darfst Du nicht sprechen, Mathilde! So darf allenfalls ein Mann sprechen, nie aber eine Frau, nie ein junges Mädchen!“

„Ach, Mama, warum bin ich eine Frau und noch dazu ein junges Mädchen? Ich bin das Frausein so satt, so satt! Wahrhaftig, Mama, ich wollte lieber Papas Stallknecht, sein Hühnerhund sein, als ein leidiges junges Mädchen! Auf die Jagd reiten darf ich nicht, — ich bin ein junges Mädchen! — mich schießen, schlagen, Hazard spielen darf ich nicht, — ich bin ein junges Mädchen! — nicht einmal allein reisen, die Wirthschaft führen, rauchen, trinken, oder auch nur studiren darf ich, — ich armes junges Mädchen! Mama, ein junges Mädchen ist noch schlimmer dran, als ein Kettenhund, der doch wenigstens bellen darf nach Herzenslust! Ein junges Mädchen darf nicht einmal zusehen wie sich ein Paar Juden auf der Straße prügeln! Und nachher, wenn wir unglücklichen Geschöpfe verheirathet sind, wird es wo möglich noch schlimmer!“

Mathilde hielt erschrocken inne; sie wurde gewahr, daß wieder einmal ihr Scherz wehe gethan hatte und nicht verstanden worden war, denn die Baronin sah sie so traurig und unglücklich an, als hätte Mathilde eben nicht lustigen Unsinn geschwatzt, sondern ein solennes Glaubensbekenntniß abgelegt. Ehe diese aber noch Zeit fand, Abbitte zu thun, trat die Zofe der Baronin in's Zimmer und fragte ob die Damen die Herren von Altenhausen und Hungerow empfangen wollten. Mathilde protestirte vergeblich und hatte eben nur noch Zeit der Mutter rasch die Hand zu küssen, als die Gemeldeten eintraten.

Die Herren waren beide jung, von stattlichem Wuchs, lichtblond, hatten beide blaue Augen und hellgelbe Schnurrbärte, waren sehr elegant gekleidet und trugen jene Scheitel über den ganzen Kopf, die dem menschlichen Haupte eine so überraschende Aehnlichkeit mit einem Kürbiß verleihen. War der von Altenhausen auch etwas größer und schlanker als der Andere, so schnarrte er dafür nicht so hübsch wie dieser und so waren denn die Beiden ein Paar Freunde wie sie sein sollen, und dem armen Mädchenherzen, das zwischen ihnen hätte eine Auswahl treffen müssen, wäre es ergangen wie dem bekannten Thier mit den Heubündeln.

„Ich habe die Ehre meinen Freund von Hungerow vorzustellen, gnädige Frau! Lieutenant im Garderegiment! — Ich hörte daß Sie hier seien und wollte meinem Freunde das Vergnügen nicht versagen, wenigstens Ihre flüchtige Bekanntschaft zu machen!“ —

„In der That, ich wäre sehr unglücklich gewesen,“ krähte der Lieutenant.

Die Herren nahmen auf die Einladung der Baronin Platz.

„Ich hoffe Sie bleiben längere Zeit im Lande,“ sagte Frau von Langerwald zum Lieutenant.

„Ach, wie gerne, meine gnädige Frau, wie gerne! Aber der Dienst, der leidige Dienst! Ich habe leider nur auf vier Wochen Urlaub bekommen und muß nach Ablauf desselben durchaus zurück, obgleich es hier so charmant ist in Kurland, ach, so charmant! Unser Regimentscommandeur — von Witzerling — meine gnädige Frau, Ihnen wohl bekannt? Nicht? Nun, eine sehr alte Familie — Unser Regimentscommandeur, ein charmanter Mensch übrigens, ist nie in Kurland gewesen! Auf Ehre, ich sagte gestern Abend zu Altenhausen: „Wenn der Witzerling in Kurland gewesen wäre, wahrhaftig, ich bliebe vier Wochen über den Urlaub hier und er fände das ganz in der Ordnung. Was? Sagte ich das nicht, Kamerad?“

Der Kamerad bestätigte, daß der von Hungerow allerdings solche Worte geredet.

„Und was für enorme Talente man hier findet,“ fuhr dieser fort, „so in aller Stille ganz unbemerkt und ungefeiert. Da ist z. B. Fräulein Agathe von Altenhausen, meines Freundes Fräulein Schwester! Welch' ein Genie! — Ich versichere Sie, ich bin in Sachen der Malerei nicht ganz unkundig, aber ich kann auf Ehre nur sagen: „ich kam, sah und staunte!“ Welche weibliche Weichheit und Lieblichkeit bei so viel männlicher Kraft! Ich möchte sagen sie malt Göthe!“

„Du übertreibst,“ sagte der von Altenhausen.

„Auf Ehre, nein,“ antwortete der Lieutenant eifrig. Du verstehst nichts von der Malerei, mein Lieber, Du bist mehr für das Praktische!“

„Ja, das weiß Gott!“

„Nun eben! ich übertreibe durchaus nicht! Denke nur an das Bild über dem Schreibtisch Deiner lieben Frau Mutter! — Ich versichere Sie, meine gnädige Frau, das Bild muß durchaus nach Berlin auf die

Ausstellung! Du weißt, Altenhausen, ich bin ungemein vorsichtig mit meinem Ehrenwort, — nun neulich noch, als wir bei Theerbach ein Jeuchen machten, sagte Witzerling: „der Hungerow, der ist höllisch vorsichtig mit seinem Ehrenwort!" — aber nun, einerlei, ich hätte große Lust mich mit meinem Ehrenwort dafür zu verbürgen, daß das Bild in Berlin einen Preis, den ersten Preis bekäme!"

„Und was stellt das Bild dar?" fragte Frau von Langerwald.

„Den Kopf eines brüllenden Stiers!" antwortete Hungerow.

„Es ist ein Bulle," berichtigte Altenhausen.

„Wie? Nun ja ein Stier!"

„Nein, ein Bulle, ein Shorthorn-Bulle."

„Nun, und was macht Ihr denn da für einen Unterschied?"

„Nun, und das ist so hübsch?" unterbrach Fran von Langerwald.

„Famos! Pardon, wollte sagen charmant! Die Wildheit des Blickes ist wahrhaftig enchantirend, und doch, welche Weichheit der Konturen, welche Feinheit der Umrisse! Ich möchte sagen: Der Stier brüllt Liebe! Er ist ein Herkules am Spinnrocken!"

Der von Altenhausen war mit der Aufnahme, die die Beredtsamkeit seines Freundes fand, durchaus nicht zufrieden. Er hatte seinen Freund ja nicht nur dazu in's Land gebracht, damit er daselbst einige angenehme Wochen verbringe; er wollte ihm, der ein prächtiger Junge, wie Altenhausen es nannte, und sein Freund war, gern zu einer guten Parthie verhelfen, (er selbst beglückte bereits eine junge Oberläuderin als Gatte); denn der von Hungerow gehörte zwar, wie der Leser sogleich ersehen wird, zu einem hochangeseheneu Geschlechte, besaß aber außer seinen Kenntnissen in der Malerei nichts als sein Rasirzeug und ein wenig Wäsche. Seine Familie entstammte dem weit verbreiteten Geschlecht derer von Hungerow in der Mark, und zwar der ältesten Seitenlinie dieses Geschlechts, der von Hungerow-Schnappsack. Schon unter Joachim I. hatten nicht weniger als elf Hungerows in Folge der Verschwörung auf der Köpniker Heide die Thore Berlins mit ihren Schädeln zieren müssen. Wohlwollende Genealogen wiesen übrigens die Blüthe dieses Geschlechts schon in eine weit frühere Zeit hinauf, ja einer derselben hatte die Vermuthung ausgesprochen, daß der falsche Woldemar selber ein von Hungerow gewesen. Drei Hungerows fielen in der Fehrbelliner Schlacht, sieben und dreißig während des 30jährigen und nur zwei weniger während des siebenjährigen

Krieges, zehn in der Schlacht bei Jena. Genug, die von Hungerows konnten mit gerechtem Stolz auf die Geschichte ihrer Familie zurückblicken und sie ließen es daran nicht fehlen.

Der von Altenhausen fragte jetzt ob die Damen das Theater besuchen würden oder den Cirkus vorzögen. Die Herren waren sichtlich niedergeschlagen, als sie erfuhren, daß weder das Eine, nach das Andere geschehen würde, weil Herr von Langerwald nach Riga gefahren sei und erst am Abend zurückkehre. Sie wollten sich alsbald empfehlen, ließen sich aber überreden erst noch eine Tasse Kaffee zu sich zu nehmen. Die Conversation war die angeregteste, wenngleich etwas einseitig, da Frau von Langerwald wenig und Mathilde gar nicht sprach, sondern sich hartnäckig über einer offenbar sehr mühsamen Stickerei abquälte, einer Arbeit, die ihre Aufmerksamkeit so sehr in Anspruch nahm, daß es den Herren trotz aller möglichen Versuche durchaus nicht gelingen wollte sie zu vermögen, die Augen auch nur für einen Augenblick aufzuschlagen. Aber die Conversation war trotzdem eine angeregte. Herr von Hungerow erzählte von seinen Reisen, und er fand, daß Kurland doch das anziehendste Land sei. Er erzählte von der Residenz, er malte mit Feuer, schilderte Oper, Schauspiel, Cirkus, die Parade sogar auf dem Tempelhofer Felde, aber er fand, daß sich dieses Alles nicht vergleichen ließe mit dem Glücke des stillen beschaulichen Landlebens in Kurland. Oh, er kannte viele Frauen, aber nirgend hatte er den Reiz zarter Weiblichkeit so ausgeprägt gefunden, als bei den kurischen. Er sprach seine Verwunderung aus über ihr ungemein zurückhaltendes Wesen. Er sagte das übrigens nicht nur, er war wirklich verwundert. Es war ihm noch nie passirt, daß er eine Stunde lang zu einem jungen Mädchen gesprochen, das auch nicht ein einziges Mal die Augen aufgeschlagen, um auf die graziösen Bewegungen seines Schnurrbarts, während er sprach, oder auf die militärische Gradheit seines Scheitels, oder wenigstens auf die äußerst modische Länge und Weiße seiner Nägel zu achten. Nun kann bekanntlich dieselbe Bemerkung sehr verschiedene Stimmungen erregen. Der von Altenhausen war viel weniger erstaunt, als verdrossen, und wandte sich endlich mit der Frage an Mathilde: „Haben Sie, mein Fräulein, schon von der jüngsten Heldenthat ihres Protegé gehört?“

Die Augenlider des jungen Mädchens flogen in die Höh' und eine dunkle Röthe stieg in ihrem Gesicht auf. Der Blick, der auf den Frager

fiel, war nichts weniger als freundlich und die Stimme klang zornig, als sie antwortete: „So wenig, daß ich nicht einmal weiß, wen Sie mit dieser Bezeichnung meinen!“

„Nun, wen sollte ich meinen als Ihren Schulfreund, den jungen Wolfschild.“ Herr von Altenhausen hielt einige Augenblicke inne, als erwarte er einige Erkundigungen nach den Heldenthaten des Protegé; als er aber sah, daß die Augenlider der Tochter wieder auf der Arbeit ruhten und die der Mutter mit vieler Aufmerksamkeit eine Seidenfranse an ihrer Mantille betrachteten, fuhr er fort: „Der junge Mann hat sich leider gemüssigt gesehen, den großen Einfluß, den er auf seine Schulkameraden ausübt, dazu zu verwenden, seine Standesgenossen gegen unsere jungen Leute aufzuhetzen, und es ist ihm dies so gut gelungen, daß, wie der junge Hadersleben mir versichert, die jungen Edelleute nur noch mit Revolvern in der Tasche in die Schule zu kommen wagen, weil sie nicht sicher sind überfallen und mißhandelt zu werden. Nicht wahr, Hungerow,“ wendete er sich an seinen Freund, „Du warst zugegen, als er es erzählte?“

„Allerdings!“ schnarrte der Angeredete.

„Ist es möglich,“ rief die Baronin, „und ganz ohne Veranlassung?“

„Nein, nicht gerade ganz. Da hat nämlich ein frecher junger Mensch, ein gewisser Dornblatt, ein Lied auf den letzten Landtag verfaßt, in dem er die würdigsten Männer des Landes auf das Unverschämteste verspottet und verhöhnt und namentlich den Burghöff'schen Hadersleben und den Dseltepill'schen Fuchsberg dem Gelächter seiner Gesellen preis gab. Unsere jungen Leute, vor Allen die Söhne der Verspotteten, konnten sich das natürlich nicht gefallen lassen und, da der Mensch von gemeiner Herkunft ist und somit von anderweitiger Satisfaktion nicht die Rede sein konnte, hatten sie beschlossen, ihm in corpore einen tüchtigen Denkzettel zu ertheilen. Da mischt sich nun plötzlich der junge Wolfschild hinein und auf sein Anstiften erklärt die ganze Literatenjugend gegen die Uns'rigen zusammenzustehen wie ein Mann und dem Subjekt kein Haar krümmen zu lassen. Ja, gegen Friedrich Fuchsberg ist er so unhöflich geworden, daß dieser ihn hat fordern müssen. Gelinde ausgedrückt ist das Benehmen des jungen Mannes doch sehr sonderbar!“

„Sehr sonderbar!“ bekräftigte Herr von Hungerow.

Die Baronin sah zum Fenster hinaus und seufzte recht bänglich.

„Wird wohl nicht so arg gewesen sein," sagte Mathilde; „wahrscheinlich haben sie Alle über den Einen herfallen wollen und das hat der junge Wolfschild nicht geduldet, worin er auch sehr recht hatte, und was Gustav Hadersleben betrifft, so sagen Sie ihm nur, den Revolver möge er zu Hause lassen, losschießen wird er ihn doch nicht, dazu ist er viel zu hasenherzig. Ja, ja, Sie lachen," fuhr sie lebhaft fort, „es ist mein voller Ernst! Mir ging einmal aus Versehen ein Pistol im Zimmer los, da fiel er vor Schreck vom Stuhl und Mama mußte ihm Zuckerwasser reichen lassen, um ihn nur wieder zu sich zu bringen.

Die Herren lachten, Mathilde lachte auch und auch Frau von Langerwald lächelte, als sie ein verweisendes: „Mathilde!" hören ließ.

Herr von Altenhausen fuhr übrigens wieder ernsthaft fort: „Der junge Wolfschild soll überhaupt auf Abwege gerathen sein, soll neben dem Demokraten auch den Atheisten spielen und immer davon sprechen das Land zu verlassen und nach Rußland zu gehen."

„Sollten Sie ihn nicht zu streng beurtheilen?" bemerkte Frau von Langerwald. „Der Sohn eines so liebenswürdigen Vaters!"

„Mache dir um ihn keine Sorge, Mama," warf Mathilde rasch ein, „er ist ein prächtiger, lieber Mensch. Ja, ja, verlassen Sie sich darauf," fuhr sie gegen Hungerow drohend heraus, der sie verwundert ansah. „Weder ein Demokrat, noch ein Atheist, sondern ein fixer Junge, der das Herz auf dem rechten Fleck hat und nicht zusehen kann, wie Jemandem Unrecht geschieht. Das verstehen wir Kurländer überhaupt nicht!"

„Gewiß nicht, mein Fräulein," stotterte der durch ihre Heftigkeit ganz erschreckte Preuße.

„Mathilde," rief Frau von Langerwald wiederum.

„Hatte ich nicht Recht den Herrn als ihren Protegé zu bezeichnen," meinte der von Altenhausen.

„In diesem Sinne ist jeder Abwesende mein Protegé," war die Antwort. „Uebrigens," fuhr sie nach der Uhr sehend fort, „wird er selbst gleich hier sein und seine Vertheidigung besser führen, als ich es vermag."

Diese Aussicht schien die Herren nicht eben sehr zu erfreuen und eine Begegnung mit dem noch nicht duellfähigen Gegner ihnen peinlich zu sein, wenigstens verabschiedeten sie sich bald darauf ohne den Besprochenen zu erwarten.

„Mathilde," sagte Frau von Langerwald, als die Thür sich hinter den Gehenden geschlossen, „Du bist über die Maßen unbedacht! Was sollen die Herren von Deinem heftigen und unbesonnenen Wesen denken?"

„Was sie wollen, Mama!"

„Und wenn sie Dich nun, liebes Kind, mit dem jungen Wolfschild in's Gerede bringen?"

„Wie," entgegnete sie aufgeregt, „soll ich in meiner Gegenwart den Liebling meiner Seele heruntermachen lassen und noch dazu von der fremden Schnarrwachtel?"

„Mathilde, Du glaubst nicht wie wehe Du mir mit Deinen derben Ausdrücken thust.

Das Gesicht der Frau von Langerwald trug in diesem Augenblick wirklich so sehr den Ausdruck aufrichtigen Kummers, daß Mathilde rasch aufsprang, auf die Mutter zueilte, sie stürmisch umfaßte und mit einer Fülle von Küssen überschüttete. „Sei nicht böse, mein Mütterchen, ich will mich künftighin mehr zusammen nehmen! Aber in meiner Gegenwart auch so von ihm zu sprechen! Die dummen Menschen!

Ein Ritter.

Das tête a tête wurde durch den Eintritt des Erwarteten, Vielbesprochenen, unterbrochen. Es war ein bildhübscher blonder Jüngling mit leuchtenden blauen Augen und von hohem stattlichem Wuchs, dem Mathilde jetzt entgegeneilte und ihm die Hand zum Kuß hinhielt, während sie, mit dem Zeigesinger der Linken auf die Rechte weisend, gebieterisch ausrief: „Küssen, küssen!“

Der junge Mann schien dieses Gebot nicht ungern zu vernehmen, wenigstens war er so eifrig bemüht es zu erfüllen, daß Mathilde einige Mühe hatte die Hand wieder frei zu machen.

„Nun will ich Ihnen auch sagen, wofür Sie mir gedankt haben.“

„Ich habe Sie eben gegen eine Criminalanklage vertheidigt. Aber jetzt setzen Sie sich hierher und beruhigen Sie Mama und sagen Sie ihr, daß Sie weder der Antichrist, noch ein Demokrat sind.“

Der junge Mann schien zu wissen, was es mit der Anklage auf sich hatte, wenigstens stieg ein dunkles Roth in seinen Wangen auf und seine Stimme klang beklommen, als er erwiederte: „Da muß ich zuerst wissen, was man Ihnen von mir erzählt hat!“

„Und eine Tasse Kaffee trinken zur Stärkung,“ sagte Mathilde, die Klingelschnur ergreifend. Die Baronin hatte sich wieder auf das Sopha gelegt, Wilhelm (so wollen wir unseren Freund von jetzt an nennen) hatte seinen Stuhl an den Tisch gerückt und spielte nun mit seiner Cigarrendose. Mathilde nahm wieder ihren Platz am Fenster ein und hielt ihre Arbeit in der Hand, ohne sich jedoch mit ihr zu beschäftigen.

„Nun erzählen Sie!“ sagte Mathilde.

„Ich versichere Ihnen, meine gnädige Frau,“ begann Wilhelm, zu Frau von Langerwald gewandt, „daß ich mich in der ganzen Angelegenheit sehr gemäßigt benommen habe —“

„Sehr unwahrscheinlich," warf Mathilde ein.

„Und Alles, was ich gethan, noch jetzt für durchaus richtig halte. Schon seit einiger Zeit war unter den jungen Edelleuten, die die Schule besuchen, ein Ton eingerissen, der unsererseits durchaus nicht geduldet werden konnte. Jeder, der nicht zu ihnen gehörte, wurde mit Nichtachtung behandelt, und dabei geberdeten sie sich immer als geschlossenes Corps, in dem Einer für Alle stand und Alle für Einen. Nun hatte einer unserer Kameraden, ein junger Dornblatt, in einer lustigen Stunde ein allerdings recht scharfes Spottlied auf den letzten Landtag gemacht. Das war ohne sein Zuthun und gegen seinen Willen bekannt geworden. So hatte es denn auch Fuchsberg zu Gesicht bekommen, dessen Vater darin in der That stark mitgenommen war. Doch galt der Spott mehr dem ganzen Landtage als diesem einzelnen Manne, zumal da Fuchsberg für ultraliberal unter seinen Standesgenossen gelten konnte. Indessen, wenn sich der Beleidigte nur dafür an Dornblatt gehalten hätte, so wäre nichts dagegen einzuwenden gewesen; statt dessen faßte er den Handel aber als Standesbeleidigung auf, — die ganze Gesellschaft that sich zusammen und wollte Dornblatt prügeln. Da legte ich mich denn in's Mittel. Ich wollte nicht zulassen, daß Zwanzig gegen Einen standen; meine Freunde ließen mich nicht im Stich und die Junker mußten mit langer Nase abziehen. — Das ist das ganze Ereigniß!"

„Aber der junge Mensch hatte doch auch sehr ungezogen gehandelt," meinte Frau von Langerwald.

„Gewiß, meine gnädige Frau, obgleich die letzten Beschlüsse des Landtags — Nichts haben sie beschlossen, diese Herren, die die Vertreter des Landes zu sein glauben und sich wie solche geberden, nichts, aber auch gar nichts! — In unserer Zeit, wo Alles forteilt mit der Geschwindigkeit der Eisenbahn, des Telegraphen, da bleiben nur wir stehen und noch dazu da, wo andere Länder vor Jahrhunderten gestanden. Nur dem Adel gehört das Land, nur der Adel sitzt im Landtag, nur der Adel in den Gerichten. Zweitausend zum Theil höchst unfähige Menschen spielen die Herrn über 600,000, sprechen von ihren uralten Privilegien und Verdiensten, während die einen errungen sind von einer Bande aus Deutschland hergelaufener Räuber und von den anderen kein Mensch etwas weiß. Und die Nachkommen jener alten Raubritter wollen jetzt die Letten behandeln wie die Thiere, wollen die alteingeborenen Familien Fremde schelten,

ihnen nur Pflichten aufbürden und immer nur Pflichten, und die entsprechenden Rechte ausschließlich für sich behalten. Es ist Zeit, daß man ihnen die Zähne weist, jetzt mit Spott und Hohn, und nachher (und die hohe Stirn des jungen Mannes zog sich finster zusammen) nachher auch mit Ernst, mit dem bittersten Ernst!"

„Wolfschild," rief die Baronin, auf deren Gesicht sich das lebhafteste Erschrecken malte, „was ist Ihnen begegnet, man muß Sie persönlich verletzt haben! Was hat man Ihnen gethan? Woher diese heftige Erregung?"

Wilhelm lächelte bitter: „Mir, (er betonte das Wort stark) mir hat man nichts gethan. So weit ist es bei uns gekommen," fuhr er fort, „daß man es gar nicht zu glauben vermag, Jemand könne auch noch aus anderen als persönlichen Gründen denken, fühlen, handeln! Wer nicht schweigen kann und will, wer sich nicht beschämen lassen will durch die Steine, wer das Ding beim rechten Namen nennt, unsere verrotteten, erstarrten Verhältnisse tadelt, Mitleid hat mit dem armen gedrückten Bauer, dem mit Füßen getretenen Bürger, — der, meint man, müsse persönlich gereizt sein. Aber die Zeit kommt, die Zeit ist nicht mehr fern, wo sie werden Rechenschaft ablegen müssen, diese Herren, wo sie wieder den Weg gehen werden, den sie gekommen, wo dasselbe Schwert, das hier dieses Land unterwarf, sie auch wieder heimschicken wird."

„Aber Wilhelm, wie sprechen Sie denn, — so denken Sie ja gar nicht," rief Mathilde, mit einem besorgten Blick auf die Mutter. „So denkt er gar nicht, Mama, das sagt er Alles nur so in der Heftigkeit!"

„Verzeihung, mein Fräulein, so denke ich allerdings," rief Wilhelm heftig. „So denke ich und so werde ich denken, immer, immer!"

„Dann, Wolfschild, muß ich Sie jedenfalls bitten, ihre Ansichten über die Unsrigen nicht in unserer Gegenwart und nicht in solcher Weise auszusprechen," sagte Frau von Langerwald mit zitternder Stimme und fliegender Röthe auf den Wangen. „Unser Geschlecht und mein Alter sollten uns, denke ich, vor einer solchen Sprache schützen!"

„Verzeihen Sie," rief Wilhelm lebhaft, „verzeihen Sie, meine beste gnädige Frau! Brauche ich Ihnen zu sagen, daß ich Sie nicht verletzen wollte, daß mich wieder einmal meine unselige Heftigkeit fortgerissen! Die Form, in der ich meine Ansichten aussprach, war allerdings kränkend. Bitte, verzeihen Sie mir!"

Ach, Wolfschild," erwiederte die Baronin versöhnt, „auf die Form kommt wenig an, wenn nur die Sache selbst nicht wäre. Sagen Sie selbst, lieber Wolfschild, muß nicht Jeder, der Sie so sprechen hört und Sie und Ihre Eltern nicht so genau kennt, wie wir, Sie wirklich für einen leidenschaftlichen Liberalen, wenn auch nicht für einen wüthenden Demokraten halten? Ich bitte Sie, denken Sie an die Ihrigen, wenn Sie nicht daran denken wollen, daß Sie sich auf diese Weise Ihre ganze Zukunft im Lande verderben."

„Oh, um die Zukunft ist mir nicht bange," war die Antwort. „Ein tüchtiger Mann fand noch alle Zeit sein Brod. Ist's nicht in Kurland, so ist's in Rußland, und auch dort kann ich den Letten dienen."

„Was wollen Sie nur mit den Letten, Wolfschild?"

„Oh, ich will viel mit ihnen, gnädige Frau! ich will ihnen dienen, sie sollen meine Herren sein, meine guten gnädigen Herren! Ich will für sie kämpfen, für sie leiden will ich; gut machen an meinem Theil, was meine Nation an ihnen verbrochen hat; sprengen die Ketten, in die man sie geschlagen! — Aber lassen wir dies Gespräch. Meine Heftigkeit führt mich jedesmal weiter, als ich will; ich kann über diesen Punkt, der meine ganze Seele erfüllt, nicht kaltblütig sprechen, meine Worte nicht ängstlich abwägen! — Haben Sie Nachrichten von Helene?"

„Ja," rief Mathilde, offenbar froh, daß das Gespräch eine andere Wendung nahm. „Sehr interessante Nachrichten sogar. Rathen Sie, welcher Art diese Nachrichten sind!"

„Nun, sie ist doch nicht etwa verlobt?"

„Getroffen! Was Sie für ein scharfsichtiger junger Mann sind! So ist es. Da haben Sie den Brief; er ist ganz Helene. Sie müssen ihn aber vorlesen, und namentlich den Schluß recht laut."

„Was soll das nun wieder, Mathilde?"

„Den Schluß muß er laut lesen, Mama, ich kann ihm das durchaus nicht erlassen!"

Wilhelm ergriff lächelnd den Brief und las:

Dresden, den 27. Mai 18 . .

Angebetete Mathilde!

Hoffentlich bist Du mit Titel und Rang, so ich Dir verleihe, zufrieden! Solltest Du es nicht sein, so will ich in meinem nächsten Brief den Ausdruck meiner Leidenschaft für Dich zu steigern versuchen. —

Ich habe Dir dieses Mal Allerlei zu berichten. Unsere Reise war recht langweilig und erlitt nur in Königsberg eine kleine Unterbrechung, indem Ducka, das Vieh, sich verlaufen hatte und wir Alle ihn suchen mußten, bis es Onkel gelang, ihn, wer weiß wo und wie, zu finden. Die Cousinen und ich hatten schon gehofft, er würde nicht mehr zum Vorschein kommen; das war uns aber um unserer vielen Sünden willen nicht beschieden. Vielmehr hat er gestern Alice wieder recht tüchtig in den Finger gebissen, eine Unthat, die ich ihm noch allenfalls verzeihen könnte, wenn das gräuliche Vieh sich nur nicht immer meine Schleppe zum Lager ausersehen wollte, wo ich dann nicht eher aufstehen darf, als bis es dem Señor beliebt. — Den Cousinen geht es übrigens recht gut. Alice hat noch immer gelbe Augen und Gella grüne. Sie lassen Dich grüßen! Hier in Dresden leben wir recht angenehm, besuchen die Oper, die Gallerie, das Theater, die Bälle u. s. w., wobei mich nur wieder mein altes Unglück verfolgt: mehr zu gefallen nämlich, als die Cousinen, wofür ich dann allerlei kleine Demüthigungen mit meiner, Dir bekannten, Geduld hinnehmen muß. Auf einem der von uns besuchten Bälle habe ich mich mit einem Justizrath Lammstedt aus Bartenberg, einem liebenswürdigen, sehr wohlhabenden und leidlich aussehenden Vierziger, verlobt, und beabsichtige ihn, wenn es Gottes Wille ist, wie Vater Wolfschild sagt, Mitte August zu heirathen. Onkel und Tante sind mit der Partie sehr zufrieden, obgleich beide zu sagen pflegen, daß sie ihre Töchter verstoßen würden, wenn sie es sich einfallen ließen, einen Bürgerlichen zu heirathen. Da die Bürgerlichen aber meistens gebildete Leute von gutem Geschmack zu sein pflegen, so hoffe ich, wird ein solcher Schlag dem lieben Haupte meines Oheims fern bleiben.

An die Pastorin habe ich geschrieben und erwarte auch von Gretchen umgehend einen ernst gehaltenen Brief mit der Mahnung größeren Ernst bei Besprechung eines so ernsten Falles an den Tag zu legen. — Uebrigens kann ich Dir versichern, daß ich die größte Freude empfinde, aus dem Leidenszustande eines Aufzöglings von Nichte in den Erhöhungsstand eines Abgottes von Frau überzugehen. Dazu klingt der Name Lammstedt auch nicht gar zu plebejisch, und ich bleibe doch immer eine née Annenburg!

Nun, lebe wohl, meine Theuere! Ich würde Dich um Deine Brautschwesterschaft bitten, wenn ich nicht wüßte, daß Du doch nicht kommst. So werden also Neid und Hoffnung (nach der Augenfarbe meiner Cousinen

zu schließen) an meiner Seite stehen. Nochmals lebe wohl, meine Theuere, und schreibe bald Deiner Helene Annenburg — künftig Unglücksstedt!

P. S. Apropos! grüße doch Wilhelm, den dummen Jungen, wenn Du ihn siehst, und meinen Milchbruder Paul. NB. Ich nenne Paul meinen Milchbruder, weil auch ihn Niemand auf der Welt so recht lieb hat.

„Nun?“ fragte Mathilde, als Wilhelm geendet.

„Helene ist doch das seltsamste Geschöpf von der Welt.“ sagte dieser, „und wer sie nicht kennt und nur einen solchen Brief liest, der muß sie für sehr herzlos halten.“

„Und wie ich glaube hätte, wer sie so beurtheilte, auch durchaus nicht Unrecht,“ bemerkte Frau von Langerwald.

„Mama,“ rief Mathilde, „Helene ist der einzige Mensch, dem gegenüber Du Deine gewöhnliche Milde bei Seite setzest und ein zu strenges Urtheil fällst. Deine Abneigung gegen das unglückliche Mädchen habe ich nie verstehen können. Kein Tadel wird in Deiner Gegenwart ausgesprochen, der nicht eine Entschuldigung Deinerseits hervorriefe; nur wenn die Rede auf die arme Helene kommt, machst Du davon eine Ausnahme!“

„Weil ich Helene für ein durch und durch unwahres, unnatürliches und im schlimmsten Sinne unweibliches Wesen halte, und darum auch dem gütigen Schöpfer dafür danke, daß Er sie jetzt an einen Ort gebracht, der sie von Dir, hoffentlich für alle Zeit, trennt. Ich bin überzeugt, daß sie Eure Gutherzigkeit und Theilnahme einzig und allein mißbraucht hat und möchte nicht das Geringste für alle ihre Freundschaftsversicherungen geben!“

„Mama, Du kannst es ihr nicht verzeihen, daß sie eine Zweiflerin ist.“

„Nicht daß sie eine Zweiflerin ist kann und mag ich ihr nicht verzeihen, sondern daß sie eine Spötterin ist!“

„Sie thun ihr Unrecht, gnädige Frau,“ rief Wilhelm lebhaft, „Sie thun ihr Unrecht. Oh, sie hat mich Blicke thun lassen in ihr warmes, zuckendes Herz! Sie hat ein unglückliches, leidenschaftliches Temperament, aber sie kämpft auch dagegen mit aller Kraft. Sie will das Höchste und eben deshalb ist sie stets unzufrieden mit Dem, was sie erreicht, und weil die Welt und ihr eigenes Wesen ihren zu hoch gespannten Erwartungen nicht entsprechen, wird sie ungerecht gegen beide, verspottet sie auch das Heilige, verhöhnt sie auch das Ehrwürdige!

Denken Sie an die traurige Jugend, die sie verlebt! Wie halt- und stützlos ist sie aufgewachsen! Ist es da nicht verzeihlich, daß ein so lebhafter und feuriger Geist, wie der ihrige, bei so großer äußerer Schönheit auch etwas eitel erscheinen kaun? Dieser Lammstedt, von dem sie da so gleichgültig schreibt, — gewiß beugt sie sich vor seinem überlegenen Geist, bewundert sie seine Thatkraft! Ist es nicht natürlich, daß sie sich scheut ihre wahren Gefühle auszusprechen, sie, die man von jeher wie ein Aschenbrödel behandelt, deren leidenschaftliche Natur man verspottet und auf jede Weise zurückgedrängt hat in sich selbst!"

„Sie sind ein beredter Vertheidiger, Wolfschild," sagte die Baronin, „das freut mich zwar für Sie, kann aber an meinem Urtheil über Helene nichts ändern!"

Das Gespräch wurde durch den Eintritt einiger Verwandten der Frau von Langerwald unterbrochen, und Wilhelm empfahl sich bald. Als er Mathilde zum Abschied die Hand reichte, flüsterte sie ihm zu: „Sie haben sehr brav gehandelt, Wilhelm, ich danke Ihnen!"

„Ich danke Ihnen!" — das klang so süß und traut in Wilhelms Herzen wieder, als er hinaustrat in die laue Abendluft unter das bunte Jahrmarktgetümmel. An ihm vorüber wälzte sich der Menschenstrom um auf der Mitte des Marktes in zwei Armen zu münden, links in's Theater, rechts in den Cirkus, während kleine Nebenarme sich nach allen Seiten hin in's Freie ergossen. Wilhelm ließ sich von einem dieser Nebenströme gemächlich forttreiben, und als dieser, nachdem er die Flußbrücke passiret, allmählich nach allen Seiten hin sich verlor, ging er immer gerade aus. Besonders interessante Gedanken hatte er nicht, ja er hätte Niemand sehen können, wenn er nur überhaupt dachte, aber er hatte das Gefühl, daß sich über ihm der wonnigste Abendhimmel wölbte und die laueste Abendluft ihn umgab, daß er allein dahin ging über den grünen Rasen weiter Wiesen, daß Gott die Liebe sei und die Welt groß und daß ihm soeben Jemand mit einer wunderholden Stimme gesagt: „Ich danke Ihnen!"

Er hatte das Gefühl, daß er Feinde habe, die ihn haßten, und hatte das Gefühl, daß seine Schultern stark genug seien, diesen Haß zu tragen; er hatte das Gefühl, daß er Freunde habe, die für ihn durch Feuer und Wasser zu gehen allezeit bereit seien und das Größte von ihm erwarteten, und hatte das Gefühl, daß er das Größte leisten könne; er hatte das Gefühl, daß ein Mädchenherz ihn unsäglich lieb habe und

hatte das Gefühl, daß er dieser Liebe nicht unwerth sei. Vor Allem aber hatte er das Gefühl, daß er lebe und daß er stark sei, — oh, er hätte Berge versetzen können! —

Und so schritt er rüstig dahin, den Hut in der Linken, mit der Rechten das Stöckchen schwingend, und spät erst, als die Sonne sich neigte, kehrte er um und ging wieder zurück, und sah auf die flimmernden Sterne und auf die Leuchtkugeln und Raketen, die aus den Gärten aufstiegen und hoch oben lärmend platzten und niederschütteten rothe und grüne und blaue Sternlein. — Aber als er wieder die Brücke betrat und die Menschen lustwandlen sah im Schloßgarten, Kopf an Kopf, da fiel ihm Allerlei ein und er fühlte nicht mehr, sondern dachte, und es mochte nichts Angenehmes sein woran er dachte, denn er sah finster aus und zornig.

Zu Hause fand er Paul am Schreibtisch. Dieser sah kaum von seinem Buche auf, als Wilhelm eintrat. Nach einiger Zeit legte er die Feder weg, zündete sich eine Cigarre an und sagte: „Friedrich war hier."

„Nun, was wollte er?"

„Er läßt Dich bitten Dich mit ihm ohne Sekundanten zu schießen. Er fürchtet, Euere Freunde könnten dadurch Unannehmlichkeiten haben."

Auf Wilhelms Wangen malte sich ein brennendes Roth. „Und was meinst Du dazu?" fragte er.

„Ich meine, daß Du darauf nicht eingehen darfst, namentlich, da sein Vorschlag noch nicht zu Ende. Es soll nämlich jeder von Euch für den Fall eines unglücklichen Ausgangs einen Brief zurücklassen, in dem er sich des Selbstmords anklagt."

„Und warum meinst Du, daß ich auf diese Proposition, die mir sehr vernünftig erscheint, nicht eingehen soll? So kann Niemand zu Schaden kommen und unsere Ehrensache nicht verschleppt werden. Ich bin mit ihr durchaus zufrieden. Was hast Du dagegen?"

„Unter Anderem," erwiederte Paul, indem er den Kopf zurückbog und eine mächtige Rauchwolke ausstieß, „unter Anderem z. B. das, daß die Deinigen Dich dann für einen Selbstmörder hielten!"

„Pah! und warum nimmst Du gerade diesen Fall an?"

„Er liegt doch immer im Bereich der Möglichkeit. Friedrich schießt nicht um eines Haares Breite schlechter als Du!"

„Und selbst wenn Du Recht hättest, — heute zu Tage sterben Viele durch Selbstmord!“

„Heute zu Tage sprechen Viele schlechter, als sie sind!“

„Höre Paul, glaubst Du nicht, daß ich den Vorschlag einfach annehmen muß, selbst wenn ich nicht wollte?“

„Warum solltest Du etwas so Thörichtes müssen?“

„Weil ich, wie die Sache nun einmal liegt, ihn scheinbar doch zuerst beleidigt habe!“

„Warum „scheinbar?“ Sage zuerst und Du triffst es genau!“

„Nein, Paul, ich sage scheinbar, denn in Dornblatt beleidigte er unseren ganzen Stand, also auch mich.“

„Hm!“

„Findest Du das nicht?“

„Nein, durchaus nicht!“

„Du findest also, daß ich Unrecht hatte, mich Dornblatts anzunehmen?“

„Das nicht, aber ich finde, daß Du durch Deiue Heftigkeit und Dein gereiztes Wesen Dir, ihm und uns Allen wesentlich geschadet. Denke Dir, daß ein junger Edelmann Deinen Vater so verspottet hätte, hättest Du und wir Alle nicht Zeter geschrieen über den Sünder? Wäre er nicht dafür gezüchtigt worden von Dir, mir, Deinen Vettern bis in's siebente und achte Glied?“ Wo hätten wir Worte gefunden um das Bubenstück aristokratischer Frechheit derb und vernichtend genug zu bezeichnen! Was nun dem Einen recht ist, ist dem Andern billig!“

„Paul, Du sprichst ja wie ein Aristokrat!“

„Ich spreche wie ein billig denkender Mensch; Du bist es, der willkührlich, der aristokratisch handelt.“

„Und Du hättest Dornblatt, Du hättest einen Letten ruhig mißhandeln lassen von der adeligen Meute?“

„In diesem Falle: ja! Wir wollen unseren gerechten Haß nicht durch Ungerechtigkeit beflecken. Friedrich und die anderen Junker hielten sich dieses Mal fern vom Standeshochmuth, wollten nur die beleidigten Eltern rächen. Du warst es, Wilhelm, verzeih' dem Freunde die Aufrichtigkeit, Du warst es, der ihnen Unrecht that. Bist Du mir nicht böse?“

Aus dem Blick, mit dem Paul die dargebotene Hand begleitete, sprach so viel Liebe, daß auch ein härteres Herz, als das Wilhelms, dem Freunde nicht hätte zürnen können. Wilhelm drückte die dargebotene Hand herzlich; dann griffen beide nach einem Buch.

Als sie schon in den Betten lagen und das Licht ausgelöscht hatten, sagte Wilhelm: „Helene hat sich verlobt!“

„Mit wem?“

„Mit einem Bartenberger Justizrath!“

„Gute Nacht!“

„Gute Nacht!“

Die Langerwald's.

Auch die Langerwald's hatten den Abend noch zu einem Spaziergang benutzt und erst spät verabschiedeten sie sich von einem zahlreichen Verwandtenkreise, um in ihr Hotel zurückzukehren, wo sie von dem Kellner mit der Nachricht empfangen wurden, daß der Herr Baron so eben zurückgekehrt sei.

„Mama,“ flüsterte Mathilde der Mutter zu, ehe sie ihre Zimmer betraten, „bitte, erzähle Du Wilhelm's Abenteuer!“ Die Mutter nickte bejahend und trat ein. Ihr Gemahl war ein kleiner, äußerst magerer, schlank gebauter Mann mit brandrothem Haar und Bart und einer gewaltigen, scharf gebogenen Nase. Er war augenblicklich damit beschäftigt seinen Backenbart vermittelst Handtuch, Kamm und Bürste von eingedrungenem Staub zu reinigen und schien nicht eben in der besten Laune; wenigstens rief er der eintretenden Frau mit lauter hoher Stimme zu: „Gott straf' mich! (Herr von Langerwald war allgemein unter dem Namen „Gott straf' mich“ bekannt, weil er selten einen Satz anders, als mit dieser Phrase begann). Gott straf' mich, natürlich wieder nicht zu Hause!“

„Ich glaubte, lieber Fritz," begann die Baronin mit sanfter Stimme —

„Gott straf' mich! Du glaubtest natürlich, daß ich erst morgen nach Hause käme; das wolltest Du sagen. Widersprich mir nicht; ich weiß, das wolltest Du sagen!"

„Allerdings, lieber Fritz!"

„Allerdings, Isalie!" spottete der Baron. „Aber freilich wenn ich Dein Bruder gewesen wäre, oder ein Neffe, oder ein Doktor, oder irgend ein fremder hergelaufener Geselle von Livländer oder Preuße — Gott straf' mich! Du hättest mich allerdings erwartet. Ich bin überzeugt, daß Du auf einen hergelaufenen Ausländer die ganze Nacht gewartet hättest, ja bis zum Hahnenschrei!"

Herr von Langerwald hätte sich ohne Zweifel auch noch fernerhin in Vermuthungen über die eventuelle Handlungsweise seiner Gemahlin ergangen, wenn ihm nicht Mathilden's rosige Lippen den Mund geschlossen hätten. So aber besann er sich eines Besseren und, indem er das Handtuch über die Schulter warf und mit der rechten Hand Kamm und Bürste in die Höhe hielt, umfaßte er mit der linken die Tochter und küßte sie mehrmals auf Augen und Stirne.

„Du scheinst ja recht verdrießlich nach Hause gekommen zu sein, Papa!"

„Wie so, Jungfer Naseweis? Ist mein Nestküken nicht aufgelegt? Hat Deine Mama Dich geärgert, mein Füllen?" —

„Nein, dies Mal ist mein Papa daran Schuld," lachte Mathilde.

„Nun, mein Gässelchen, dann muß er auch dafür sorgen, daß auf Regen Sonnenschein folgt. Rathe, was ich Dir mitgebracht habe?"

„Einen Schimmel, Papa," rief Mathilde.

Der Vater ließ sie los, ließ auch die Rechte sinken mit Kamm und Bürste, trat einen Schritt zurück und sah sie über das Lorgnon weg an: „Gott straf' mich!"

„Ja, ja, einen Schimmel," jubelte Mathilde ausgelassen ihm um den Hals fallend. „Tausend Dank Väterchen, Du bist ein Engel von einem Väterchen, ein Zuckerpüppchen von einem Väterchen!"

„Bist Du toll, Mädchen! Pfui, laß doch, laß, pfui, wer wird so wild sein, laß doch. Wo soll ich denn den Schimmel haben, Du

Taugenichts? Sieh' selbst, hier in der Tasche ist er nicht und da in dieser auch nicht. Nein, rathe was Anderes!"

„Geld zu einer Reise in's Ausland?"

„Gott straf' mich!"

„Was denn Papa?"

„Frage den Georg. Ich will mit Dir nichts zu thun haben. Gott straf' mich, wie Du mir heiß gemacht hast, Du Teufelsmädchen!"

„Georg, Georg!" rief Mathilde. „Ach, der Unglücksmensch hört mich ja nicht!" Und nun begann sie so heftig und andauernd zu schellen, daß in wenig Augenblicken je ein Paar Kellner und Stubenmädchen hineinstürzten. „Rufen Sie mir Georg! daß er gleich herkommt!" Der Kammerdiener erschien.

„Guter Georg, rasch her damit! Was hat Papa für mich mitgebracht?"

„Soll ich ihn hereinführen, Herr Baron?" fragte der Diener.

Der Baron hatte sich auf das Sopha geworfen und krümmte sich vor Lachen. „Gott straf' mich! Führ' ihn — herein! führ' — ihn — herein!"

Der Diener eilte hinaus und Mathilde wieder auf den Vater zu.

„Papa, es ist ein Mops? Bitte sage, ist es ein Mops?"

„Oh—weh, oh—weh" — stöhnte der Vater und war nicht aus dem Lachen zu bringen.

Frau von Langerwald, die sich trotz ihrer zwanzigjährigen Ehe offenbar noch immer nicht an das Temperament ihres Gatten und ihrer Tochter gewöhnt hatte, war in die Fensterbrüstung geflüchtet und beobachtete mit ängstlichem Gesicht den Frohsinn der Ihrigen.

Mathilde hatte sich auf den Rand des Sophas gesetzt. — „Papa, ist es ein Mops? Du sagtest „führ ihn herein", also, wenn's nicht ein Schimmel ist, so muß es ein Mops sein. Wenn Du mir nicht antwortest, so kitzele ich dich!"

Der Alte fuhr wie elektrisirt in die Höhe, aber ehe sie noch ihre Drohung wahr machen konnte, entstand in dem Korridor, der zu ihrem Zimmer führte, ein Gepolter, als stürzte die Decke über ihnen zusammen.

„Papa," jubelte Mathilde, „es ist doch ein Schimmel! Tausend Dank!" Nun küßte sie ihn wieder und er lachte wieder. Unterdeß ging die Thüre auf und ein Paar Stallknechte führten den prächtigsten Apfel-

schimmel hinein, mitten in's Zimmer, und draußen in dem Korridor standen die Leute Kopf an Kopf und lachten und amüsirten sich und hatten ihre Freude an dem lustigen alten Herrn. Nun sprang Mathilde auf, eilte auf den Schimmel zu, küßte ihn auf den Kopf und streichelte seinen glänzenden Rücken.

„Und courbettirt gut, Papa?“ fragte sie.

„Du wirst eher müde als er! Ein Prachtgaul, hab' ihn bei Hinné eigens für Dich bestellt. Sieh', was für Fesseln! Aber umtaufen mußt Du ihn, sie haben dem armen Thier einen Hundenamen gegeben.“

„Wie heißt er, Papa?“

„Romeo haben sie ihn getauft den armen Schelm. Du mußt ihm einen ordentlichen Roßnamen geben!“

„Omar soll er heißen, Papa!“

Der Alte schlug sich vor die Stirn. „Hörst Du es, Isalie? hörst Du es? Trifft das Mädchen je Eins? Immer schwarz! — Das findest Du wohl nicht,“ brauste er auf, als seine Frau schwieg, „natürlich, das arme Mädchen ist ja auch Dein Kind; Du liebst nichts was Dein ist. Ich zweifle daran, daß Du eine Christin bist, ja, ich bin geneigt daran durchaus zu zweifeln, denn ich bin der Meinung, daß Du — Gott straf' mich — den Herrgott selbst nicht lieben könntest, wenn er Dein wäre!“

„Ich habe ja nicht ein Wort gesagt, lieber Fritz!“

„Das ist es eben. Du schweigst mich zur Verzweiflung. Schweigen ist auch eine Antwort. Glaube doch nur ja nicht, daß ich nicht weiß, was Du jetzt verschweigst! Du denkst, daß der Schimmel da kreuzlahm ist und sandrückig und spatlahm und bockbeinig. Sprich's nur aus, ma chère! Sag' es ganz offen! Mich hintergehst Du nicht, ich weiß doch, was ich von Deinen Gedanken zu halten habe! — Nun, mein Töchterchen,“ wandte er sich wieder zur Tochter, „was meinst Du, soll man ihn nun nicht wieder hinausführen? Morgen soll Dir Agathe ihren Sattel leihen und ich verschaffe mir wohl auch irgendwo einen Gaul; dann kannst Du Dein Rößchen probiren. Er setzt Dir über eine vierundzwanzig Fäuste hohe Barriere wie ein Vogel!“

„Laß ihn noch einen Augenblick hier bleiben, Papa! Was für ein Hals! Georg, bringen Sie etwas Brod? Aber was ist das da, — der rechte Hinterfuß scheint nicht ganz in Ordnung?“

„Isalie, was es für einen Blick hat, das Mädchen! — Es ist nichts, mein Kind. Der Hundsfott von Schmied hat ihn vernagelt!“

Das Brod wurde gebracht und von Omar mit sichtlichem Vergnügen verzehrt. Dann wurde er wieder hinausgeführt; Frau von Langerwald wagte sich wieder aus der Fensterbrüstuug hervor; Mathilde holte sich ihre Stickerei und setzte sich an den Tisch und Herr von Langerwald griff wieder nach Kamm und Bürste. — Eine Weile schwiegen alle Drei.

„Isalie,“ begann Herr von Langerwald, „mich wundert, daß Du nicht die Bemerkung machst, daß es hier nach dem Stalle riecht! Warum unterdrückst Du diese Bemerkung?“

„Weil ich nicht finde, daß es der Fall ist, lieber Fritz!“

„Aha,“ sagte Herr von Langerwald.

„Mein süßes Mütterchen!“ sagte Mathilde und küßte der Mutter die Hand. Während servirt wurde, erzählte Herr von Langerwald von seinem Rigaer Aufenthalt. Riga und dessen Bewohner hatten durchaus nicht das Glück, sich seines Wohlwollens zu erfreuen, ein Schicksal, das sie übrigens mit allen nicht kurischen Städten und Nichtkurländern theilten, denn da war keiner, dem der alte Herr ein gutes Haar ließ, auch nicht einer. Die Rigaer waren geschniegelt und gebügelt — „Seidenschwänzchen“; die Livländer glatt und gebildet — „Dompfaffen“; die Esthländer lebhaft und zur Emphase geneigt — „Spatzen“; die Polen — „Prahlhänse“; die Bundesdeutschen — „Bauern“; die Russen — „Saufnickel“; kurz jede Nation hatte alle Ursache, sich über den Schöpfer zu beklagen, und nur Diejenigen fanden Gnade vor seinen Augen, von denen ihm nie ein Exemplar zu Gesicht gekommen war. Der Länder Blüthe aber waren in seinen Augen die Lande: Kurland und Semgallen. Aber ach! die Sonne selbst hat Flecken und diese Flecken in Kurlands Vollkommenheit waren: Daß man vielfach die Zetter und Pointer der einheimischen Vorsteherrasse vorzog, daß man den Landboten Diäten bewilligte, daß die Cochinchinesen den alten kurischen Goldhahn ganz verdrängten, daß man mit Kreuzleinen fuhr, daß man anfing den Barontitel allezeit im Munde zu führen und das Wappen (wie der Alte sagte) auf jede Waschschüssel setzte, und daß die Frömmigkeit so gewaltig überhand genommen und um sich gefressen, daß man kaum mehr am Sonntag auf die Jagd reiten dürfe, ohne daß Weib und Kind ein Lamento erhöben. Die Schuld aber dieser Veränderungen trugen nach der Ansicht des Herrn von Langerwald lediglich

— das Consistorium und das Oberhofgericht. In der That, es wäre schwer gewesen zu entscheiden, welche dieser beiden Landesantoritäten er mehr haßte, verachtete und verspottete. Das Consistorium hatte ihm nicht erlaubt, seinen Lehrer, einen zwar einheimischen, aber dem Trunk sehr ergebenen Candidaten, der sich nie irgend welchem Examen unterzogen, zu seinem Prediger zu machen, und was noch schlimmer war, es hatte seinen Willen durchgesetzt, obgleich der alte Herr Himmel und Hölle in Bewegung gebracht hatte, seinen Candidaten in die Paulinenhöfer Pfarre zu bringen. Nicht weniger als drei Deputationen hatte die Gemeinde auf seinen Antrieb und auf seine Kosten an alle Instanzen gesandt bis nach Petersburg hinauf, um den ihr so lieben und würdigen Mann als ihren Seelsorger zu erbitten. Nicht weniger als eben so oft hatte er selbst Reisen in dieser Angelegenheit gemacht, um dem „trefflichen Manne" zu seinem Recht zu verhelfen. Alles vergeblich! Und um das Maß seiner Schuld voll zu machen bis zum Ueberlaufen, hatte das Consistorium schließlich sogar bei der gerade versammelten brüderlichen Conferenz darauf angetragen, ihm wegen seiner agitatorischen und Unruhe stiftenden Thätigkeit ihr Mißfallen zu erkennen zu geben. Und das ihm, dem stillsten, ruhigsten Manne, der nur nicht ansehen konnte, daß Jemandem Unrecht geschah; nur seine Pflicht erfüllte als Edelmann, wenn er die Armen unterstützte und den Bedrängten beistand. Freilich, seine Feinde behaupteten, daß er der streitsüchtigste Mann sei, den es in Kurland gebe; daß seit zwei Dezennien dreiviertel aller Gerichtsarchive mit Akten angefüllt seien, deren Ueberschrift: Baron Langerwald contra N. N. laute; daß er keinen Nachbar habe, mit dem er nicht prozessirt, und keinen Geschäftsfreund zwischen Riga und Memel, den er nicht verklagt; daß er noch nie irgend wo oder wann mit einer Majorität gestimmt, noch je auch auf den billigsten oder vortheilhaftesten Vergleich eingegangen sei. Würde ein Pastorat in einem der Kirchspiele, in dem er besitzlich sei, vacant, so halte er mit seiner Stimme sorgfältig zurück, um sie nach vollzogener Wahl dem durchgefallenen Candidaten zu geben. Würde in der Convocation irgend ein Beschluß gefaßt, so gebe er einen Protest gegen ihn zu Protokoll, uoch ehe er ihn kenne. Nie, seit er seine Güter angetreten, habe er irgend eine Willigung gezahlt, ohne es bis zur Exekution kommen zu lassen. Kein Klageführender wende sich vergeblich an ihn; er unterstütze jeden mit Geld und Einfluß, ohne sich auch nur im Mindesten darum

zu bekümmern, ob die Klage eine gerechtfertigte sei oder nicht. Man müsse ihn, behaupteten die Spötter, mit einem Pistol in der Rechten und einer Klage in der Linken abmalen lassen und so im Flussauer Museum aufhängen, als eines der letzten Exemplare einer ausgestorbenen Gattung. Seine Frau, behaupteten sie, habe er einzig und allein geheirathet, weil ein Paar seiner Freunde sich in einer ausgelassenen Stunde damit amüsirt, den derben und wegen seiner Grobheit übel berüchtigten Langerwald mit der jungen Lichthoven, dem zartesten Fräulein der Welt, zu paaren und sich ihr Zusammensein phantastisch-sarkastisch auszumalen. „Gott straf' mich," sollte Langerwald, der zugegen gewesen, gesagt haben, „was ein rechter Mann ist, paßt zu jeder Frau," und noch an selbigem Abend bei ihrem Vater um sie angehalten haben. Diese Spötter behaupteten, der Widerspruchsgeist sei schon so alt in ihm, daß er lediglich aus Abneigung dagegen es zu machen wie andere Leute, wie Macduff im Macbeth zur Welt gekommen sei. — Daß er aber allen Grund hatte, das Oberhofgericht zu hassen, davon wird sich der Leser im Verlaufe dieser Erzählung ohne Zweifel überzeugen.

Nachdem Herr von Langerwald etwa zwanzig Beefsteakziegel, die er mit großer Gewandtheit in Keilform aus dem gros herausschnitt, zu sich genommen und noch ein Paar Teller voll Fleischpudding hinzugefügt hatte, leerte er einen großen Pokal mit Porter, wischte mit der Serviette Mund, Bart und Hände ab und fragte dann, indem er sich aus einem Zündhölzchen einen Zahnstocher zurecht schnitt, und ohne Jemand anzusehen:

„Nichts Neues?"

„Nein, lieber Fritz!"

„Papa, der Herr von Hungerow war hier."

„Und wie war Dir denn, mein Täubchen, in Gegenwart des preußischen Marders zu Muthe?"

„Sehr traurig, Papa, darüber, daß vor der Thür kein Falleisen stand!"

„Recht so, mein Töchterchen! Ein kurischer Fink ist hübscher, als eine ausländische Mandelkrähe! War sonst noch Jemand hier?"

„Wilhelm Wolfschild."

Frau von Langerwald blickte auf Mathilde, die sie bittend ansah. „Der junge Wolfschild," begann sie darauf mit einer Stimme, die noch viel sanfter und hinsterbender klang, als gewöhnlich, obgleich Jemand,

der mit ihrem Gesicht so vertraut war wie Mathilde, ein Lächeln bemerkt hätte, das um ihre Lippen spielte, „der junge Wolffschild hat leider in den letzten Tagen wieder einmal eine Gesinnung an den Tag gelegt, die nur zu sehr der geringen Meinung entspricht, die ich, wie Du Dich erinnern wirst, immer von ihm gehabt. Er hat gezeigt wie sehr er von den neuen demokratischen Ideen ergriffen ist und wie weit seine Animosität gegen unseren Stand geht. Jetzt wirst Du selbst finden, daß ich mit meiner Ueberzeugung, er sei ein undankbarer, irreligiöser und mißleiteter Jüngling, Recht habe.“

Herr von Langerwald schien dazu durchaus nicht geneigt.

„Gott straf' mich!“ rief er. „Frau, ward je über einen liebenswürdigen, bescheidenen, tüchtigen jungen Mann aus einem befreundeten Hause so abgeurtheilt? Hat je eine Frau leichtsinniger den Stab über den Namen eines Ehrenmannes gebrochen? Wurden je unverdientere und widersprechendere Urtheile über Jemand zusammengestellt? Wo, in aller Welt nimmst Du den Muth dazu her? Du, die Du eine Christin sein willst und Deinen Kindern, Gott straf' mich, jeden geläuteten Sonntag eine Predigt vorliest, bei der sogar die Mägde und der Gärtner dabei sein müssen. Ich verstehe es nicht!“

Das Gefühl vor einem unlösbaren Problem zu stehen schien Herrn von Langerwald höchlichst zu beunruhigen, wenigstens sprang er auf und ging mit schnellen Schritten im Zimmer auf und ab. Endlich blieb er unmittelbar vor Mathilde stehen und fragte: „Täubchen, verstehst Du es?“

„Nein, Papa,“ erwiederte Mathilde ohne aufzusehen.

„Und kann man denn nicht wenigstens den Thatbestand des Ereignisses erfahren,“ wandte er sich wieder an seine Frau, „aus dem Du so betrübende und durchaus ehrenkränkende Schlüsse ziehst? — Kann Dein Mann nicht erfahren, warum Du den Sohn seines einzigen Freundes, des einzigen Ehrenmannes in Kurland — (Herr von Langerwald hielt einen Augenblick inne wie um sich zu besinnen, fuhr aber dann um so entschlossener fort) — des einzigen erprobten und durchaus bewährten Mannes in Kurland einen Wüstling und Heiden, ja sogar einen Demokraten nennst? Könnte Dein Mann vielleicht so glücklich sein das von Dir zu erfahren?“

Frau von Langerwald erzählte nun, indem sie sich sichtlich bemühte aus den Fakten, die sie indeß nach der von Wilhelm selbst mitgetheilten Leseart wiedergab, möglichst schwarze Streiflichter auf Wilhelm's Charakter fallen zu lassen. Sie betonte namentlich, daß Wilhelm gerade gegen den jungen Fuchsberg, den Sohn des intimsten Freundes seines Vaters, so ausfallend gewesen und äußerte sich mit äußerster Indignation darüber, daß Wilhelm die Freundschaft dieses gewissen Dornblatt der Liebe Friedrich Fuchsberg's, der doch aus einem der ältesten Häuser des Landes hervorgegangen sei, vorgezogen und schloß mit den Worten: „Ich fürchte dem alten Manne wird das Herz brechen, wenn er von den Unthaten des Sohnes hört, und nur aus Rücksicht für den Vater geschieht es, wenn ich die Bitte, den Sohn von unserem Hause fern zu halten, unterdrücke!“

„Mathilde!“ rief, als sie geredet, der Baron im Tone höchster Entrüstung, indem er die Arme bogenförmig über den Kopf erhob und die Hände zusammenschlug, „Mathilde, hast Du gehört was Deine Mutter sagt? Gott straf' mich. Bei Gott, ich hätte Dich hinausgeschickt, wenn ich gewußt hätte wie Deine Mutter sprechen würde!“ — „Wo in der Welt,“ wandte er sich dann wieder an seine Frau, „hast Du denn Deine genealogischen Studien gemacht? Wer in der Welt hat Dir denn eingeredet, daß die Fuchsberg's mit den Syberg das Mühlrad zerbrochen oder mit den Tiesenhausen die Plesse gebaut? — Und wenn ihr Ahnherr Hermann's Kammerdiener und ihre Ahnfrau seine Geliebte gewesen wäre, ist das ein Grund für einen anständigen Menschen ihren Schmierbengel von Nachkommen dem Umgange mit einem so trefflichen jungen Manne wie der junge Dornblatt vorzuziehen? Und wenn Du den alten Fuchsberg den intimsten Freund von Wilhelm's Vater nennst, so bist Du, Gottlob, auch wieder im Irrthum. — Und wofür soll er denn dankbar sein, der arme Junge? Ist er denn ein Bettelkind, das die Fuchsberg's hinter'm Zaune gefunden und aufgefüttert? Ist er denn eines Küsters Junge, der von der Cousine erhalten wird auf dem Gymnasium und von dem Vetter auf der Universität? Und da soll er nun ruhig zusehen wie eine ganze Meute herfällt über den einen prächtigen Jungen, weil er das Maul auf dem rechten Fleck gehabt und das Lächerliche lächerlich gemacht hat. Gott straf' mich! Das ist wohl irreligiös? Isalie, das ist wohl irreligiös? Wenn das irreligiös und demokratisch ist, so sind wir Kurländer alle Demokraten und die Vorstadt

St. Antoine ist ein Kind gegen die Jakobsburger Hauptmannschaft. — Mathildchen, mein Kind, ist das irreligiös? — Eines sage ich Euch, ich möchte Den nicht sehen, der gegen den Wilhelm unhöflich wird in meinem Hause!" — Mit diesen Worten verließ der Baron das Zimmer.

Als sich die Thür hinter ihm geschlossen, lehnte sich Frau von Langerwald in ihren Stuhl zurück und lächelte Mathilde wehmüthig-freundlich zu. Mathilde eilte zu ihr, kniete vor ihr nieder und küßte ihre schmale lange Hand. „Tausend Dank, mein Mütterchen!" — Die Mutter heftete die Augen starr auf den Lampenschirm und seufzte schwer. „Ach, Mathilde, ich kann doch nichts mehr verlieren in seiner Meinung!" — Sie beugte sich auf den Kopf ihres Kindes herab und eine Thräne glänzte silbern in Mathildens goldenem Haar. „Sei glücklich Du, Licht meiner Seele," flüsterte sie. „Gute Nacht!"

Eli.

Doch es ist hohe Zeit den Leser mit den bisherigen Schicksalen der vorgeführten Personen bekannt zu machen und zwar wollen wir mit Paul beginnen.

Paul Schwarz war der Sohn eines Landarztes, eines Herrn, dessen Gesicht sehr roth, dessen Sprache sehr laut und dessen Hände immer in den Hosentaschen steckten. Er hatte mit manchem seiner Collegen die tiefe Abneigung gegen den Adel und die innige Liebe zu allen geistigen Getränken getheilt und sein Lebtag für einen Mann gegolten, der lieber Porter trank, als Bier und lieber Grog, als Limonade gazeuse. Nachdem er die Universität auf Kosten irgend eines wohlthätigen Edelmannes absolvirt und als flotter Philister hinausgetreten war in's Leben, wie die meisten flotten Philister: „kahl am Beutel, arm am Herzen, leer im Kopf," hatte er sich in einer Waldgegend des Unterlandes niedergelassen, um sein ferneres Leben dem Bezahlen seiner Universitätsschulden

zu widmen. Kurz vor seinem Ende, er starb früh' und lebensmüde, hatte er mit einer hübschen Halbdeutschen, der Tochter eines benachbarten Müllers, ein Liebesverhältniß angeknüpft, und sie, als dasselbe Folgen gehabt, geheirathet. Als Paul, die Frucht dieses Bündnisses, geboren wurde, hatte sein Vater schon die endgültige Antwort auf die Frage erhalten, die er sich so oft vorgelegt: warum er geboren und dreißig Jahre alt werden mußte. Paul's Mutter, eine brave aber einfache und ungebildete Frau, zog mit ihm nach dem Tode ihres Mannes zu ihrem Bruder, der in Jakobsburg Kaufmann und Fleckenvorsteher, außerdem aber noch sehr gutmüthig, sehr dick und sehr eitel war. Letzteres war verzeihlich, denn wenn schon überhaupt das Fleckenvorsteheramt seinen Mann verlangt, so erst recht das Jakobsburg'sche, denn Jakobsburg hat 473 Einwohner und 41 Häuser. Dazu hat in Jakobsburg der Herzog Jakob seligen Andenkens oft und gern geweilt und die beiden Nolde's nächtigten dort am Tage vor der Katastrophe in Mitau, so daß die Stadt durch ihre historische Bedeutung zu den interessantesten Orten des Landes gehört. Auch liegt sie ja so reizend am Ufer eines Flüßchens und altes Gemäuer findet sich wirr durch einander auf dem Hügel rechts vom Flecken. Der selige Pastor Thudichum, der ein großer Alterthumsforscher gewesen, hat sogar einige schauerliche Sagen erfunden, die ja möglicherweise bei dem Volke coursiren könnten. Also das Haupt dieses modern-antiken Ortes war nicht wenig stolz auf die Schwester Doktorin, obgleich er in ihrer Gegenwart jede Gelegenheit benutzte um hervorzuheben, wie „der Schuster bei seinem Leisten bleiben solle, wie er aus Mesalliancen sein Lebtag nichts Gescheidtes habe werden sehen, wie es auch unter den Literaten viele Lumpen gebe u. s. w.!"

Döblen

Das Opfer dieses krämerlichen Zartgefühls und der fleckenvorsteherischen Belehrungssucht ertrug die Weisheit des Bruders mit wahrhaft himmlischer Geduld und Sanftmuth, und lebte übrigens nur dem Knaben. Für ihn waren ihre fleißigen Hände Tag und Nacht in Bewegung, um seinetwillen spann und webte sie so lange sie die Finger bewegen konnte, für ihn endlich betete sie Tag und Nacht. Was sie auch that, ihre Gedanken waren ein stetes Gebet für ihr Kind und wenn sie am Sonnabend oder Sonntag Abend an seinem Bettchen saß und in der alten Bibel las, dem großen Buch mit dem schwarzen Einband und den versilberten Messingecken; wenn sie da langsam mit den Fingern den

Buchstaben folgte, Zeile für Zeile, während im Bettchen daneben ihr Kind so gesund und regelmäßig athmete, dann fühlte ihr Herz eine Seligkeit, von der ihr Mann nie etwas geahnet hatte, eine Seligkeit, die überhaupt selten einzieht in die Brust eines Mannes.

Paul wuchs heran als ein scheues Kind, als ein verschlossener Knabe, der nur die eine Mutter liebte, die freilich mit der ganzen Gluth, die Kindern eigen, denen die übrigen sie umgebenden Personen Gegenstand des Schreckens oder der Abneigung sind. Doch gab das Kind auch diesem mächtigen Gefühle nur selten Ausdruck. Der Knabe hatte von der Natur einen scharfen Verstand und jenes leicht verletzliche, ich möchte sagen zerrüttete Nervensystem mitbekommen, das man bei uns neben der üblichen Massivität nicht selten findet, eine fast frauenhafte Empfindlichkeit und Reizbarkeit, die nur zu leicht uns zu unserer Umgebung in eine feindliche Stellung bringt und dadurch den Blick für die schwachen und lächerlichen Seiten unserer Mitmenschen allzusehr schärft. Solche Naturen lassen sich an dem Guten nicht genügen, sie verlangen nach dem Idealen und werfen auch das Beste verächtlich bei Seite, sobald sie eine schwache Seite an ihm entdecken. Paul verbrachte die ersten und wichtigsten Lebensjahre unter Verhältnissen, welche die Gefahren eines solchen Naturells nicht beseitigen konnten. Die ungebildete, wenn auch noch so brave Mutter, der gutmüthige aber rohe Onkel, die falsches Deutsch sprechende Gesellschaft endlich, die sich Sonntags beim Onkel versammelte; der dickbäuchige, bebrillte Postmeister, der mit dem X'schen, dem er in Allem nachahmte, doch nichts gemein hatte als das Schnupfen und Fluchen; der Gemeindegerichtsschreiber Herr Stöckchen, der es dem Pastor durch jahrelanges Bitten endlich abgerungen, daß derselbe in seinem Taufschein „Stöckchen statt Koizing" geschrieben; der Schulmeister endlich, der Irmlau mit Nr. 3 verlassen und sich dann auf Flötenspiel, Schiller und das Courmachen geworfen; dazu noch ein Paar Gevatter Schuster und Schneider konnten einen Geist nicht befriedigen, in dem die Natur die Keime künstlerischer Empfänglichkeit, des tiefsten Widerwillens gegen alles Gemeine und Unschöne gelegt. „Der Kleine ist blöde, gute Madame Doktorin," sagten sie und ließen das Kind gehen, das in ihrer Gegenwart kalt und fremd war. In der Volksschule war er wie der Begabteste, so der Fleißigste. Anfangs war er das nicht immer gewesen, aber seit der Flötenspieler ihn einmal gefragt, ob er glaube, daß er als Doktorenjunge nichts zu lernen

brauche, gab er nie wieder Veranlassung zum Tadel. Mit den lettischen Knaben war er lieb und freundlich; gegen die Söhne der deutschen Bürger kalt und kurz angebunden.

So verging die Zeit und bald trat die Frage heran: Wohin mit Paul, was soll er werden? — Die Volksschule hatte er weit hinter sich, ja sogar etliche Extrastunden, die ihm der Flötenspieler für ein Liespfund Zucker und ein Paar Pfund Tabak hatte angedeihen lassen, — aber was nun? Diese Frage wurde jetzt im Familienzimmer des Herrn Laßmann (so hieß der Onkel Fleckenvorsteher) fleißig erörtert. Der Onkel stimmte für die Apothekercarriere; „das wäre einmal ein Amt, das seinen Mann nähre, hätte zweitens viel Verwandtes mit der Medicin und wäre drittens die einzige studirte Carriere, die man zur Noth ohne Mittel einschlagen könne. Er sei überzeugt, daß Herr Lämmlein, so hieß der Apotheker des Ortes, den Jungen in die Lehre nehmen würde, ja ihn vielleicht auch noch kleiden; da wäre der Knabe dann sehr gut aufgehoben. Er selbst könne dem Neffen nichts geben, er habe selbst Weib und Kind und sein Geschäft werfe wenig ab.

Herr Lämmlein, ein kleines dürres Männchen, voll unglaublicher Höflichkeit und von wahrhaft beunruhigender Beweglichkeit der Glieder, hatte in der Gegend den Spitznamen: „der Adler"; zu dem war er aber so gekommen: — Der Kaiser kommt einmal auf einer Reise durch Kurland auch nach Jakobsburg und zur Begrüßung des Monarchen werden zwei Ehrenpforten gebaut; die eine am Eingang und die andere am Ausgang, wie es sich gehört. Die Erstere, die der Adel der Umgegend baut, kostet 500 Rbl., und wird ebenso prächtig als geschmackvoll; die Andere, die die Bürger des armen Städtchens errichten, kostet 25 Rbl., und wird ein dürres mit Tannenreißern behängtes Holzgerüst, just wie ein geschmückter Galgen. „So kann's nicht bleiben," sagt der Doktor Braun, der ein praktischer Mann ist und aus Nichts Etwas zu machen versteht; und man nimmt den doppelköpfigen Adler von der Apotheke und setzt ihn oben in die Ehrenpforte. Unter dem Adler aber steht nach altem Brauch mit großen goldenen Buchstaben: „Eugenius Lämmlein, Apotheke!" Darüber legt man eine prächtige Rosenguirlande, so daß das Ganze nur aussieht wie ein zerzauster Fichtennachwuchs, in den ein Orkan einen Adler und eine Rosenguirlande geschleudert. Unterdessen kommt der Monarch an; allgemeiner Jubel; ängstlich glücklich klopfende Herzen;

umher galloppirende Buschwächter; blonde Edelleute im Ballkostüm; endloses Hurrahgeschrei und schlecht gesungene Nationalhymne. Der Kaiser steigt aus, unterhält sich auf's Liebenswürdigste und fährt dann weiter. Wie er unter der Bürgerehrenpforte hinfährt, sieht er hinauf und lacht. Warum lacht er? — Es hat sich die Rosenguirlande gelüftet und steht da deutlich für Jedermann zu lesen: „Eugenius Lämmlein, Apotheke!" Den aber nannte man fortan: den Adler.

Doch wir kehren zurück in die Laßmann'sche Familienstube. Tante Laßmann, ein kleines mageres Frauenzimmer, das immer hustete und nach einer Materialwaarenhandlung roch, sprach ihre unmaßgebliche Meinung dahin aus, daß Paul Schreiber werden solle. Er habe unverkennbare Aehnlichkeit mit Herrn Grünwald, einem Schreiber in der Nachbarschaft, und das sei sehr viel werth. Sie wenigstens lege ein großes Gewicht auf Aehnlichkeiten. Ihr Bruder habe immer nicht Schlächter werden wollen. Da habe ihr Vater, der ein „Preiße" gewesen, (Madame Laßmann sprach das „eu" unendlich fein und spitz aus und versäumte nie bei Gelegenheit, zu erzählen, daß ihr Vater ein „Preiße" gewesen. Sie renommirte ihrem Gatten gegenüber, der halbdeutscher Herkunft war.) zu ihm gesagt: „Jott verdamm' mich, du oller Schlingel," habe ihr Vater gesagt, „Kreuz-Bomben-Sapperlot, Du wirst ein Schlächter, Du hast so was von einem Ochsen in der Physionomie und zumal im Nacken!" — Und er wurde ein Schlächter und ist jetzt Meister in Flussau, und ist in den Scharren kein Mann, der sich ihm vergleichen, noch an die Seite stellen ließe."

„Vortrefflich Madame, vortrefflich," sagte der Postmeister und nahm eine Prise.

Herr Malewsky aber, der erste Schneider im Ort, war für den Kaufmannstand. „Daß ist doch etwas Solides," sagte er. „Man sieht es so einer Kaufmannsstadt gleich an, daß sie etwas zu bewachen hat. Da ist Riga, ringsum Wälle und Gräben. Dann erzählte er von zwei, drei Fällen, in denen Leute, auch Doktorskinder, im Kaufmannsstand zu großem Reichthum gelangt seien.

„Vortrefflich, ebenfalls vortrefflich," sagte der Postmeister. (Der X'sche Baron, sein Vorbild, schloß jede Aeußerung, eigene wie fremde, mit dieser Phrase ab.)

Die Mutter schwieg zu Alledem; sie hätte nicht gewagt, in Gegenwart so vieler Autoritäten ihr Urtheil abzugeben. In ihrem Innern aber

hegte sie den heißen Wunsch, ihren Sohn „auf den Pastor" studiren zu sehen. Auf der ersten Seite ihrer Bibel stand mit großen schwankenden Buchstaben: Paul Schwarz, geb. den 1. December 18**, Psalm 84, 5: „Wohl Denen, die in Deinem Hause wohnen, die loben Dich immerdar! Sela!" — Wo aber die Mittel zum Studiren hernehmen? — Darüber entstanden in ihrem Kopf allerlei zum Theil gar abenteuerliche Pläne. So vergingen ein paar Tage. Am Sonnabend mußte Paul der Mutter, wie jetzt immer, ein Kapitel aus der Bibel vorlesen (wie rasch er lesen gelernt hatte), und zwar traf es sich, daß er die Jugendgeschichte Samuels las. Das that ihr sehr wohl. „Paulchen," sagte sie, als er geendet und sie mit zitternder Stimme das Vaterunser gesprochen, „Paulchen, es ist doch wunderbar, wie gut der liebe Gott ist und wie freundlich. Da flehst Du Ihn an in der Angst Deines Herzens und fragst Ihn, was Du thun sollst und weißt in Deinem dummen Sinn nicht aus noch ein, und wenn Du am Abend Deine Bibel liest, da hast Du Antwort, so klar und deutlich, als ob der Onkel selbst sie gegeben hätte."

„Was willst Du thun, Mutter," fragte der Knabe verwundert.

„Ich will zum Herrn Pastor gehen und ihn fragen, ob er Dein Eli sein will." — Paul sann über diesen Ausspruch lange nach. Also so sah Eli aus, dachte er verwundert und der schöne Kopf des alten Wolffschild stand lebendig vor seinen Augen. Paul liebte die Erzväter und Helden der biblischen Geschichte durchaus nicht. Einmal waren sie immer so feig und verzagt; dann aber hatte ihm der Postmeister bei Gelegenheit gesagt, sie seien Juden gewesen, und der Schulmeister hatte die Wahrheit dieses Ausspruchs verbürgt. Seitdem stellte er sich Abraham und Jacob und Eli und David wie kurische „Pindeljuden" vor, mit langem zerzaustem Bart, Peissacken und lispelnder Stimme. Sogar Simson verlor dadurch alle Anziehungskraft für ihn. Er konnte die Juden wie alles Schmutzige nicht leiden.

Die Mutter aber hatte noch lange zu schaffen und zu kramen, und geschäftig suchte sie ihren ganzen Staat zusammen, wie sie ihn angehabt an ihrem Hochzeitstage. Das Kleid aber von grüner persischer Seide war auf ihren damaligen hoffnungsvollen Zustand berechnet gewesen und mußte daher umgemacht werden, so gut es eben ging.

Am folgenden Tage war helles klares Sonntagswetter. Paul mußte früh aufstehen und seine besten Kleider anziehen, ein feuerrothes russisches

Hemdchen, um das ein prächtiger Gurt geschlungen, ein Paar schneeweiße Höschen und funkelnagelneue Stiefel. Nur die Mütze, die alt und von bescheidener grauer Farbe war, paßte nicht recht dazu; indeß da war nichts zu machen; die Mutter putzte sie sorgfältig, rieb die Flecken, so weit es ging, mit Spiritus aus, und setzte sie ihm dann vorsichtig auf den Kopf. Dann hieß es, er könne hinaus in den Garten, solle sich aber wohl hüten die Kleider zu beschmutzen. „Geh' ja nicht in den Thau, daß deine Hosen nicht grün werden," rief ihm die Mutter noch zuletzt nach. Paul ging ganz betäubt vou all' dem Staat und dem Spiritusgeruch auf seinem Kopfe hinaus nach dem Garten. Ob wol Samuel auch so hübsche weiße Hosen und einen so schönen rothen Rock angehabt hat, dachte er, indem er langsam auf den Grandwegen hin und her ging und sich sorgfältig hütete, der thaufrischen Einfassung der Gartenbeete zu nahe zu kommen. Der rothe Rock erinnerte ihn an Joseph und es ging ihm unwillkührlich der Gedanke durch den Kopf, ob ihn die Mutter nicht am Ende auch verkaufen wolle. Aber er mußte selbst darüber lachen. Nun stellte er sich an den Lattenzaun und sah hinaus auf den Markt, auf dem allmählich die Bauern zusammenfuhren, glatt gekämmt, in ihren besten Kleidern, mit ernsten Sonntagsgesichtern. — Dann kam die Mutter. Sie war noch immer eine hübsche Frau, aber sie wußte das nicht. Ihre Augen waren etwas geröthet und demüthig zu Boden gesenkt. Sie hatte ihr grünseidenes Kleid an und darüber ein gelbes Tuch, und auf dem Kopf einen schwarzen Hut. Er war ursprünglich auch grün gewesen, sie hatte ihn aber umgemacht und gefärbt, als der „Seelige" starb und ihn dann so gelassen. Sie nahm Paul an der Hand und nun ging es hinaus auf den Markt. „Jetzt geht es zu Eli," dachte Paul. Es ging aber noch nicht zu Eli, sondern erst in die Kirche. Oben läuteten die Glocken so lustig und drinnen erklang die Orgel so feierlich und langsam. Sie hatten schon das erste Lied gesungen als die Pastorin hereinkam, und sie lächelte, als sie auf die Doktorin sah. Warum lächelte sie wohl? Darüber dachte Paul nach bis er ganz fest einschlief. Er träumte, daß er einer der Knaben war, die hinter Elisa herliefen; Elisa aber sah aus genau wie Samuel Hirsch, der mit einem Wagen umherfuhr und von dem die Mutter den rothen Rock gekauft. Da wandte dieser sich um, faßte Paul an dem Kragen und sah plötzlich aus wie ein großer brauner Bär. „Du —," sagte er mit furchtbarer Stimme, „habe ich Dir dazu

den rothen Rock geschenkt?" Dann sah er ganz so aus wie der Pastor Wolfschild und schrie ihn mit lauter Stimme in's Ohr: „Wachet auf, wachet auf, sage ich Euch, wachet auf, so lange noch es Zeit ist!" Da fuhr er erschrocken aus dem Schlaf, aber der Pastor stand weit fort von ihm auf der Kanzel und hatte den Zuruf auch nur bildlich gemeint. Nun kam das Amen, das Schlußlied, und nun ging Alles hinaus in die lachende Sonntagsluft. Paul's Mutter aber nahm ihn bei der Hand und schlug mit ihm den Weg nach dem Pastorat ein, das ein paar Werst von dem Flecken entfernt war. Paul trottete schweigend neben ihr her; ihm war das Herz voll von Erwartung. Auch die Mutter schwieg, aber in ihrem Herzen betete sie nur um so lauter, daß Gott ihr helfen und Alles nach Seinem Sinne lenken möge.

Die Wolfschild's.

Wir lassen unsere Wanderer einstweilen ihren Weg vollenden und eilen ihnen voraus, um uns mit dem Pastorat und seinen Bewohnern bekannt zu machen. — Das Pastorat sah aus wie ein leidlich großer Edelhof. Hatte man die Wirthschaftsgebäude, die links von der vorüberführenden Landstraße blieben, hinter sich, so führte eine Lindenallee durch den sorgsam gepflegten Blumengarten vor das stattliche Haus. Von der Veranda aus hatte man einen schönen Ausblick. Von rechts her führte die aus herrlichen alten Bäumen bestehende Allee auf den weiten Rasenplatz vor dem Hause, der durch Blumenbeete geschmackvoll unterbrochen, von weißen und rothen Marienblümchen eingefaßt war. Die Mitte nahm eine Gruppe Centifolien, der Lieblingsblumen des Pastors, ein. Weiterhin führte ein sich mannigfach windender Grandweg zu dem sogenannten „großen Baume," einer riesigen Ulme, die mit ihren weithin vorgestreckten

Aesten und Zweigen eine gewaltige Kuppel bildend, aussah wie eine mächtige, grüne Glocke. Rechts und links von ihr Blumen und Beerensträuche, dann Obstbäume u. s. w. — Im Hintergrunde verlief der Garten in einen hügeligen, von einem Flüßchen durchschnittenen Park, der zuletzt unmerklich in einen Wald überging. — Das Pastorat Jakobsburg galt für ein's der besten im Lande, für ein Amt, das seinen Mann reichlich nährte. Es war seit Gustav Adolph's Zeiten in den Händen der Familie Wolfschild, in der es in ununterbrochener Reihenfolge vom Vater auf den ältesten Sohn übergegangen war; eine seltsame Art freien Fideicommisses, gegründet auf andauernde Tüchtigkeit eines Geschlechts. — Im Speisezimmer hingen die großen Oelbilder aller dieser Herren Pastoren, und ihnen zur Seite ihre Ehefrauen, von Anna Maria, geborene Ludwichin — gestorben 1630, bis zu Margarethe Wilhelmine, geboren 1815.

Die Wolfschild's hatten einen guten Namen im Lande, galten für streng rechtliche, ehrenhafte Männer, für ausgezeichnete Landwirthe und Gärtner, für vortreffliche Gesellschafter, die ihre Partie Boston oder Tarock mit Eleganz spielten und guten Wein führten und endlich auch für ganz tüchtige Redner, was dazumal mit einem tüchtigen Geistlichen wesentlich gleichbedeutend war. Der gegenwärtige Pastor, Harald Wolfschild, glich seinen Vorfahren und Vorgängern in Allem und Jedem. Wir werden ihn bald genauer kennen lernen. Sein Augapfel waren seine Kinder, ein Knabe Namens Wilhelm und eine nur ein paar Jahre jüngere Tochter. Damit die Kinder es nicht so einsam hätten, hatte er noch zwei kleine Mädchen, die kleine Mathilde von Langerwald und die kleine Helene von Annenburg zu sich in Pension genommen. Die Pastorin, eine kleine untersetzte Blondine, gehörte zu dem im Oberlande weit verbreiteten Literatenclau (so kann man unsere gebildeten Bürgerfamilien wohl am besten bezeichnen) der Eichhorn's, und hatte Illuxt'sche Geselligkeit und Fröhlichkeit auch im Unterlande beibehalten. Die Eichhorn's und ihre Vettern besuchten sich nie einzeln, sondern eine Anzahl Familien that sich zusammen und fuhr, wohl zehn bis zwölf Wagen voll, zu einem der Vettern. Hier amüsirte man sich ein paar Tage köstlich, lachte und scherzte ohne Unterlaß und fuhr dann auseinander, um sich in der nächsten Woche bei einem anderen Vetter wieder zu treffen. Die Pastorin war eine vortreffliche, kreuzbrave Frau, hielt sehr viel

auf den lieben Gott, fast noch mehr auf ihren „Alten“ und war stets bereit Jedem zu helfen.

Jetzt war die ganze Familie im Speisezimmer versammelt und harrte der Suppe. Der Pastor war in der besten Laune, hielt die Pfeife im rechten Mundwinkel und neckte Frau und Kinder, sich dazwischen lustig an seinen Neffen, den kürzlich für die Kinder engagirten Hauslehrer wendend, einen schlanken braunäugigen Burschen, der, nachdem er ein volles Decennium in Dorpat zugebracht, sich endlich aufgerafft uud nach mehrmaligen vergeblichen Anläufen sein Candidatenexamen glücklich bestanden hatte und sich nun wie viele kurische Candidaten durch streng kirchliche Ansichten und entschiedene Vorliebe für kräftige Frühstücke hervorthat. Er sprach gern und viel von seinen Erfahrungen, war übrigens gutmüthig, wenn auch heftig und in allem nicht zum Candidatenexamen Gehörigen unwissend wie ein Kind. Er vertheidigte sich eben sehr eifrig gegen den ihm von der Tante gemachten Vorwurf, während der Predigt etwas geschlummert zu haben, als die Pastorin die Frau Schwarz erblickte, die, Paul an der Hand haltend, schüchtern im Vorzimmer stehen geblieben war und darauf wartete, bemerkt zu werden. Sie sprang rasch auf, eilte ihr entgegen und rief, der Eintretenden herzlich die Hand schüttelnd, mit wohllautender Stimme: „Ei, siehe da, die Frau Doktorin! Seien Sie uns herzlich willkommen! Wie schön, daß wir Sie auch einmal bei uns sehen, Sie haben nns also doch nicht ganz vergessen!“ Auch der Pastor drückte dem Gaste freundlich die Hand und sagte: „Brav, Frau Doktoriu, brav! Freut mich Sie bei uns zu sehen! Ist das da Ihr Junge? Scheint ja ein ganz prächtiges Bengelchen zu sein! Komm her, mein Schatz,“ fuhr er fort, den widerstehenden Knaben an sich ziehend, „komm her und sieh’ mich einmal recht an. So, kennst Du mich?“

Paul stand kerzengerade vor ihm und sah mit großen starren Augen auf den „Eli“ und als nun dieser seiner Gewohnheit nach mit dem Stuhle hin und her schaukelte, da dachte er: „Jetzt bricht er gewiß gleich das Genick!“

Die Unterhaltung über Tisch hatte etwas Peinliches, denn, so viel Mühe sich auch der Pastor und die Pastorin gaben, aus der Doktorin war nicht viel zu machen. Sie aß wenig, einmal weil sie zu aufgeregt

war um Appetit zu haben, dann auch weil sie es so für schicklich hielt, und auch Paul war trotz seines tüchtigen Hungers sehr zurückhaltend und dachte nur immer: „Was wird das werden?“ — So bemühten sich denn die Kinder ebenso vergeblich um ihn, als die Erwachsenen um seine Mutter.

Nach dem Essen faßte sich die Doktorin ein Herz und fragte, ob sie wohl den Herrn Pastor unter vier Augen sprechen könne. Da sie dabei über und über erröthete dachte der Pastor nicht anders, als sie wolle wieder heirathen, und führte sie schmunzelnd in sein behagliches Studirzimmer. Hier setzte sich die Doktorin nach mehrmaliger Aufforderung endlich auf den äußersten Rand eines Stuhles und begann, ihr Taschentuch in eine so kleine Form drehend, als ob es das Seidenkleid aus dem Mährchen wäre und sogleich in die Nußschale hineinmüßte, mit zitternder Stimme also:

„Verzeihen Sie, — entschuldigen Sie, nehmen Sie es nicht für ungut, — Herr Pastor, — wenn ich — daß ich — ich möchte Sie bitten — —

„Nur immer heraus damit, gute Frau!“ rief der Pastor lächelnd, „womit kann ich dienen?“

„Sehen Sie, Herr Pastor, ich komme wegen meines kleinen Paul. — Sie wissen, daß ich arm bin, Herr Pastor, ach, Herr Pastor, es ist wirklich nicht Hochmuth, wenn ich — daß ich —

Hier überkam sie das Gefühl der ganzen „Unverschämtheit“ ihrer Bitte, sie brach in Schluchzen aus und die Zunge versagte ihr vollständig den Dienst. — Nur mit vieler Mühe gelang es endlich dem Pastor ihr das Anliegen zu entlocken, das darin bestand, Paul an Wilhelm's Unterricht Theil nehmen zu lassen.

„Es ist ja gewiß nicht Hochmuth von mir, Herr Pastor, aber sehen Sie, er lernt so gut und wie er liest — es ist eine Freude und er hat einen so offenen Kopf.“

Der Pastor saß ganz nachdenklich da. „Frau Doktorin,“ sagte er endlich, „Sie haben mich da auf einen ganz prächtigen Einfall gebracht; mein Wilhelm braucht so einen Spielgefährten, denn die Mädchen sind kein Umgang für ihn. Treten Sie mir Ihren Jungen ab, ganz und gar und lassen Sie ihn ganz hier. Er kann ja den Sonntag immer bei

Ihnen verbringen und wenn Sie ihn hier aufsuchen wollen, so ist uns das um so lieber. Topp, schlagen Sie ein!"

Der Doktorin wollte das Herz zerspringen vor Jubel und es war ein Glück für das grünseidene Kleid, daß es ursprünglich auf einen anderen Zustand berechnet gewesen, sonst wäre es seinen Nähten übel ergangen. — An sich selbst dachte sie nicht; ihrem Paul war geholfen.

„Aber, die Pastorin?" wandte sie ein.

„Richtig, müssen sehen was die Mutter dazu sagt! Meine aber nicht, daß sie was dagegen haben wird. „Mutter," rief er laut, „Mutter!"

Die Pastorin, die etwas neugierig im Nebenzimmer an ihrem Arbeitstische gesessen, erschien augenblicklich auf der Schwelle des Zimmers und erklärte sich denn auch in der That mit dem Plane einverstanden.

Nun wurde auch Paul gerufen und gefragt, ob er im Pastorate bleiben und des Pastor's Sohn werden wolle. Er sagte halb betäubt und verlegen: „Ja," während Wilhelm und Gretchen in lauten Jubel ausbrachen.

Es wurde nun noch Allerlei verabredet und endlich beschlossen, Paul solle schon gleich im Pastorate bleiben und erst morgen sich vom Onkel verabschieden. Dazu sollte die Doktorin sich ohne Abschied von ihm trennen, um ihn so rascher an die Trennung zu gewöhnen.

Hannah.

Gar leichten Herzens schritt die Doktorin dahin, der Heimath zu. „Mein Herz ist fröhlich in dem Herrn, der Herr machet arm und machet reich, Er erniedriget und erhöhet," sang es in ihr. Erst dachte sie daran wie gut doch der liebe Gott sei und wie Er uns Seine Hülfe nie versage, und wie edel und großmüthig der Pastor und die Pastorin gewesen. Dann dachte sie an Paul und seine Zukunft, sah ihn vor sich stehen auf der Kanzel und Gott danken für all' das viele Gute, das ihm Dieser sein Lebtag erwiesen. Dann nahmen ihre Gedanken eine andere Richtung. Paul's Wäsche mußte vielfach in Stand gesetzt werden, kam sie doch jetzt vor das kritische Auge der Pastorin. Zuletzt fiel ihr der Bruder ein. Was wird der dazu sagen? Der Gedanke an ihn und die Schwägerin Preußin dämpfte ihre Freude nicht wenig, und als die Straße nun eine Biegung machte und da drüben auf der anderen Seite des Marktes das bekannte gelbaugestrichene Haus sich gar stattlich von seinen baufälligen Nachbarn unterschied, wurde ihr ganz bange zu Muthe.

Als sie in's Haus trat erfuhr sie von der Magd, daß die Familie im Garten sei und daß auch der Postmeister gekommen. Der Doktorin zitterten die Knie; ihr war zu Muthe als habe sie ihr Kind umgebracht und wäre nun auf dem Wege zum Richter um die Schandthat anzuzeigen. „Lieber Gott, hilf mir auch jetzt wieder," betete sie und trat dann rasch in den Garten.

Der Garten bot ein gar trauliches, sonntägliches Bild dar. Vorn am Eingang, bei den durch Flaschenhälse eingefaßten Blumenbeeten, trieb ein Rudel Kinder seine Spiele und sang im Glück seines Halbpreußenthums: „Mein Vater schnarrt, meine Mutter schnarrrrt, ich sprech das rrrr viel rrrreiner aus." Weiter hinten in der Laube saß die ganze gute Gesellschaft Jakobsburg's beisammen, die Herren in schwarzen Sonntagsröcken, die Damen mit reinen weißen Hauben, mit Stricken beschäftigt.

Man diskutirte über die ebenso interessante, als für viele Leute wichtige Frage, ob man bei der Auferstehung des Leibes eine eventuelle Glatze behalten würde oder nicht, und da man nicht an einem kalten Wintertage in dem dumpfen heißen Saal einer Synode, sondern an einem schönen Juliabend in einer weiten luftigen Jasminlaube saß, die Debattirenden ferner Philippi's und Hengstenberg's, oder gar Chemnitz's und Gerhard's Lehren darüber nur durch die homöopathische Verdünnung ihres Ortsgeistlichen kannten, so ging das Gespräch ohne alle rabies theologica gar traulich von Statten und lustiges Lachen unterbrach allerlei halb ernste, halb scherzhafte Citate pro und contra. — Da wurde man der Doktorin ansichtig und ein allgemeines „Ah" unterbrach die Unterhaltung.

„Nun, Dörtchen," rief Herr Laßmann, „wo in aller Welt hast Du denn gesteckt?"

„Und grade so weg, aus der Kirche, aus dem Hause, wol auf dem Schmause," improvisirte der Postmeister.

„Ich war im Pastorat," erwiederte Dorothea „und — und habe den Herrn Pastor besucht und die Frau Pastorin und habe mit dem Herrn Pastor, ach, der ist so seelengut, Gott segne ihn und schenke ihm langes Leben, und auch der Pastorin und dem kleinen Wilhelm und dem kleinen Gretchen. Und ich habe mit dem Herrn Pastor gesprochen und habe ihn gebeten — wegen meines Paul. Und da hat der Herr Pastor gesagt, Paulchen könne da bleiben und mit Wilhelm Stunden haben bei'm Herrn Candidaten und dann ganz wohnen im Pastorat. Und da habe ich, lieber Bruder — da will ich Dir sehr danken für alle Deine Güte von wegen meines Paul und daß Du Dich seiner angenommen! Gott vergelte es Dir, da der Paul ja eine Waise war, aber jetzt hat er es so gut, und ich hätte Dich auch vorher gefragt, wenn ich nicht — ich freue mich ja gewiß nicht aus Hochmuth, sondern weil er einen so guten Kopf hat und so gut liest und weil der Schulmeister gesagt hat, daß er Haare auf den Zähnen hat. — Und morgen wird er kommen Euch danken!"

Das war die längste Rede, die Frau Dorothea Schwarz in ihrem Leben gehalten und nun stand sie da wie die Sünderin vor dem Richter und wischte sich mit des Seligen rothem Taschentuch den Angstschweiß von der Stirn.

Der Bruder Fleckenvorsteher sah aus wie ein Bewohner des Schlaraffenlandes, dem statt der gebratenen Taube plötzlich Assafötida in's Maul geflogen; die Schwägerin-Preußin bewegte den Mund, als ob sie graue Erbsen schrotete; und der Postmeister stand da wie ein alter Postgaul, dem mau zumuthet scheu zu werden. Indessen faßte er sich zuerst und rief: „Vortrefflich, vortrefflich!" Damit war das Schweigen gebrochen. In der Brust des Fleckenvorstehers schnurrte und seufzte es wie in einer ungereinigten Tabakspfeife; die Preußin ließ erst einen leisen Pfiff hören und dann sprang das Wasser aus der Röhre; bei'm Onkel, wie der Katarakt auf der Wilhelmshöhe, und bei der Tante, wie der Springbrunnen in Potsdam; der Postmeister brachte nur einen kurzen dicken Strahl hervor, wie die Fontaine auf dem Hausvogteiplatz zu Berlin. Der Onkel brach das Stäbchen, die Tante packte die Delinquentin und band sie, der Postmeister schlug sie mit dem Beil auf den Nacken. Der Onkel klimperte mit der Hand in der Hosentasche, die Tante stellte sich breit vor die Handkammer und der Postmeister, um doch auch etwas zu thun, setzte sich in den Sorgenstuhl. Der Onkel wischte sich die Augen mit dem Taschentuch, die Tante mit dem Rücken der Hand und der Postmeister putzte seine Brille. Der Onkel sprach von Bescheidenheit, die Tante von Demuth und der Postmeister von Selbstverachtung. Der Onkel sprach von Armuth, die Tante von Verkommenheit und der Postmeister sprach vom Galgen.

Als man so weit gekommen war, drehte sich Dorothea um und ging auf ihr Zimmer, denn, so sehr sie ihren Bruder liebte, die Schwägerin fürchtete und den Postmeister achtete, auf ihren Paul ließ sie nichts kommen. Dazu war es Sonntag Abend auch in ihrem Herzen und da drinnen sang es Hosiannah und rief Hurrah, halb wie zu Ostern in erd Kirche und halb wie draußen vor dem Thor, als der Kaiser durchfuhr, oder am Altjohannisabend. — Und da saß sie nun in ihrem kleinen Zimmer und ordnete und nähte an Paul's Kleidern und an seiner Wäsche, und von draußen herein durch das offene Fenster strömten warme, wonnige Sommerluft und überschleierter Sternenschein. Weiche, warme, feuchte Nachtluft füllte das kleine Gemach und aus weiter, weiter Ferne klang es herüber wie Hundegebell und langgezogener Gesang. — Ligo Jahnite, du einfachstes aller Lieder, wie süß klingst du, wenn du am stillen Sommerabend aus weiter Ferne zu uns herüberdringst, zugleich mit wonnigem

Duft frischer Wiesen und blühender Felder und uns Kunde bringst, daß Gott auch bei uns ist, daß auch bei uns Wiesen grünen und Felder blühen, und müde Menschen nach des Tages heißer Mühe vor den Thüren ihrer einsamen Höfe sitzen, die laue Sommerluft einathmend, und in die stille Nacht hineinsingen das: Ligo Jahnite. — O wonnige Abende, an denen unsere Seele sich ausdehnt wie der Nebel über unseren Sümpfen und die Tannen unserer Wälder, und in ihr ist eine unendliche Sehnsucht, ein schmerzlich süßes Entsagen, und vor unseren Augen schweben gaukelnd vorüber die hohen blauen Berge, die hellen silbernen Bäche, wunderbar leichte liebliche Häuschen mit Weinreben an den Wänden und blonde blauäugige Mädchen vor den Thüren, und über alle Dem wehmüthig lächelnd der goldene Mond. Und in den alten Linden rauscht es schaurig und traulich wie uraltes Heldenlied und wehmüthige Todtenklage.

Da ward es Dorothea gar trübe zu Muthe. Die Nachtluft bewegte leicht das Licht und sein zitternder, schwankender Schein fiel auf das kleine Bettchen dort neben dem großen; ach, und das rosige, blühende Kindergesicht mit den dunklen Brauen und den schwarzen Locken lag nicht mehr auf dem Kissen und im Zimmer war es ganz still, so ängstlich bange und still; kein leiser, halbverhaltener Athemzug, kein schwerer Seufzer oder leises Knarren des Bettchens, wenn der Knabe sich umwandte in seinen Träumen, unterbrach diese Stille.

Schwer, schwer lag es auf dem Herzen der Mutter. Sie hatte den Schritt gethan, sie hatte ihn weggegeben den Liebling ihrer Seele; jetzt erst zwei Werst weit; arme Mutter! bald werden ihn Meilen von dir trennen und dann die weite, weite Welt, die Ewigkeit. Weine nur, Dorothea, weine! Deine Thränen sind Perlen, die Gottes Liebe bindet zum Rosenkranz, der deines Sohnes Schuld einst tilgt! Weine nur, deine Thränen sind Osterweihwasser, das ausreicht für seine ganze Lebenszeit!

Da klang es herauf ängstlich, flehend, halb erstickt: „Mutter, Mutter!“

Alle guten Geister! das war Paul's Stimme! Sie eilte an's Fenster. Da stand er ohne Röckchen und Mütze. Und da lief sie hinab und ihre weichen Arme hoben ihn empor und ihre Küsse bedeckten ihn: „Paul, Paul!“

„Mutter, Mutter, noch heute, nur noch heute" — schluchzte er, „morgen will ich dableiben!"

Sie schlug ihr Tuch um seine Schultern und trug ihn hinein in die Laube und die Sterne sahen hindurch durch das dichte Laub und die Augen Gottes lächelten leise und doch so süß und wonnig, und da unten hielt eine Mutter ihr Kind in den Armen und sprach ihm vor, wie es fort von ihr müsse zu deu fremden Menschen, und wie es fleißig sein müsse und lernen, damit es später einmal Geld verdienen könne und seine alte Mutter erhalten, und wie sein Vater im Himmel sich über ihn freuen würde und alle Englein mit ihm, wenn der Sohn was Rechtes geworden. Und der Knabe schaute sie au mit großen, fast finsteren Augen und sprach kein Wort, und dann trug sie ihu hinauf in ihr kleines Zimmer und legte ihn in sein Bettchen und da schluchzte er und die Mutter schluchzte mit ihm bis er eiuschlief und noch eine gute Zeit weiter, und sie betete zu Gott, daß er ihr Kind gut mache uud brav und fromm!

Wie und warum aber war der Knabe hergekommen?

Wir wissen schon, daß die Jugend es über Tisch zu keiner lebhaften Unterhaltung gebracht hatte. Als man sich aber erhob und die Kinder hinauseilten in den Garten, zu der Rasenbank am großen Baume, da faßte Gretchen Paul's Hand und zutraulich fragte sie: „Höre, wie heißt Du?"

„Paul heiße ich," war die Antwort.

„Wie Du dumm bist," sagte Helene, „wir wollen wissen, wie Deine Mama heißt!"

„Meine Mutter heißt Dörthe!"

Helene zuckte die Achseln und machte ein Gesicht, als ob sie sagen wollte: „Den gebe ich auf!" — Gretcheu aber sagte freundlich: „Nein, Paulchen, Helene will wissen, wie Dein Vater hieß!"

„Was für einen Familiennamen Du hast," fügte Wilhelm wichtig hinzu, „denn, siehst Du, jeder Mensch gehört zu irgend einer Familie. Das geht gar nicht anders!"

„Natürlich," meinte Mathilde, „auch die Thiere gehören ja zu verschiedenen Familien." —

Darüber entstand heftiger Streit. Um ihn zu entscheiden, wurde eine dickleibige Naturgeschichte herbeigeholt und diese entschied zu Gunsten

des Familiensystems. Bei dieser Gelegenheit vertiefte man sich in das Betrachten der schönen bunten Bilder, die in richtiger Reihenfolge, mit der kaukasischen Race anfangend, Alles darstellten, was da kreucht und fleucht, und außerdem noch Pflanzen und Steine. — Helene hatte eine ganz eigene Art, die Bilder zu veranschaulichen. Sie suchte Aehnlichkeiten hervor und betonte dann nur bedauernd, was etwa nicht ganz zutraf. Auf Paul hatte sie es zumal abgesehen; er sollte Aehnlichkeit haben vom Schimpanse, vom Faulthier, dem Vielfraß und der Fledermaus. Dabei sah sie ihn aus ihren großen schwarzen Augen so vernichtend an und lächelte so triumphirend, daß der arme Junge ganz verlegen wurde.

Als die Kinder im Betrachten der Abbildungen etwa bis zu den Pilzen gekommen waren, wurde zu Paul's heimlichem Leidwesen auf weitere Besichtigung der Bilder verzichtet und beschlossen, den Gast jetzt mit dem Garten und Park bekannt zu machen. — Nun ging es in den Park. Da wurde Alles besehen, und auf dem Turnplatz Paul durch Wilhelm's Turnkünste, die ihm wie das Aeußerste körperlicher Gewandtheit erschienen, in das höchste Erstaunen versetzt. — Dann besah man die Blumengärtlein der Kinder, endlich den Pferdestall und die Kälber.

Unterdeß war die heißeste Zeit verstrichen und man schritt zum Kurruispiel. Die Kinder mochten schon etwa eine halbe Stunde gespielt haben, und es war schon mancher kleine Streit unter ihnen ausgebrochen und unter Gelächter wieder beigelegt worden, als Wilhelm, dessen Partie regelmäßig verlor, sich plötzlich vor seine Klötzchen stellte und trotz allen Bittens mit zur Schau getragener Kaltblütigkeit davor stehen blieb.

„Nun, wenn Du nicht Platz machst, kann ich nicht spielen," sagte Mathilde, die an der Reihe war, und warf den Wurfstock weg.

„Nun wirf," rief Wilhelm und sprang zur Seite.

„Nein, nun will ich nicht mehr," sagte Mathilde, sich auf einen Baumstumpf setzend.

Darüber gerieth Wilhelm in den größten Zorn. „Wirf, sage ich Dir, wirf im Augenblick," schrie er ihr zu.

„Nein, jetzt will ich nicht mehr!"

„Nun, so will ich werfen," knirschte Wilhelm im höchsten Zorn und schleuderte seinen Stock nach Mathilde, die, laut aufschreiend, mit beiden Händen nach ihrer Stirne griff, von der ein rother Blutstrom herab-

stürzte. — Alles eilte zu ihr, die indessen rasch gefaßt ihr Taschentuch gegen die Wunde drückte und nur bemüht schien, durch ein möglichst unbefangenes Lächeln und freundliches Zureden den verzweifelnden, todtenbleichen Wilhelm zu beruhigen.

„Es thut ja gar nicht wehe," sagte sie, „und das Bluten wird ja gleich aufhören; seid doch nicht so erschrocken! Armer Wilhelm, Dir glitt der Stock unversehens aus der Hand! Du hast einen schlechten Stock; die Handhabe ist schon gar zu glatt geworden!"

Gretchen half Mathilden das Blut stillen und Helene trat auf Wilhelm zu, sah ihn von oben bis unten an, stemmte beide Arme in die Seiten und sagte langsam und mit sehr deutlicher Betonung: „Du bist doch ein ganz schändlicher, dummer und frecher Schlingel und Du hättest verdient, gründlich ausgepeitscht zu werden. Aber gründlich!"

Paul, der ein stummer und höchlichst erschrockener Zeuge dieser Scene war, stand unbeweglich da und wußte nicht was er sagen und thun sollte. Gretchen rief ihn zu Hülfe. Er mußte zum Brunnen laufen und ihr Tuch in's Wasser tauchen. Er war ihr sehr dankbar für diesen Auftrag; es that ihm so wohl, auch thätig sein zu können, und blitzschnell war er wieder zurück. — Als das Bluten aufhörte, erwies sich übrigens die Wunde als unbedeutend. Der Stock hatte zum Glück nur mit dem äußersten Ende getroffen und so war größeres Unglück vermieden worden.

Indeß, mit dem Spielen war es nun vorbei. — Man ging, nachdem man beschlossen das Ereigniß als einen unglücklichen Zufall darzustellen, in's Wohnhaus um Mathilden's Wunde besehen und bepflastern zu lassen. — Wie erschrak aber Paul, als ihm die Pastorin die Mittheilung machte, daß seine Mutter schon nach Hause gegangen und er erst morgen sich von ihr und den Verwandten verabschieden solle.

„Wie schön" rief Gretchen und klatschte in die Hände, „da kannst Du ja heute den ganzen Abend hier bleiben!"

Paul aber stand wie versteinert da und sah die Pastorin mit starren Augen an, als ob er nicht begriffen was sie gesagt. Dann aber brach er in lautes, krampfhaftes Schluchzen aus. Seine Befürchtung hatte sich erfüllt, seine Mutter hatte ihn verkauft. — Vergeblich bemühten sich die Kinder ihn zu beruhigen; er weinte und schluchzte nur immer heftiger, bis Helene sich mit einer etwas pathetischen Handbewegung an die

Anderen wandte und sagte: „Ihr da geht einmal etwas bei Seite; ich will ihm ein Paar Worte in's Ohr sagen, dann wird er gleich aufhören zu piepen!" — Und dann, dicht an ihn herantretend, flüsterte sie ihm zu: „Thue jetzt so, als ob Du ruhig wärest und lauf' heut' Abend nach Hause. Ich hätte es schon längst gethan, wenn ich nur Jemand hätte, zu dem ich laufen könnte!"

Darauf hörte Paul, zu allgemeiner Verwunderung der Kinder, wirklich mit dem Weinen auf und spielte den ganzen Abend völlig ruhig.

Als endlich Alle dem Pastor und der Pastorin die Hand küßten und zu Bett gingen, flüsterte Helene ihm noch leise zu: „Aber Du wirst ja doch nicht davon laufen, Du bist ja viel zu hasenherzig dazu!"

Das Zimmer, in das Wilhelm seinen Hausgenossen führte, war ein Eckzimmer des ersten Stockwerkes. Es sah gar traulich aus und war voll allerlei Bücherschränken und Spielsachen und Turngeräth. Es hätte Paul schon gefallen, wenn er nicht gar so große Sehnsucht nach der Mutter gehabt hätte.

Als die Knaben sich ausgekleidet hatten, kam noch die Pastorin in's Zimmer um mit den Knaben das Vaterunser zu beten. Dann setzte sie sich auf deu Rand von Paul's Bett und sagte, seine Wangen freundlich streichelnd: „Nun, mein Jungchen, gefällt es Dir bei uns?"

„Ach — ich — danke sehr" — stieß Paul mühsam hervor.

„Nun ich hoffe Du wirst mir ein recht lieber Sohn werden! Gute Nacht, Kinder!"

Als die Thür sich hinter ihr schloß, schwiegen auch die Knaben. Paul lag, schwer athmend, in seinem Bettchen. Sein Herz klopfte zum Zerspringen und sein Wille schwankte unschlüssig hin und her. Die Pastorin war ja so gut und sie würde sich ja gewiß so sehr ärgern, wenn er davon liefe, und seine Mutter würde auch böse werden. Und dann Gretchen und Wilhelm! Und jetzt im Dunkeln mutterseelenallein den weiten Weg laufen — nein, er wollte doch lieber bleiben.

Aber vergeblich schloß er die Augenlider. Deutlich sah er seine Mutter, die jetzt so ganz allein in ihrem Stübchen saß und Niemand hatte, der ihr aus der Bibel vorlas. Auch sie war jetzt gewiß recht traurig und niedergeschlagen. Und dann Helene! wie würde die ihn spöttisch ansehen, wenn er morgen noch hier wäre? Er hörte schon ihr

verächtliches: „Nun, siehst Du, habe ich es Dir nicht schon gesagt, daß Du viel zu hasenherzig bist um wirklich davon zu laufen.“ — Wenigstens sich überzeugen mußte er, ob eine Flucht überhaupt möglich war. Er stand leise auf, kleidete sich halb an und öffnete vorsichtig das Fenster. An der Ecke des Hauses lief die Dachrinne hin; er konnte sie mit der Hand leicht erreichen. In diesem Augenblick bewegte sich Wilhelm in seinem Bett und rief laut: „Paul, Paul!“ — Er rief es nur im Schlaf, aber Paul glaubte er sei erwacht und in blinder Furcht sich jeder Möglichkeit zur Flucht beraubt zu sehen, beugte er sich rasch aus dem Fenster, ergriff mit beiden Händen die Rinne und glitt pfeilschnell an ihr herab. Unten hielt er athemlos stille und horchte; nichts bewegte sich; die Hunde waren offenbar nicht da; man hörte sie weit unten im Park bellen. Er lief so rasch er konnte auf die Landstraße zu und auf dieser in der Richtung von Jakobsburg. Aber schon auf der Hälfte des Weges blieb er völlig erschöpft stehen. Er erstickte fast, so athemlos war er und er hörte deutlich die raschen Schläge seines Herzens. Es war so dunkel und so ängstlich still um ihn her; nur vom Pastorat her klang das Bellen der Hunde herüber und in weiter Ferne allerlei verworrene Töne. Eine Eule flog dicht über ihn weg und neben ihm raschelte es im Korn. Mit gesträubtem Haar eilte er weiter so rasch ihn die müden Füße trugen, umging das Städtchen und stand endlich vor dem Hause des Onkels.

Die Annenburg's.

Wir müssen noch einmal zurückgreifen in die Vergangenheit um den Leser mit Helenen's Eltern und mit den ersten Eindrücken, die sie in ihrer Kindheit empfing, bekannt zu machen, denn sonst kann er Helene nicht verstehen und wenn er Helene nicht versteht, so versteht er auch Wilhelm und diese ganze Geschichte nicht.

Helenen's Vater hatte nicht zu den reichen Annenburgs gehört; er war vielmehr der dritte Sohn eines zweiten Sohnes, und ein alter verfallener Hof ohne Gesinde und sonstiges Beiwerk war Alles, was er sein nannte auf der Welt. Unter diesen Umständen ließ ihm sein Stand nur die Wahl zwischen der Carrière als Offizier oder als Assessor und da er ein bildhübscher, lebenslustiger Bursche und ein passionirter Reiter war, so entschied er sich für das Erstere und trat in das N—'sche Kürassirregiment. Er galt bei seinem Corps für einen vortrefflichen Kameraden und in Damenkreisen für einen Adonis. Beides machte es ihm möglich im Laufe eines Decenniums eine für seine Verhältnisse fabelhafte Schuldenmasse zu kontrahiren und ganz den reichen Baron zu spielen. Allein, da er doch stets an dem seltsamen, von der Ehrenhaftigkeit so sehr verschiedenen Dinge: Ehre genannt, festhielt, so kam er nicht hinter das Geheimniß sein Leben lang auf fremde Kosten groß zu leben, und als seine Gläubiger allmählich unangenehm zudringlich wurden, beschloß er zu thun was alle Männer in seiner Lage thun, sich nämlich nach einer reichen Frau umzusehen.

Eine solche fand sich nun, wie es schien, in Barbara Nikolajewna Staradubin, der 17jährigen schönen Tochter seines Regimentskommandeurs. Die Partie schien große Vortheile zu bieten. Ein Mal galt der Vater der jungen Dame für steinreich und konnte als Vorgesetzter dem jungen Offizier sehr förderlich werden; dann war die Tochter ein bildhübsches Mädchen, das leidlich plauderte, sich gut repräsentirte und deren Tournüre nichts zu wünschen übrig ließ. Waren auch die

Staradubin's nur Verdienstadel, darauf kam es, da es doch schon eine Fremde war, nicht mehr an. Zwar war das Gesetz über die gemischten Ehen schon erlassen, aber der von Annenburg war jung und hatte viele Schulden, was dachte er an die Zukunft seiner Kinder!

Seine Absichten gelangen vollständig; der geübte Vogelfänger hatte kaum sein Netz aufgestellt, als auch schon das Vögelchen hinein flatterte. Barbara erglühte in heißester Liebe; der alte Staradubin war entzückt von der Partie (die Staradubin's hielten ihrerseits Annenburg für steinreich) und nach ein Paar Wochen waren die Beiden für alle Zeit verbunden.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir die alte Tragödie erzählen von den beiden Eheleuten, die sich gegenseitig für reich hielten und allmählich hinter die Wahrheit kamen, und wie dann an die Stelle des Entzückens Kälte und an die Stelle der Schmeichelei Scheltworte traten; wie Jeder den Anderen beschuldigte und doch selbst die Schuld trug; wie die Frau bei dem Vater klagte und weinte über ihr trauriges Geschick und wie der Mann sich nur um so eifriger in Kartenspiel und Schulden stürzte, um den Streit und das Elend zu Hause zu vergessen.

Barbara Nikolajewna war weder eine schlechte noch eine dumme Frau, aber in einem Institut jener Zeit erzogen, hatte sie nichts gelernt, als eine reiche Frau sein. Und als nun gar die Schulden des Mannes so groß und himmelschreiend wurden, daß sie bis zum Corpsgeneral drangen und als ihr Arthur den Abschied nehmen und mit ihr zurückkehren mußte auf den verfallenen kurischen Hof, verlor sie jeden Halt und ein grimmiger Haß erfüllte sie gegen den Mann, der sie in solches Elend gebracht.

Und nun denke man sich diese blutjunge Frau, erzogen für die glänzenden Kreise der Residenzen, für italienische Oper und Adelsbälle, in dem einsamen kurischen Hof, unter Leuten, die ihre Sprache nicht kannten, in einer Gesellschaft, die sich kalt und ablehnend gegen sie verhielt. War sie doch so ganz anders als unsere Frauen; war sie doch arm und endlich — nicht jedes Kurländers Sache ist es, sich in französischer Sprache zu unterhalten.

Herr von Annenburg war nicht ohne kurische Willenskraft. Als sein Glück gescheitert, als er Schiffbruch gelitten in der großen Welt,

wollte er ein neues Leben beginnen und wie so mancher seiner Standesgenossen zwanzig Jahre lang ein Einsiedlerleben führen um dann wenigstens im Alter sich der behaglichen Existenz eines wohlhabenden Landedelmannes zu erfreuen. Allein er hatte die Rechnung ohne seine Frau gemacht, die einmal keine Deutsche, sondern eine Russin, dann aber auch nicht in einem kurischen Edelhof, sondern in einem Petersburger Stift erzogen worden war. Auch eine energischere und reifere Frau hätte unter diesen Umständen die Pläne ihres Mannes weder verstehen noch erfüllen können.

So war denn an häusliches Glück im Annenburg'schen Hause nicht zu denken und als der Baron sah, daß aus seinem Plane nichts werden würde, verfiel er wieder dem alten Leben und war oft wochenlang von seinem Hofe abwesend, bei den Nachbarn oder auf der Jagd.

Unter diesen Umständen wurde Helene geboren, und in diesen Verhältnissen verbrachte sie ihre ersten Lebensjahre. Sie blieb das einzige Kind ihrer Eltern, der alleinige Trost und die Freude ihrer Mutter. — Aber ach! die Mutter war ja selbst nur ein verdorbenes Kind und ihre Zärtlichkeit war die eines Kindes. Aus ihren alten Seidenkleidern und Sammetmänteln fertigte sie der Kleinen allerlei bunte phantastische Trachten an und führte sie dann vor den Spiegel, bewunderte sie und lehrte sie allerlei Knixe und Verbeugungen. Dazu lehrte sie sie französisch sprechen und prägte ihr eine tiefe Verachtung ein gegen den Vater, gegen seine Verwandten und das Land, in dem sie lebte. Dafür entwarf sie ihr begeisterte Schilderungen von Rußland, das die Erzählerin selbst fast gar nicht kannte, und bald war die Seele des Kindes erfüllt von allerlei bunten, phantastischen Bildern, von Bällen und Conzerten, von Putz und Schmuck, von reichen Karossen und blumenreichen Orangerien. Das Alles war ja zu erreichen, brauchte man doch nur nach Rußland zu gehen. — In der trostlosen Einsamkeit spielte die Mutter Komödie mit dem Kinde, führte mit ihm leidenschaftliche Scenen auf vor dem Heiligenbild in der Ecke und dem Miniaturbild ihres verstorbenen Vaters. Kam dann Annenburg einmal nach Hause, dann gab es wieder nichts als Scenen. Die lebhafte Slavin konnte ihr Elend nicht still tragen, verschlossen in der wunden Brust wie eine deutsche Frau, konnte nicht geduldig sich in das Unvermeidliche fügen. Dazu wurde der Mann täglich roher. Sein protestantisches Gewissen, das zu seinem übrigen

Lebenswandel schwieg, erwachte mit einem Male und klagte ihn an, die Seele seines Kindes verkauft zu haben, und nun regnete es Vorwürfe auf die arme Frau herab und Spott und Hohn.

Die kleine Helene fand bald inniges Vergnügen an solchen Scenen und bald hatte sie die wunden Flecke gefunden, die blos berührt zu werden brauchten um zu bluten. — Helene war, als sie ihr sechstes Jahr erreicht, so weit, daß sie nie ein Wort aussprach oder eine Bewegung machte, ohne sich selbst dabei mit vielem Interesse zu beobachten und sich immer bewußt zu sein, wie sie im gegebenen Moment aussah und zu welchem Zwecke gerade.

Um diese Zeit starben ihre Eltern rasch nach einander und da sie nichts hinterließen als Schulden, nahm das nunmehrige Familienhaupt, der reiche P—sche Annenburg, die Waise in sein Haus. Hier hörte sie nur zu oft mit Nichtachtung von ihrem Vater, mit Verachtung von ihrer Mutter sprechen, und wenn es einmal einen Streit mit den kleinen Cousinen gab, so fehlte es nicht an Scheltworten wie: „kleine Zigeunerin, kleine Halbdeutsche" u. s. w. — Die Vetter waren nicht zarter; sie fragten sie wohl ob sie nicht lieber Stutenmilch trinken wolle als Kaffee. Andererseits war das kleine schwarze Mädchen viel zu hübsch um nicht die Aufmerksamkeit jedes Gastes zu erregen und so wurde sie denn bald sehr streng behandelt, bald verwöhnt und verhätschelt. Schließlich fand man indessen, daß ihr Einfluß auf die Cousinen keineswegs ein heilsamer war und so wurde sie denn zu Wolfschild's gegeben; das Pastorat sollte Alles gut machen, was Umstände und Erziehung verdorben.

Kinderjahre.

Die Kinder lebten sich bald ein und von dem nächsten Lustrum ist nichts zu berichten, als daß Helene wenig geliebt wurde, daß sie sich aber trotzdem entschieden eine hervorragende Stellung in der Kinderwelt eroberte, ein Umstand, den sie ebensowohl der Energie und Rücksichtslosigkeit ihres Charakters, als der Bescheidenheit ihrer Gespielinnen verdankte. Jedes Wort überlegend und mit einer leidenschaftlichen Vorliebe für Scenen begabt, ließ sie es auch an diesen nicht fehlen. Sie liebte es, sich in der Dämmerstunde mit einem der Kinder in irgend eine dunkle Ecke zu setzen und ihm ihr angebliches Leid zu klagen, in phantastischen Worten von ihrer seligen Mutter zu sprechen und ihre traurige Lage zu beweinen. — Mathilde klagte sie ihre Einsamkeit und Verlassenheit; Gretchen ihre vielen Fehler und die ihr angeblich so lästige Confession. Allein so rechten Anklang fand sie nur bei Wilhelm, dessen leicht erregbare Phantasie mit Entzücken Alles ergriff, was aus einer ihm noch fremden Welt kam, aus der Welt des Kampfes, des Elends und der Verkommenheit. Gab Helene doch nur die äußersten Umrisse; die konnte man dann so prächtig mit seinen Phantasien ausfüllen und Helenen's Mutter erschieu ihm dann wie das Ideal der bleichen leidenden Dulderin. Und doch waren auch ihm Mathilde und Gretchen viel lieber. Die Erstere war so frisch und fröhlich und so gut und sie widersprach ihm nie; die Andere liebte ihn so innig und war so fromm und weich. Sie war etwas streng, es ist wahr, aber sie stellte auch an sich selbst so hohe Anforderungen. Er blickte zu ihr auf wie zu einem Wesen höherer Art; sie kam ihm vor wie eine Erwählte Gottes! Es hatte wirklich etwas von einer Gottesbraut, dieses merkwürdige Kind; diese hohe, schlanke, etwas gebückte Gestalt, das dunkle, geheimnißvoll verschleierte Auge, die ernsten, fast traurigen Züge. Je älter sie wurde, um so ernster wurde sie und um so schweigsamer, und schon in ihrem zarten Alter war ihr Leben ganz der Arbeit und dem Gebet geweiht. Es war, als ob sie in Beidem Etwas vergessen wollte,

das sie nicht kannte, Etwas verhindern, von dessen Herankommen sie kein Bewußtsein hatte. Allabendlich vor dem Schlafengehen trug sie alle die Fehler, die sie im Laufe des Tages an sich bemerkt, in ein kleines Büchlein ein, das sie in Kolumnen für alle menschlichen Fehler getheilt, die irgend in ihren Gesichtskreis fielen. Dieses Schnurbuch der Gerechtigkeit begann mit der Kolumne: Eigenliebe, und schloß mit: Selbstsucht. Sie liebte ihren Bruder zärtlich und war eifrig bemüht, den Samen, dessen Früchte ihre Seele nährten, auch in seine Brust zu säen. Beide Geschwister hatten viel Sinn für die Natur und wenn sie am lichten Sonntag Morgen dahin gingen durch den ergrünenden Park, die sprossenden Felder, und hoch aus der Luft herabklangen Lerchenschlag und Kranichruf, und ihre Seelen weit wurden wie der blaue Frühlingshimmel und weich wie die linde Frühlingsluft, — dann sprach die Schwester von Gott in der Natur, von der ewigen, allmächtigen, allgegenwärtigen, allerbarmenden Liebe, von der unendlichen, auch das Kleinste umfassenden ewigen Voraussicht. Beide Geschwister waren ja Dichterherzen und die Schwester schilderte wunderbar schön; sie schilderte in der dunkeln, geheimnißvollen, so süßen und doch so schaurigen Sprache Kanaans, in der Sprache, die mit der Unendlichkeit beginnt und mit der Ewigkeit schließt. Das Dichterherz ist verschämt und darum feierten die Geschwister solche Stunden nur, wenn sie allein waren, sicher vor jedem profanen, spottenden Wort, sicher vor dem verwunderten Blick des Verstandes. Nicht nur Helenen's Spott vermieden sie, anch Mathilden's Schweigen und Paul's Bestrebungen, das Unfaßbare zu ergreifen, das Unendliche zu verstehen.

Paul war nicht ohne Poesie, aber er war ein systematischer Kopf, der das Verschwommene nicht brauchen konnte, der nach Klarheit verlangte und Poesie und Leben streng von einander scheiden wollte. Und doch — sollte die Religion ihm etwas gelten, so mußte sie gleichsam lebendig vor ihm stehen.

Er hatte Gott so oft gebeten für ihn ein Wunder zu thun: Wasser aus dem großen Baume fließen zu lassen oder den Haushund in ein Reh zu verwandeln. Warum war das nie geschehen? Gretchen sagte zwar, man müsse den lieben Gott nicht versuchen, das sei sündlich; aber warum? — Abraham hatte Gott ähnliche Bitten erfüllt und dem Sachsen Wittekind auch. Er begann mißtrauisch zu werden, er begann Gott zu versuchen. Er that etwas Verbotenes und bat dann Gott, daß doch ja

Niemand etwas davon erfahre, obgleich er es wieder thun würde. Es war nicht bekannt geworden und nun hörte er mit dem Beten ganz auf. Anfangs wurde ihm gar ängstlich zu Muthe, und als er nun Abends in seinem Bette lag und das gewohnte Gebet ihm immer wieder auf die Lippen kam, so daß er es nur mühsam zurückdrängen konnte, dachte er: „In dieser Nacht geschieht gewiß ein großes Unglück, deine Mutter stirbt oder das Haus geräth in Brand und du mußt elendiglich umkommen, oder die Pferde werden gestohlen.“ Er lag voll Angst in seinem Bett, kalte Schweißtropfen auf der Stirn, und erst spät gegen Morgen schlief er ein. Aber als er nun, von unruhigen Träumen erwachend, die alte Magd des Onkels sah, die ihm ein Päckchen Wäsche und einen Gruß von seiner Mutter brachte, als das Haus ganz trotzig dastand wie gestern und die Pferde im Stall munter wieherten und mit den Ketten klirrten, da gab er das Beten ganz auf und fand, daß es ihm trotzdem weder besser, noch schlechter ging, als früher.

Einst, sie waren schon älter, rief Paul Wilhelm in des Vaters Schreibzimmer. Der Pastor war nicht zu Hause und so wagten sie sich in dieses Heiligthum, in dem es so warm war und so eng von all' den Schränken voll alter Papiere und Bücher. Gerade über dem Schreibtisch hing ein großer Stahlstich des Solario'schen Christus. Das war ein merkwürdiges Bild. Wo man auch stand, das Bild sah den Beschauer immer an, so ernst und traurig uud strafend, und von der Stirn, unter der Dornenkrone hervor, floß es herab in schweren, großen Blutstropfen. Es war ein Winternachmittag und es dunkelte schon; im Zimmer war es so unheimlich still.

„Was willst Du thun, Paul?“ fragte Wilhelm halb flüsternd.

Paul stand vor dem Christusbild; er hatte beide Hände in die Seiten gestemmt und sein Gesicht war todtenbleich. Es war, als ob er sprechen wollte, seine Lippen bewegten sich, aber es war nichts hörbar.

„Paul, was ist Dir? was willst Du thun, Paul?“

„Laß mich, Wilhelm,“ keuchte dieser, „es muß zum Austrag kommen, heute, gleich!“ Und mit lauter Stimme rief er: „Ich biete Dir Trotz, Jesus von Nazareth, Du bist nur ein Schatten und ein leerer Wahn!“

Wilhelm fuhr entsetzt zurück, aber das Bild blieb ganz ruhig und seine Augen ruhten wie früher auf dem jungen Titanen, ernst und traurig

und strafend, und von der Stirn, unter der Dornenkrone hervor, floß es herab: schwere, große Blutstropfen.

„Komm, Paul, komm,“ rief Wilhelm und zerrte ihn fort, „komm, was hast Du gethan!“ — Aber Paul kam nicht. Hoch aufgerichtet stand er da und wies mit der Hand auf das Bild. — „Siehst Du, Er schweigt — Er thut mir nichts — es giebt keinen Gott!“ —

Der Pastor selbst kümmerte sich um die geistliche Ausbildung der Kinder nicht viel; er hatte Vertrauen zu seinem Hauslehrer und selbst viel zu thun. Kam er dann einmal in den Familienkreis, so lag ihm mehr an einer fröhlichen, munteren Unterhaltung als an Gesprächen, durch die er einen Blick in das Geistesleben seiner Kinder hätte werfen können. Fiel ihm und seiner Frau auch Gretchens zurückhaltendes Wesen auf und erfüllte es sie auch mit Sorge, der Alte hatte viel zu viel Gottvertrauen, um sich um solcher Dinge willen ernstlich zu härmen. — „Wenn sie einmal heirathet, giebt sich das von selbst,“ sagte er zur Frau.

Da das Pastorat mit Recht für eines der gastlichsten Häuser des Landes galt und der benachbarte Adel Winter und Sommer auf seinen Gütern lebte, so fehlte es nicht an Umgang und Zerstreuung, und den Knaben nicht an Spielgefährten. Wilhelm schloß sich an Alle und wußte Jedem angenehme Seiten abzugewinnen. Paul verhielt sich stets kalt und ablehnend; das Gefühl späterer Ungleichheit in der Lebensstellung war schon erwacht in dem Neffen des Jakobsburger Fleckenvorstehers.

Stillleben.

„Siehe, Wilhelm, die Ecke da in den Wald hinein,“ sagte der alte Wolfschild, als er im alten grauen Paletot, den Kopf mit einer braunen Filzmütze bedeckt, den eisenbeschlagenen Stock in der Hand, neben dem Sohne durch die Felder schritt, — „die Ecke da überlasse ich Dir. Es sind immerhin gegen zwanzig Lofstellen und die müssen noch aufgerissen werden. Aber dazu ist meine Hand zu alt und zu schwach geworden; damit kannst Du einmal anfangen. Wenn einmal Birkenberg in andere Hände übergeht, so kannst Du Dich vielleicht mit dem neuen Besitzer über die Stauung einigen, und dann steigt der Heuertrag ohne Zweifel so, daß das Verhältniß dadurch nicht alterirt wird. Der Deich ist auch einer von den Wünschen, die erfüllt zu sehen mir wol nicht mehr vergönnt sein wird. Dann, wenn die Ecke da noch aufgerissen ist, ist das ganze Areal urbar gemacht und die Atmatte weggearbeitet. Und jetzt wollen wir zu den Eichen; an denen habe ich nun meine rechte Freude. Das denkt jetzt immer nur an's Niederschlagen, Keiner kann warten, und wenn es so fortgeht, steht in zehn Jahren kein Baum mehr im grünen Kurland. Da müssen wir Alten dafür sorgen, und so hab' ich Dir ein Dutzend Lofstellen mit Eichen bepflanzt. Die Bäume wachsen langsam, aber sie sind auch nicht stehen geblieben in den zwanzig Jahren ihres Lebens. — Das sag' ich Dir, Junge, daß Du sie mir nicht anrührst; die sollen eine Freude werden noch für Deine Enkel und Enkelkinder, und kommt dann einmal theure Zeit, und der Hunger klopft an die Thür im Pastorat und in den Gesinden, da haut man ein Paar Bäume um, ein Paar, nicht gleich den ganzen Wald, und hat wieder einen blanken Batzen!“

„Siehe, Wilhelm, hier stehen die besten und ältesten Flaschen,“ spricht die Pastorin zum Sohn, der ihr mit dem Licht in der Hand in den Weinkeller leuchtet. „Die dürfen nicht angegriffen werden. Jeder Pastor hat ein Dutzend dazu gelegt und von denen wird nur ein Fläsch-chen geholt, wenn es oben Introduction giebt, oder Hochzeit, oder die

Taufe des ältesten Sohnes. Die Herren lieben den alten Wein; ich aber kann das Zeug nicht leiden. Als ich einmal davon genippt, an meinem Hochzeitstage, ging's mir wie Feuer durch alle Glieder und ich wußte nicht wo mir der Kopf stand. Darum trank ich auch nichts davon bei Deiner Taufe, obgleich mein Alter ganz böse wurde und Fuchsberg sagte, es wäre ein schlechtes Omen."

„Dieses Zimmerchen mußt Du mir schon lassen, Willi," bittet Gretchen den Bruder, „auch wenn Du einmal eine Frau nimmst. Siehe, ich liebe es so sehr. Hier ist Großmütterchen gestorben; durch's Fenster sieht man den großen Baum und Abends scheint der Mond silbern herein."

„Macht, junger Herr, daß Ihr auf die Schule kommt und fertig werdet," ruft der silberhaarige Wagger. „Lang' mach' ich's nicht mehr; muß aber doch aushalten, bis Ihr einmal Pastor werdet und Euch einen jungen Wagger sucht. — Der alte Herr käme ohne mich doch nimmer zurecht; so lange er den Pflug führt, muß ich schon noch die Leine tragen. Später einmal, da findet sich wohl schon für mich ein Zimmerchen in der Herberge!"

Es gab viel solche Zimmerchen im Pastorat und manch' altes Weiblein saß da und spann und summte dazu alte Weisen und sang am Sonnabend Abend mit langsamer, zitternder Stimme: „Wer nur den lieben Gott läßt walten rc."; — manch' Weiblein, das hier geboren und ein frisches schmuckes Ding geworden war mit blanken Augen und schönen rothen Wangen, und dann Frau, uud dann Mutter und endlich eine hülflose Greisin; — da saß manch' altes Ehepaar und ließ die alten Glieder ausruhen von heißer Arbeit in des Lebens Mittag; manch' alter spaßiger Hagestolz, der die vielen Geschichten wußte, den jungen Mädchen Blumen brachte und den jungen Herren Krebsnetze strickte und Angelstöcke schnitt.

Sie hatte es nicht leicht, die junge Pastorin, die einzog in's Jakobsburger Pastorat! Manches Jahr verging, bis die alten Fledermäuse sich an sie gewöhnten, es ertrugen, das junge Ding so schalten und walten zu sehen mit der Habe der Wolfschild's, die die Alten gesponnen, gewebt und gebleicht. Mißtrauisch prüfend wird schon die Aussteuer aufgenommen, die sie mitbringt in's Haus, aus der Güte der Wäsche geschlossen auf die Güte des Blutes. Wehe ihr, wenn sie es verdirbt mit der alten Lawise in der Vorrathskammer oder sich zu viel kümmert um die Marliese in der Küche. Es wäre ihr besser, sie wäre nie in's Pastorat gekommen! Die Wäsche kann kein

Mensch tragen und die Suppe kein Mensch essen und die Gesichter kein Mensch ansehen, die es dann giebt, bis sie nachgiebt, die Neue, und in die Küche kommt und um Generalpardon bittet. Den erhält sie, — weil sie doch einmal des jungen Pastors Frau ist. Aber es herrscht noch immer eine gewisse Kühle bis sie den Erben geboren; dann erst heißt man sie gan willkommen. Und nun die Kinder! Wie traulich können sie streicheln, diese zusammengeschrumpsten rauhen Hände; manchmal giebt's auch einen Klaps, aber das thut nichts. Wie lustig sitzt sich's auf dem Schooß, wenn die Alte das Spinnrad weglegt und wir unsere Geschicklichkeit daran üben, den alten Mund zu küssen, der so tief drin liegt zwischen Nase und Kinn: das ist so drollig und giebt viel zu lachen. Und nun gar das Giggu! Wenn's dunkel wird im Winter und kein Besuch da ist und die Familie ganz allein, dann legt lieb' Mütterchen das Strickzeug weg oder das Buch, und setzt sich an's Klavier, und die alte Anneliese und wir tanzen Giggu, und die Alte wirft die Beine und schwenkt die Arme so lustig, und dreht sich, kehrt sich und stampft stattlich mit dem Fuß. Manchmal tanzen wir aber auch nach der Melodie: „Tudelie, tudelie, pastalnerki danzoi!" Dabei wird man leicht schwindlich und hältst Du ein und stehst still und die Schwester stößt Dich an — plumps liegst Du auf dem Boden.

Später dann geht's in den Stall. Sind wir bisher nur selbst als Füllen umhergelaufen und haben mit dem Kopf genickt und laut gewiehert, so setzt uns der Kutscher nun auf ein leibhaftiges Pferd, und wenn er auch noch die Zügel in der Hand hält, nun man tröstet sich damit, daß der und der Gutsbesitzer auch das Pferd einer ganz erwachsenen Dame am langen Leitriemen hielt. Endlich kommt auch die Zeit, wo man ganz allein ein hohes Fuder zur Rige führt. Das ist ein gewaltig gefährliches Unternehmen. Da giebt's alle die Gräben und nun erst die häßliche Gartenecke. Abends läuft man hinaus auf den Acker und reitet die Klepper nach Hause; so lange der Knecht uns sehen kann Trab, sind wir aber erst im Park, in regelrechtem Galopp. — Rigenjunge sein hat seine großen Reize; da bläst der Wind so lustig durch alle drei Thüren und dann fallen die Waizenkörner so goldig im Halbkreis. Drinnen in der Hitzrige aber da ist es furchtbar heiß, da hält man es keine fünf Minuten aus. Der Rigenjunge aber sitzt drin den ganzen Tag und hat dazu noch einen Pelz an.

Jetzt fängt auch der alte Diener an höchst interessant zu werden. Der hat die Flinte in Gewahrsam und wenn im Winter draußen der Mond

scheint und es Stein und Bein friert, dann hüllt er sich dicht in seinen Pelz, setzt auf den Kopf die Pelzmütze und geht hinaus an den großen Baum. Dort setzt er sich hin und wartet auf die Häslein. Die hat er arglistig angelockt mit Braunkohl. Acht Tage nach einander fanden sie hier allabendlich ein wenig von dieser Lieblingsspeise. Hei, wie das schmeckte in der kalten Winterzeit wo der Schnee Fuß hoch auf den Feldern lag und es magere Kost gab aller Orten. „Das hat wol Gretchen gethan“ denken sie; „vor ihrem Fenster ist ja immer ein wahres Gekribbel und Gekrabbel von allerlei Meisen und Sperlingen; nun hat das liebe Mädchen auch an uns gedacht und will uns nicht verlassen in der Noth.“ — So denkt der Haas und läßt sich's schmecken. Paff! fällt der Schuß und der Schnee fällt von den Zweigen und die Schrote gehen dem Häschen mitten in's Herz.

Drinnen im Zimmer giebt's andere Freuden. So lange wir ganz klein sind spielen wir mit Puppen und backen Pfannkuchen und rauchen Kastanienstengel. Am Sonntag Abend, dann stellen wir die Stühle im Kinderzimmer in einen Kreis und auf die Stühle setzen wir die Puppen. Wir stellen uns dann in die Mitte und machen Seifenblasen. Die sind köstlich und wir haben Alle unsere rechte Freude daran. Dann, wenn wir schon älter geworden, setzen wir allerlei Bilder zusammen: Asien, das ist der größte Welttheil und ist stattlich lang und breit; Afrika ist kurz und dick, hat viel Kräfte aber wenig Verstand; Europa ist Asien's Tochter, aber sie ist weit hübscher und lebhafter und graziöser als die Mutter und sieht recht geistreich aus. — Hat man der Wissenschaft genug gefröhnt, so greift man zum „schwarzen Mann.“ Gretchen sieht prachtvoll aus mit einem Schnurrbärtchen, viel besser, als die Jungen mit der garstigen Haube. Wie spannend ist „neugierig Schweinchen!“ Man will sich zu Tode ärgern, wenn man den ganzen Kartenhaufen aufnehmen muß, blos weil einem eine Karte fehlt, aber amüsant ist's, wenn man Trumpfaß hat und legt's ganz zuletzt als zweite Karte oben drauf. Da hilft nun gar nichts: „Klopf Du nur an, ich habe nicht betrogen!“

Versteck spielen ist etwas schauerlich; es kommt dabei gewöhnlich auf dunkle Zimmer heraus, denn in dem Zimmer, wo die Eltern lesen, kennt man ja jedes Versteck und sieht gleich nach unter der Mutter Rock und im Sophakasten. Da ist „blinde Kuh“ schon viel gemüthlicher. — Bald wird man ernster und gesetzter. Man hat lesen gelernt und liest gern! Die Mutter hat oft die Bücher versteckt, aber man findet sie doch heraus. Jeder

Augenblick wird benutzt; am Morgen, während man sich kämmt, und beim Frühstück, während man sein Butterbrod verzehrt. Man schwelgt in: Robinson, Hoffmann, Nieritz, auch wol Horn, aber den hat man schon nicht so gern, er ist einem oft zu belehrend. Ist man mit diesen fertig, dann kommt noch viel Schöneres: Die biblische Geschichte, die Weltgeschichte gar. Das Traulichste aber ist wenn der Vater einmal, so etwa ein Stündchen vor dem Abendessen, aus seinem Zimmer kommt und schmunzelt und sagt: „Nun heute hab' ich etwas Zeit, heut' können wir" —; nnd nun setzt er sich hin und schlägt den dicken Lederband auf, deu er mitgebracht, und wir uns nun neben ihm hinknieen auf dem Schemel, das Eine rechts, das Andere links. — Und nun fängt er an zu lesen: Alte Chroniken sind's aus Norddeutschland oder gar Alnpecke oder Russow. Was ist das für eine behagliche Sprache und was werden doch für interessante Sachen in ihr erzählt. Wie schade nur, daß endlich immer die Zeit kommt, wo man zum Abendessen muß und man ist doch wirklich auch nicht ein Bißchen hungrig und möchte gar gern alle Palten und Milchsuppen der Welt weggeben für noch ein Stündchen Vorlesen. Darüber denkt der Vater aber anders. —

Und nun, lieber Leser, damit an diesem Bilde ländlichen Stilllebens im alten lieben Pastorate nichts fehle und Du erkennst, daß ein Deutscher es gemacht für Deutsche, so dürfen wir zum Schluß des Pluto nicht vergessen. Der liegt vor seiner Hütte und thut keinem Menschen was zu Leide und nur wenn ein Hausirer auf deu Hof kommt, daun fährt er auf ihn zu und bellt wie besessen. Es ist ihm aber gar nicht Ernst damit; er ist ein Schalk und hat seinen Spaß an dem erschreckten Gesicht des Angegriffenen. Von Gemüth ist er herzensgut. Hast Du Deine Aufgabe nicht ordentlich gelernt und der Lehrer hat Dich gewaltig gescholten oder Dich gar bestraft und Du darfst nun acht Tage nicht ausfahren oder spazieren reiten, da gehst Du zu ihm in die Hütte und weinst Dein Leid aus, und der Pluto sieht Dich mitleidig an mit seinen großen braunen Augen und leckt Dir die Thränen aus dem Gesichte mit seiner rauhen Zunge.

Der Kampf gegen die Alten.

Die Knaben standen schon an der Schwelle des Jünglingsalters, als sie ihr bisheriger Lehrer verließ, um eine oberländische Cousine als Frau in ein unterländisches Pastorat zu führen und dort sein Leben in bekannter Weise zuzubringen. Sein Nachfolger wurde ein Preuße, ein Pädagoge von Fach, der die Knaben direkt zur Universität vorbereiten sollte. — Doktor Winter, so hieß der Mann, war eine hohe schlanke Gestalt; das Haupt bis auf einen kleinen Haarkranz um die Schläfe haarlos, mit einem von Pockennarben zerrissenen Gesicht, kleinen grauen Augen und mit Lippen, die aussahen wie ein Paar an einander gelegte Messerschneiden. Er war stets elegant gekleidet und zeichnete sich durch ein feines, gewandtes Benehmen aus.

„Das sind Ihre Jungen," rief der Pastor, als er die Knaben ihrem neuen Lehrer vorstellte, „kräftige Schultern, auf die kann man Etwas packen."

„Nun wie ist's, wollen Sie mit mir den Kampf gegen die Alten beginnen?" fragte der Ankömmling mit wohllautender Stimme.

Wilhelm sah ihn verwundert an. „Paul," sagte mit fester Stimme: „Ja!" — Der alte Wolfschild lachte.

Mit dem Einzuge des Doktor Winter begannen wunderbare Veränderungen in den Anschauungen der Knaben. Der Mann mit der hohen, spitzen Stirn und den feinen Lippen war kein gutmüthiger, kurischer Candidat, der Geschichte vortrug, wie sie in Nösselt's Weltgeschichte für Töchter gebildeter Stände dargestellt ist, oder biblische Geschichte nach Kurtz's Leitfaden lehrte, der seine fünf Stunden täglich gab und damit Basta. Ein neues Leben that sich den Knaben auf, der Kampf gegen die Alten begann. Ein Paar kritische Aeuglein schauten durch die goldene Brille und ein spöttisches Lächeln lief aufreizend, anstachelnd um den Mund. Er lebte ganz mit den Knaben, stets war er mit ihnen zusammen, und wie er ihre Spiele leitete und an ihnen Theil nahm, so benutzte er jeden Spaziergang zu fesselnden Gesprächen; ja noch spät Abends setzte er sich zu den Knaben an's Bett und plauderte

mit ihnen bis tief in die Nacht hinein. Da hielten denn unbemerkt und ungehindert die Lehren des modernen Materialismus ihren Einzug in das stille kurische Pastorat, und am Mittwoch und Sonnabend brachte die Post neben der lettischen und der Gouvernemeutszeitung auch die Volkszeitung und die „Züricher Zeitstimmen."

Waren bisher die Griechen und Römer Leute gewesen, die da weit unten am Mittelländischen Meer eigens dazu gelebt hatten, um zweitausend Jahre später arme deutsche Knaben mit ihrer Sprache und der Geschichte ihrer Thaten zu quälen, war man bisher in der Geschichte nur bis zu dem herrlichen Manne Gottes, Martin Luther, gekommen, so erschienen jetzt alle diese Dinge in einem ganz anderen Lichte. Diese längst verstorbenen Leute wurden auf einmal höchst interessant und gewannen neues Leben. Und wie anders erschienen sie von einem „höheren historischen und kritischen" Standpunkt aus! Der weise Sokrates wurde ein ganz mit Recht verurtheilter Narr; der Kaiser Barbarossa ein blutdürstiger Tyrann und der herrliche Luther ein Mann, aus dem Etwas hätte werden können; Alexander der Große wurde ein eitler Affe und Karl der Große ein Pfaffenknecht, der durch Einführung des Christenthums die armen Sachsen um all' ihre Freiheit und Poesie gebracht. Und alle diese Personen wurden Typen, Vertreter noch jetzt kämpfender Richtungen und Prinzipien.

Und nun gar Du armer Moses! Geschrieben hast Du schon gewiß nichts, aber selbst Deine Existenz ist fraglich! Ihr alten, ehrwürdigen Erzväter, ihr trauten Aeolsharfen in den Weiden an den Wasserbächen Babel's, Du hohe Burg Zion's, Euere Nebelbilder hat der scharfe Nordwind zerstört, Eure traurigen, sehnsüchtigen Klänge sind poesielos und langweilig. Arme Burg Zion, armer Tempel Salomonis, wie unnütz war euere Existenz, wie gemein-schädlich. Aus dem Gold an euren Wänden hätte man Münzen schlagen sollen und die Edelsteine aus Ophir verkaufen können und Wege bauen und Kameelgestüte anlegen zur Hebung des Nationalwohlstandes.

Kein allmächtiges: „Werde" rief aus dem Nichts hervor die obere und die untere Veste und die Lichter an der Veste des Himmels, das große, daß es den Tag regiere und das kleine, daß es die Nacht erleuchte, das Gethier und endlich den Menschen, daß er über das Alles herrsche, daß er Gott ähnlich sei. — Trübe, todte Atome trieben zusammen zum Chaos, bis das Zusammengehörige einander fand und so die Weltkörper sich bildeten.

Aus der chaotischen Masse brütete dann die Sonne allerlei Gewürm aus: Große Wasserschlangen und riesige Fledermäuse und grasfressende Mammuths und Affen und endlich Menschen. Und die singende, klingende Gotteswelt wurde ein vielschichtiger Käse und der Herr der Schöpfung ein kaum sichtbares Würmchen auf ihm. — Wunderbare, dunkle Ausdrücke einer noch dunkleren Metaphysik verwirrten den Sinn der Hörer und machten ihnen begreiflich, daß das wahre Sein gleich dem Nichtsein sei.

Nützen sollte der Mensch vor Allem sich selbst, nebenbei auch Anderen. Nützen sollte er, arbeiten, schaffen, streben für diese Welt, Eisenbahnen bauen und Häfen und Börsen und Irrenhäuser.

Beide Schüler lauschten mit Entzücken den Worten ihres Lehrers. Was wußten sie von dem Unterschied zwischen Freiheit und Anarchie, zwischen Kritik und absoluter Verneinung, zwischen dem berechtigten Erforschen der Natur und ihrer Gesetze und dem blinden Götzendienste vor der Natur. Führte sie doch Herr Winter ein in die Wissenschaft, lehrte er doch das Praktische, das ja auch das Alleinwesentliche war.

Es giebt eine Periode in unserem Leben, wo wir den Nutzen der Theorie absolut nicht begreifen, und gerade in dieser pflegt man uns fast ausschließlich mit ihr zu füttern. Da fällt dann Alles, was den Schein des Praktischen, des Verwendbaren hat, doppelt schwer in's Gewicht. Herr Winter öffnete ihre Augen in seiner Weise für ihre Umgebung. Er schilderte ihnen in begeisterten Worten, mit flammenden Augen all' die Leiden, welche die Letten wirklich oder angeblich von den Deutschen zu erdulden hätten; er zeigte ihnen, wie dieselben die Bauern bedrückten, der Adel auch das nicht adelige deutsche Element im Lande stets geknechtet habe und wie das Adelsregiment noch unter den Herzögen keine Blüthe des Landes aufkommen ließ. Die Letten zu befreien von dem auf ihneu lastenden Joche, den Adel zu vernichten, das sollte die Lebensaufgabe der Jünglinge sein. Wie schön ist es, schon als Knabe eine Lebensaufgabe zu haben und noch dazu eine politische! Wie wichtig erscheint man sich, wie unbedingt nöthig zum Wohle der Menschheit! Man ist nicht mehr Knabe, man fühlt sich als Mann!

War dieses frühreife Selbstbewußtsein das Lockendste für Paul, so schwelgte Wilhelm's Phantasie in erhabenen Bildern der im Unterliegen siegenden Lebenskraft. „Nützen," rief es in ihm, „ja das ist das Wahre, nützen, dem armen Volke helfen, es befreien von seinen Banden, von den äußeren

wie von den inneren, von der Herrschaft der Fürsten und Soldaten, wie von der der Vorurtheile. Der Christ liebt nur den Christen, der Demokrat den Menschen. Leiden und sterben für das arme geknechtete, und doch so brave Volk, das ist ein neues, schöneres Martyrium!

Vor seinen Augen stand ein Schaffot mit rothem Tuche behangen, darauf der Henker mit entblößten Armen und rothem Bart, ein häßliches, widerwärtiges Gesicht. Rings um das Schaffot stehen die Söldlinge, die Schergen der Tyrannei, das Militair; und rings umher drängt sich das klagende Volk und die armen Bürger füllen weinend den weiten Platz. Ihre letzte Stütze wird ihnen genommen, ihr letzter Vertheidiger erleidet dort oben den Tod und sie sind wehrlos, können ihm nicht helfen. Horch — dumpfer Trommelwirbel — und dann tiefe Stille unter den Hunderttausenden. Man könnte ein Sandkorn fallen hören. Er tritt an den Rand des Schaffots, seine Hände sind auf den Rücken gebunden, sein Gesicht ist bleich und eingefallen, aber er trägt den Kopf hoch. „Bürger," ruft er, „ich sterbe für Euch, bleibt meiner werth! Noch Viele werder sterben wie ich, aber dann wird die gute Sache doch triumphiren und Ihr werdet frei sein, frei und glücklich." — Und nun geht er rasch die Stufen hinauf, beugt das Haupt auf den Block, der Scharfrichter tritt vor und dann — ein lautes Aechzen von Hunderttausenden — es giebt einen Freiheitsmärtyrer mehr!

Christian und Lebrecht und Gottlieb und Du, Anna Maria, geb. Ludwichin, was sagt Ihr zu den Träumen Eures Enkels? Und Du große Ulme, die Du fast schon so groß warst, da der Erste des Hauses in's Land kam, was stehst Du so starr und trotzig da? — Werden auch noch in Zukunft Wolfschild's um Dich spielen und groß werden und zu den Besten gehören im Lande?

Ein Feierabend.

Am ersten Weihnachtsfeiertage ging es hoch her im Pastorat, und eine sehr verschiedenartige Gesellschaft bewegte sich Abends in seinen gastlichen Zimmern. Da hatte das Glockengeklingel den ganzen Nachmittag nicht aufgehört in der Lindenallee und ein Schlitten nach dem anderen war vorgefahren mit vieren, zweien oder einem Pferde bespannt. Da kamen die benachbarten Edelleute und ihre Frauen und Lehrer, die Aerzte kamen und die Arrendatoren, der Adler kam und Herr Laßmann und der Postmeister. Im Eckzimmer saßen die Damen im besten Staat und thaten ihr Möglichstes sich zu verständigen, und, weil es zwischen ihnen Allen etwas Gemeinsames gab, die Wirthschaft nämlich, so ging es auch. — In der großen Stube aber da bildeten die Herren vier Gruppen. Die Einen tranken Wein und sprachen von der Politik, die Anderen Grog und redeten von der guten alten Zeit, die Dritten Bier und erzählten lustige Dorpater Studentengeschichten, und die Vierten, die nicht saßen, sondern auf- und abgingen, und nur zuweilen ein Schnäpschen nahmen, behandelten das Interessanteste — nämlich die Landwirthschaft. Hörte man die Letzteren, so mußte man durchaus bedauern, daß es in Kurland keine landwirthschaftliche Akademie gab, auf der junge englische und belgische Landwirthe Gelegenheit hätten, etwas Rechtes zu lernen. Unter Guano machte es Keiner und was die erzielten Erträge betraf, so waren sie wahrhaft imponirend. Und dabei war der edelste Wettstreit unter den Herren, denn Einer war immer noch klüger und praktischer gewesen als der Andere, und hatte der Rotenhöf'sche seinen Boden überlistet, so hatte der Schwarzhöf'sche ihm gewiß ein Bein gestellt. — So schweiften die Flämmchen der Conversation vereinzelt und unstät umher, bis sie dann endlich die Jagd ergriffen und nun Alle vereint in einer himmelhochlohenden Flamme Jägerlateins alle Wahrheit verzehrten.

Die beiden Geschlechter blieben dabei immer züchtiglich getrennt und nur der Herr von Fuchs wagt sich manchmal hinein zu den Damen. Dann wenden sich aller Augen auf ihn und etliche dreißig Frauenmündchen lächeln in Erwartung der kommenden Dinge gleichzeitig. Der ist ein Schalk; ganz langsam und unmerklich bringt er das Gespräch auf die Sklaverei.

Natürlich sind alle Damen seine geschworenen Feindinnen. „Ereifern Sie sich nicht, meine gnädige Frau," sagt er zu der alten Gräfin P., die etwas harthörig ist und ein wenig hustet: „Die Schwarzen in Amerika haben es immer noch viel besser als ihre Brüder in Afrika. Davon kann ich Ihnen eine prächtige Geschichte erzählen. Eines Tages gehe ich in Kairo auf dem rechten Nielquai spazieren. Ich pflegte in Kairo alltäglich diesen Spaziergang zu machen; man muß sich in Aegypten viel Bewegung machen, sonst bekommt man die ägyptische Augenkrankheit. — Nun also, wie ich so dahingehe, fällt mir ein Araber auf, ein hübscher stattlicher Kerl, ganz eingehüllt in seinen weißen Burnus. Der hält in der rechten Hand einen kleinen Anker, der an einem Strick befestigt ist, und mit der linken schleppt er einen kleinen Negerjungen her, der weint und schreit. Neugierig, zu erfahren, was das werden will, bleib' ich stehen. Der Araber setzt sich auf den Quai, daß ihm die nackten Beine überhängen, und pfeift sein „Partons pour la Syrie!", welches im ganzen Orient wohl bekannt ist, und dabei wickelt er den Strick vom Anker und geht mit ihm um wie mit 'ner Hechtangel. Dann bindet er sich das Ende des Stricks um's Bein, packt den Jungen und, ehe ich zuspringen kann und einschreiten, sitzt der Anker dem Knaben im Leibe und der zappelt im Wasser. Der Junge schreit, als säße er nicht am Anker, sondern am Spieß, wie natürlich in dieser Situation. Sein Geschrei hört ein Krokodil, kommt heran und schnapp hat es den Jungen und die Angel im Leibe. Nachher erzählte mir eine befreundete ägyptische Dame, das wäre dort die landesübliche Art Krokodille zu fangen. Aber was fehlt Ihnen, gnädige Frau?"

Der Doktor Winter schien von dem Abend nicht eben erbaut. Die Hände auf dem Rücken und mit dem Ausdrucke resignirter Langeweile im Gesicht schlenderte er von der einen Gruppe zur anderen, warf von Zeit zu Zeit einen Blick in einen der Spiegel, um sich zu überzeugen, das seine Toilette noch tadellos sei, und schlenderte wieder weiter. Wurde dann der eine oder der andere Politiker ungewöhnlich laut, wenn man ihm nicht zugeben wollte, daß Ungarn sich jedenfalls doch noch von Oesterreich losreißen würde, oder daß Herr von Dalwigk ein tiefblickender Diplomat sei, der durchaus in preußische Dienste gezogen werden müsse, so lächelte der Doktor mitleidig, und wenn irgend eine Studentengeschichte wieder einmal so recht durchschlug und ein homerisches Gelächter erregte, obgleich ein Jeder der Zuhörer sie seit seinen Kinderjahren mindestens drei Dutzend Mal hatte erzählen hören, so

lächelte er verächtlich. Nachdem er eine Zeit lang abwechselnd gegähnt, sich die Brille geputzt und mit den Berloques an seiner Uhrkette gespielt, schien er einen Entschluß zu fassen, stand auf und ging hinaus. Während er im Vorhaus sein Licht anzündete, traten die Knaben zu ihm, die sein Fortgehen bemerkt hatten und ihm gefolgt waren.

„Gehst Du schon hinauf?“ fragte Wilhelm halblaut. — Wenn Lehrer und Schüler allein waren nannten sie sich „Du.“ —

„Bleibt Ihr noch! Ihr habt viel Geduld! Mir wird übel bei dem Gewäsch!“

Natürlich fanden „die jüngeren Freunde“ ebenfalls die Gesellschaft höchst langweilig, obgleich Wilhelm noch so eben mit vielem Interesse den „Alten“ und Paul den Politikern zugehört hatte, eine jugendliche Verirrung, deren sich Beide freilich in diesem Augenblick gewaltig schämten.

„Habe Mitleid mit den Armen,“ sagte Wilhelm gutherzig, während alle Drei die Treppe hinaufstiegen. „Wovon sollten sie wol auch sprechen, bei uns, wo jedes öffentliche Leben fehlt?“

„Ja, meine Schuld ist's nicht!“ sagte der Wahrheit getreu der Doktor, indem er die Achseln zuckte, „daß sie in ihrem Dünger erstickten!“

Dieser unpatriotische Wunsch war den Knaben nicht neu und erregte daher nicht eben ihre besondere Aufmerksamkeit.

Der Doktor entledigte sich unterdeß seines Fracks und seiner Stiefel und warf sich, seinen Halskragen öffnend, in den Lehnstuhl:

„Daß nur dem Kopf nicht alle Hoffnung schwindet,
Der immerfort an schaalem Zeuge klebt
Mit gier'ger Hand nach Schätzen gräbt
Und froh ist, wenn er Regenwürmer findet!“ —

deklamirte er. „Seht sie Euch an, diese Bursche,“ fuhr er fort, indem er erst das eine Bein und dann das andere auf einen Stuhl legte, „seht sie Euch an. Wie liebenswürdig sind sie und wie charmant, wie höflich und wie zuvorkommend! Mit der Rechten drücken sie Euch die Hand und mit der Linken streicheln sie Euch die Wange. Und nun laßt diese selben Leute unter sich sein und gerathet zufällig in ihren Kreis! Da kennen sie Euch nicht einmal, sie können sich nicht erinnern, sie fragen wie doch gleich Euer werther Name sei; ach ja, jetzt fällt er ihnen ein, aber es ist offenbar der einer wildfremden Person. Wenn sie von Euch sprechen und Euren Verwandten, so verfehlen sie nicht Eurem Familiennamen das Wörtchen „ein

gewisser" vorzusetzen, und wenn sie von einer Gesellschaft sprechen, so heißt es: „Da waren sieben Herren, ein Arzt und zwei Pastoren." — Gebt Acht auf solche Kleinigkeiten, aus ihnen erkennt man den Menschen am Besten."

„Wie liberal sie sprechen, wenn es sich um England oder Oestreich oder Spanien handelt! Wie mitleidig ihr Auge blickt, wenn sie der amerikanischen Sklaverei gedenken! Aber wagt es dieselben Grundsätze, die sie eben noch durchaus theilten, auf ihre Heimath anzuwenden; wagt es ihnen zuzumuthen die Sklaverei im eigenen Lande aufzugeben, und aus der Uebereinstimmung wird tödtlicher Haß werden, aus den Sammetpfötchen — Löwenkrallen und sie werden Euch hetzen wie das Wild in ihren Wäldern! — Wagt es nur, Menschen sein zu wollen; wagt es nur, Euch die natürlichsten Menschenrechte, die ewig unveränderlich im Himmel hangen, herabzuholen; wagt es nur zu verlangen, daß es Euch, des Landes Kindern, gestattet sei für Euer eigenes, sauer verdientes, gutes, braves Geld Euch ein Gut zu kaufen, und sie werden Euch ausschreien für Meuterer und Landfriedenbrecher, für ruchlose Verräther und Räuber. Sie werden Euch entgegenhalten das, was sie ihr Recht neunen, ihr Recht! Als ob sie irgend eine Art von Recht an dieses Land hätten, als ob es nicht einfach ein Raub ist, der ihnen abgejagt werden soll und muß und wird, sobald Jemand stärker ist als die frechen Räuber. — Wer rief sie in's Land, diesen Auswurf des deutschen Raubadels? Wie eine Heerde Schakale fanden sie sich zusammen, als sie vom armen kranken Wilde Livonia hörten, hetzten es, erreichten es — und rissen das todtwunde Thier nieder."

„Das ist lange her!" bemerkte Paul.

„Das thaten sie in Preußen auch," sagte Wilhelm.

„Gewiß ist es lange her, aber in Preußen ging es denn doch ganz anders zu. Auch ich würde eine Verjährung zngeben, wenn sie je einheimisch geworden wären im Lande, diese Fremdlinge. Wenn sie, wie ihre Brüder in Preußen, sich vermischt hätten mit dem Volk, das sie nnterwarfen, ihm Sprache und Sitten eines kultivirten Nachbarn gebracht, es unterrichtet und belehrt hätten; aber was ist denn hier bei Euch geschehen die ungeheure Schuld zu bezahlen? Wo ist das Dokument, nicht von Menschenhand geschrieben, worauf sie sich berufen könnten, welches das Geraubte übergehen ließ in ihren Besitz? Es ist lächerlich, wenn ein Dokument, das der eine Räuber dem anderen verlieh, Rechte begründen soll; es ist eine Frechheit das

auch nur zu behaupten. So haben sie hier ein Meisterwerk aristokratischer Staatskunst geliefert, ein Volk von besitzlosen Knechten geschaffen und es erhalten unter eisernem Druck durch ein halbes Jahrtausend. Und diese von der elendesten Selbstsucht beherrschten Menschen wagen es noch von Deutschthum zu reden; dieselben Menschen, die nicht nur sorgfältig darauf achten, daß ihre Knechte nur ja nicht „deutsch werden," sondern auch die schon vorhandenen Deutschen von allen Rechten ausschließen, wo sie können beleidigen und verspotten und den „neu Einwandernden" Fallstricke legen auf Schritt und Tritt. — Laßt Euch nicht irre machen durch alle die Phrasen, in die sie die brutale Thatsache verhüllen: Wir sind die Herren, Ihr seid so gut unsere Knechte, wie die Letten, wenn Ihr auch neben uns am Tisch sitzt und Jene hinter unserem Stuhle stehen; wenn wir Euch auch die Hand reichen und Jene uns die Rockzipfel küssen in sklavischer Unterwürfigkeit. Und ihre vielgepriesene Wohlthätigkeit! gegen wen üben sie diese Tugend denn aus, als gegen ihre willenlosen Geschöpfe, ihre Dienstboten (heißen diese nun Arzt oder Lehrer oder Piqueur) und sie machen ja aus dem Warum kein Geheimniß. „Er hat uns treu gedient" heißt es; das „uns" ist so charakteristisch, wie das „gedient."

„Giebt es eine widerlichere Erscheinung als ihr Kokettiren mit dem Christenthum, mit dem Protestantismus, aus dem sie sich eine Herrenreligion zurecht gemacht haben! Diese hochnasigen Weiber, die so gewandt die züchtige fromme Hausfrau spielen, wissen's so gut wie ihre Männer, daß die Religion ein gutes brauchbares Mittel ist zur Unterdrückung, daß sie den demüthigen Knecht nur noch demüthiger macht, und dem Verzweifelnden die Kraft der Verzweiflung raubt, indem sie ihn feige vertröstet auf ein künftiges, besseres Dasein, wo er auch ein Baron sein wird. Sie wissen auch, daß die Herren Pastoren sich hüten werden die Befolgung der göttlichen Gebote auch von ihnen zu verlangen, wie von den Bauern; sie zu strafen, wie die Bauern; in ihre Häuser zu dringen, wie in die der Bauern."

„Aber," rief der Doktor, indem er mit einer plötzlichen Bewegung die Füße vom Stuhl nahm und die geballte Rechte drohend erhob, „es kommt die Zeit wo diese ganze Sippschaft wird Rechenschaft ablegen müssen für ihre und für ihrer Väter Sünden, so gewiß, wie diese Zeit kam in Frankreich, so gewiß wie sie vernichtend dahinfuhr über Deutschland. Doch wenn diese Zeit kommt, wird es mir nicht mehr vergönnt sein die gute Sache zu unter-

stützen; dann steht Ihr treu zur Fahne, helft Ihr sie üben, die gerechte Rache!"

„Oh," rief Wilhelm, „wenn sie nur käme, wenn sie nur da wäre!"

„Sei unbesorgt, kommen wird sie! Denket nur stets daran, daß sie Euch nicht unvorbereitet treffen darf, daß Euer ganzes Leben im Dienst einer hohen, großen Idee steht; daß Euer Wille stark sein muß und darum Euer Haß unversöhnlich; daß Euer Wissen groß sein muß, denn Wissen ist Macht; daß Eure Seele furchtlos sein muß und treu bis in den Tod. Eines beharrlichen Mannes fester Wille vermag Alles; Provinzen sind verloren gegangen und festbegründete Staaten zerfallen durch eines Mannes rastloses Streben! Und Ihr seid Zwei! Wenn Ihr Alles an Euch zieht, was Euren Haß theilt, wenn Ihr Alle für Eure Sache begeistert, in deren Herzen rothes, warmes Blut fließt, wenn Ihr sie weckt die Hunderttausend von Letten aus ihrem Jahrhunderte langen Schlaf, sie erfüllt mit der Gluth Eures Herzens, der Gewalt Eures Zornes, — warum solltet Ihr nicht vermögen ein Paar handvoll Barone aus dem Lande zu jagen?"

„Es wird, es wird," rief Wilhelm. Er war aufgesprungen vom Bett, auf dem er gesessen, er hatte des Doktors Hand ergriffen und seine Augen glühten in reinster Begeisterung, sein Herz schwoll in jubelnder, stürmischer Freude, in seinen Sehnen fühlte er des Löwen Kraft und in seinen Adern ein wildes, verzehrendes, beseligendes Feuer. Er war kein Knabe mehr, er war ein Mann, er war der erste Diener der größten Idee.

„Und Du, Paul?"

„Wenn die Zeit da sein wird, dann werde ich handeln!"

„Du hast Recht," rief Wilhelm, indem er stürmisch die Hand, die er hielt, drückte, „Du hast Recht, Robert! — Wir müssen sie benutzen, die Jugendzeit; ich verspreche Dir, daß ich sie von mir werfen will, alle die Zerstreuungen und Vergnügungen meines Alters; mein Leben soll fortan nur Arbeit sein!"

„Gieb uns jetzt gleich eine Stunde," rief Paul, „die schöne Zeit verstreicht ungenützt!"

„Wohlan," rief der Doktor, „das war das Rechte" und sprang auf. — Wenig Augenblicke darauf saßen alle Drei um den Tisch und die Knaben bemühten sich Schutz zu finden gegen ihre stürmisch pochenden Herzen, in den dürren Berechnungen der Algebra.

Wir lassen sie rechnen und machen unterdessen Bekanntschaft mit dem bisherigen Leben des Doktors Winter.

Der Sohn eines armen ostpreußischen Zollbeamten, hatte ihm die Natur nichts in die Wiege gelegt, als einen scharfen, schneidenden Verstand und eine lebhafte, allezeit rege Phantasie. Von Kindheit auf hatte er gekämpft mit des Lebens Druck und Noth und schon auf der Schule sich selbst kümmerlich durch Privatstunden ernährt; er hatte sich bücken müssen hier, sich drücken da, er hatte um Protektion bitten, auf manch' theuren Wunsch verzichten und manch' gehegter Hoffnung entsagen müssen.

So war er ein gewandter, geschmeidiger Gesellschafter geworden und ein gewandter Geschäftsmann, aber in seiner Seele gab es kein Gefühl, das nicht angefressen war von Bitterkeit und Neid. Wie Viele sah er, die unbegabter als er, träger als er, so leicht und glücklich durch's Leben schritten, so leichtsinnig dahin lebten, ohne auch nur des Nächsten zu gedenken, der neben ihnen so schwer beladen keuchte. Wie sauer ließ er sich's werden, welch' rastloser Arbeit bedurfte es für ihn, auch nur das nackte Leben zu fristen. In früher Kindheit schon sah er wie viel das Geld gilt in der Welt und die äußere Stellung, wie diese Güter unsere Tugenden hervorheben und unsere Laster verdecken, wie sie uns herausheben aus der großen Menge und uns ein Privilegium und einen Freibrief geben für Alles. Wie gerne wäre er Jurist geworden, hätte den Fuß auf die Leiter gesetzt, die zu Ehre, Macht und Ansehen und darum zu Geltung führt und zu — Geld! Auch das versagten ihm seine Mittel. So mußte er sich dem Lehrberufe zuwenden und nur im fernsten Hintergrunde stand die Hoffnung auf die Rolle eines demokratischen Volksführers. Zwei Stände haßte er tödtlich: den Adel und die Geistlichkeit, denn beiden war er in einzelnen Repräsentanten Dank schuldig, und die schlechte Natur haßt Niemand mehr, als den Wohlthäter. Dazu war ihm die Geldaristokratie persönlich unbekannt; so klammerte er sich an sie und hielt sie für die einzig erlaubte Absonderung in der Gesellschaft.

Anfänglich war er in Kurland in das Haus eines reichen Edelmannes gekommen, eines Mannes, der die alte kurische Derbheit mit einem diplomatischen Wesen vertauscht hatte, die alte kurische Heiterkeit mit aristokratischer Würde, und die alte kurische Biederkeit mit nichtsnutziger Gesinnung. Er hatte gesehen, wie bei dem Manne sich unter dem glatten Wesen brutale Denkungsart verbarg, und wie unter dem aristokratischen Air Geiz und Hab-

sucht lauerten. Er hatte aber nicht nur das gesehen, er hatte auch gesehen, daß derselbe Mann eine schöne erwachsene Tochter hatte, mit seinem interessantem Gesichte und milden, freundlichen Augen, und er hatte ihr holdes rücksichtsvolles Wesen für Liebe genommen, und die mitleidige Aufmerksamkeit, die sie dem schlecht behandelten Lehrer zollte, für Verehrung. Und als sie sich mit einem reichen benachbarten Edelmanne verlobte, da hatte er geglaubt, sie wäre ein Opfer der Geldberechnungen ihres Vaters, und in einer tollen Stunde, da die Leidenschaft in ihm Herrin geworden über die Vernunft, hatte er sie plötzlich umarmt und geküßt und ihr versichern wollen, daß er ihr ein Beistand sein würde und eine Stütze. Und das erschreckte Mädchen hatte sich empört losgerissen und Schutz gesucht gegen den zudringlichen Helfer bei'm Vater und Bräutigam. — Was weiter geschehen, wurde nicht bekannt. Noch an demselben Tage verließ der Doktor Winter das Haus.

Gespräche, wie das eben geführte, waren nicht selten zwischen dem Lehrer und seinen Schülern. Der Doktor vertrieb sich die Langeweile des ihm äußerst antipathischen Landlebens mit fleißigen Studien über die baltische Geschichte, wozu er die Hülfsmittel reichlich in der Bibliothek des Pastors fand, und hatte die Absicht, das Resultat seiner Forschungen in einem neuen Geschichtswerk niederzulegen; darin wollte er den Beweis liefern, daß die Deutschen der Ostseeprovinzen das elendeste Gesindel auf der Welt wären, in Lug geboren und mit Trug genährt; daß der Wohlstand der Provinzen nicht durch sie, sondern trotz ihnen entstanden sei, und übrigens vom Standpunkt pragmatischer und reflectirender Geschichtsforschung angesehen, lediglich in der Einbildung und auf dem Papier existire. Er ließ sich in seinen Anschauungen durch die blühende Landschaft vor seinen Augen durchaus nicht irre machen, und war fest entschlossen, auch in den wohlhabendsten und stattlichsten Gesinden nichts als Hundehütten zu erblicken.

In seinen Zöglingen redlich dieselben Ansichten wach zu rufen, die ihn erfüllten, war nun sein eifrigstes Bestreben. Es war das unter den gegebenen Verhältnissen nicht schwer und der Lehrer erwies sich als seiner Aufgabe vollkommen gewachsen. Er verschwieg oder bemäntelte die Rohheit der Zeiten überhaupt, um die der Livländer in ein recht scharfes Licht treten zu lassen und rief den dem geborenen Balten tief eingewurzelten protestantischen Fanatismus wach gegen die eigene Vergangenheit.

Wie die Biene aus jeder Blume Honig zieht, so sog der Doktor aus jeder Chronik, jeder Urkunde Galle. Wenn eine Kleiderordnung erlassen

wurde, ein irriger, aber wohlgemeinter Versuch, die Leute vor ihrem eigenen Leichtsinn zu schützen, und wenn nun, wie natürlich und den Anschauungen der Zeit entsprechend, die Klassenordnung, in die der erlaubte Luxus getheilt wurde, mit der Ständeordnung zusammenfiel, so machte er daraus eine Unterdrückung der Nationalen. Wenn die Rechte der Bauern nicht gleich waren denen der Herren und Bürger, wenn in einer Zeit, in der auch der Gutsbesitzer nur vom Vater erbte, ja überhaupt nur unter sehr einschränkenden Bedingungen besaß, auch das Erbrecht der Bauern nur ein beschränktes war, so machte er daraus einen Raub. Wenn in einer Zeit, in der fast auf jedes Verbrechen die Todesstrafe stand, in der Feuer, Rad, Strick, Beil um die Wette wütheten, in der die Wirkung der Strafe lediglich von der Nervenerschütterung der Zuschauer erwartet wurde, die Bestrafung der Bauern anders ausfiel, als die der anderen Stände, so war auch das wieder eine systematische Mißhandlung der Letten.

Wer mit dem Maßstabe unserer Zeit die mittelalterliche Vergangenheit mißt, der wird oft das wohlfeile Vergnügen haben, aus dem Riesen einen Zwerg und aus dem Adler einen Sperber werden zu sehen. — Wenn der Doktor fragte: „Wo waren die Schulen, in denen die Jugend die Frucht alles Fleißes erwerben konnte,“ so war er sicher, daß die Antwort ausblieb; wenn er fragte: „Wo waren die Richter, vor denen Alles gleich war, was Menschenangesicht trug?“ so konnte ihn Niemand widerlegen; wenn er weiter fragte: „Wo waren die Fabriken, in denen des Landes Arbeit und seine Thatkraft Wohlstand schuf?“ so konnte man sie ihm nicht nennen. Der große Winrich von Knipprode, der tapfere Walter von Plettenberg, der fromme Gotthard Kettler, was hatten sie in dieser Richtung gethan, worin sie nicht heut zu Tage vom ersten besten Duodezfürsten übertroffen wurden?

Und nun gar später in Kurland unter den Herzögen! Wie war da in krassestem Egoismus Alles zurückgewiesen worden, was jemand Anderem nützte als dem Adel; wie war da auch das Nothwendigste verschoben und aufgeschoben, bis es endlich doch einschlief und der alte Schlendrian fortging. Da entblödete sich die sogenannte Landschaft, das heißt die Adelsschaft, nicht, bei dem polnischen König wider ihren Herzog zu petitioniren und offen auszusprechen, daß ihre Fürsten die Lehnsverträge gebrochen, und durch den Mord eines königlichen Abgeordneten (das heißt eines kurischen Rebellen) ein Majestätsverbrechen begangen, weßhalb sie ihrer Lehen und ihrer Fürstenwürde verlustig zu erklären wären; da empört sich der Junkerhochmuth sogar

dagegen, daß der Oeconomus des Fürsten über adelige Personen, so auf den Aemtern und Höfen Verwaltung haben, schriftlich oder mündlich kommandiren solle.

Da soll sogar der Wirth gepeitscht werden, der seinem Knechte einen höheren Lohn zahlt als das Spottgeld, das ihm der Herr giebt. — So trostlos sind die Rechtszustände, daß den Bürgern der Städte verboten werden muß, ihre Forderungen an Edelleute anderen Edelleuten zu cediren; so frech der Letzteren Treiben, daß ein Verbot an sie ergeht, sich künftig in den Städten des in die Häuser Schießens zu enthalten. — Wie sie mit ihren Bauern umgingen, wird uns nicht erzählt, und nur einzelne Gesetze werfen ein grelles Streiflicht in die schauerliche Nacht: dem Bauer, der es wagte, dem unerhörten Drucke zu entfliehen, wurde ein Bein abgehackt!

Wenn es dem Doktor nicht gelungen wäre, nicht nur des alten Wolfschild's unbedingtes Vertrauen zu gewinnen, sondern auch seine Schüler durch die leidenschaftlichste Liebe stets und immer an sich zu fesseln, so hätte des Pastors Liebe zum Lande und seiner Geschichte nothwendig das heilsamste Gegengewicht gegen des Doktors Lehren abgeben müssen. So aber war der Pastor froh einen so trefflichen Lehrer zu besitzen und freute sich des innigen und steten Zusammenseins der Kinder mit demselben. Daß aber der Vater Nichts merke, dafür sorgte der Doktor, indem er seine begeisternden oder spöttischen Reden mit den Worten schloß: „Aber nur ja reinen Mund gehalten, namentlich gegen den Vater. Die Rücksicht sind wir dem alten Herrn schuldig!" — Die offene und arglose Gemüthsart des Pastors that das Uebrige!

Der von Fuchsberg.

In seinem Schreibzimmer (im Hanse hieß es uneigentlich: „Papa's Arbeitszimmer"), in dem Zimmer, in welchem er seine Leute zu empfangen pflegte, ging der Herr von Fuchsberg unruhig auf und ab. Wer das Zimmer betrat mußte einen hohen Begriff, zwar nicht von der Ordnungsliebe, wohl aber von den landwirthschaftlichen Passionen seines Besitzers bekommen, denn es sah aus wie das Raritätenkabinet eines landwirthschaftlichen Antiquar's und war so vollgepfropft mit Modellen von Pflügen, Eggen, Gespannen, Dresch-, Häcksel-, Säe-, Mäh-, Gras- und Windignngsmaschinen, Wagen, Schlitten, Trögen, Stallungen nnd Hufeisen, daß wir richtiger sagen müssen: der Herr von Fuchsberg wand sich in seinem Zimmer anf und ab. Unzählige Wirthschaftsbücher mit blauer, rother, grüner, schwarzer Tinte geführt, concurrirten erfolgreich mit Büchern über: Schaf-, Rind-, Pferdezucht, über Außenzucht und Innenzucht, über vier- und neun- und elffelder-Wirthschaft und in ihnen steckte eine Unmasse von Buchzeichen, von denen manche recht vergilbt und grau geworden aus den Büchern hervorschauten. Das Ganze, die Thierbilder an der Wand mit inbegriffen, war durch eine dicke Staubwolke in ein gleichmäßiges Grau gehüllt und stimmte harmonisch überein mit der Farbe der Gardinen und der Decke.

Nachdem der Herr von Fuchsberg seinen Spaziergang mit Hindernissen etwa eine Viertelstunde fortgesetzt hatte, wandte er sich an einen, in demüthiger Stellung unmittelbar an der Thür stehenden, Mann, und fragte: „Und der Müller ist selbst dabei gewesen?"

Der Angeredete drehte die Mütze, die er in der Hand hielt, so, daß der Schirm nach oben kam, räusperte sich, packte mit der Rechten seinen Hals und zog das Halstuch energisch hinunter.

„Ja wohl, gnädiger Herr!"

„Aber wie hat er denn mit ihnen reden können, er versteht ja kein Lettisch?"

„Er soll etwas verstehen und Manches hat des Pastors junger Herr übersetzt!“

„Was, der ist auch dabei gewesen?“

„Alle beide junge Herren aus dem Pastorat sind mit ihm gekommen. Sei sind bei'm Sandkrug durch den Fluß geritten.“

„Und er hat ihnen gesagt, daß ich verpflichtet bin ihnen schriftliche Contrakte zu geben?“

„Ja, und hat auch gesagt“ — der Mann hielt zögernd inne und zerrte wieder am Halstuch.

„Nun, heraus damit, was hat er noch gesagt?“

„Verzeiht, Herr, er hat gesagt die Leute sollten durchaus darauf bestehen und sich überhaupt nicht gefallen lassen, daß Ihr mit ihnen umginget wie mit Eurem Vieh. Da wolltet Ihr auch bald nur Hornvieh haben und dann wieder nur Schafe oder nur Schweine! Wenn sie sich nicht vorsehen würden, so würden sie bald eben so weit sein, wie Eure Felder. Wenn Ihr's aushalten könntet jeden Halm auf Euren Feldern mit einem Rubel zu bezahlen, so solltet Ihr's deßhalb nicht auch Euren Bauern zumuthen dürfen!“

„Hat er das gesagt? So ein Hunds — von Kerl! Weßhalb gebe ich ihnen denn nicht schriftliche Contrakte, und weßhalb lauten sie nur auf ein Jahr? — Weil sie sonst nichts thun würden als faulenzen, weil das das einzige Mittel ist sie zu Verbesserungen zu zwingen, den alten Schlendrian zu bannen und die Leute zum Nachdenken, zum Experimentiren zu bewegen. — Sind meine Arrenden hoch? Sind sie nicht noch um den vierten Theil billiger, als die Pastoratswidme und die Götzenhöfischen Grundstücke? Sagt selbst, Wagger? Kaum die Hälfte der allgemein üblichen Arrendesumme betragen sie. Nun was wollen die Leute denn also?“

„Dann hat er auch gesagt, daß in Deutschland die Bauern gar keine Contrakte machten, weil ihnen ihre Gesinde erb- und eigenthümlich gehörten; daß es in Rußland auch bald so sein werde und daß, wenn die Leute nur fest zusammenhielten, sie hier wol auch so weit kommen könnten!“

„Und das hat er Alles gesagt, laut und deutlich?“

„So erzählt es der Müller; und darauf hat er ihnen vorgeschlagen wegen der schriftlichen Coutrakte an den Generalgouverneur zu gehen und hat die Bittschrift hervorgezogen und sie haben sie Alle unterschrieben. Dann haben sie den Janne Karkling gewählt, der soll nach Riga und die Bittschrift

überreichen. Karkling hat auch eingewilligt. Dann hat er gesagt: „Wenn das so fortgeht mit der Lupine und dem unvermeidlichen Klee, so können wir in zehn Jahren nicht einmal in den Garten ohne den Reißpflug und drei Pferden davor.“

„Hat sich denn kein Einziger von den Kerls dem widersetzt? Haben Alle unterschrieben?“

„Alle, wie ein Mann und für Ballohd und Andersohn haben die Brüder der Wittwen drei Kreuze gezeichnet!“

„Die Sappermentskerls! Habe ich ihnen nicht das prächtige Schulhaus gebaut, ganz aus eigenen Mitteln?“

„Herr, der Karkling sagt, das wäre so feucht wie ein Maststall und kein Schulhaus, und die lettischen Kinder wären keine Kälber!“

„Was? Habe ich ihnen nicht die Schulmeisterstelle fundirt von meinem Grund und Boden, daß sie nicht den Schatten eines Kopeken zu zahlen haben? Habe ich ihnen nicht einen Lehrer gesucht, wie keine andere Gemeinde ihn hat in ganz Kurland und Semgallen. Habe ich das?“

„Gewiß, aber der Karkling sagt, der Mann thäte den ganzen Tag nichts, als Klavier spielen oder auf die Jahrmärkte fahren!“

„Wer hat ihnen die Magazinkleete geschenkt?“

„Ihr, Herr; aber Karkling meint die Kleete hättet Ihr zwar geschenkt, aber Korn könnten sie nicht hineinschütten, weil Ihr nicht erlaubtet was Anderes als Gras zu säen!“

„Der Teufel hole den Karkling,“ rief der Herr von Fuchsberg in höchstem Affekt, „und Dich dazu, weil Du mir all' das Geschwätz wiederholst. Sage dem Schuft, daß ich ihn so gewiß noch am Schandpfosten sehen werde, als es Hauptmannsgerichte in Kurland giebt; sage das ihm und den anderen sauberen Patronen! — Und das will mein Lehrer sein! und in Kurland! und in einem Pfarrhause! — Lauf, mache, daß Du hinaus kommst! Der Peter soll anspannen, die beiden Fuchsstuten! Ich muß doch dem Pastor ein Licht aufstecken über die Ratz' an seinem Speck. Und höre, wenn ich zurückkomme muß der Schuft, der Karkling hier sein; hörst Du?“

„Aber wenn er nun nicht kommt, Herr?“

„Zum Teufel, so laß' ihn binden und schleif' ihn auf 'ner Kuhhaut her! Hier muß er sein! Punkt fünf Uhr muß er hier sein! Mit mir ist nicht zu spaßen! Ist er nicht hier, bei Gott, ich reit' hinüber und schieß'

ihn todt mit dem Revolver wie einen tollgewordenen Hund, und das Gesinde zünd' ich ihm über dem Kopfe an! — Und jetzt geh'!"

Der Mann verneigte sich und schob sich ziemlich mühselig zur Thür hinaus, um nicht das eine oder das andere Gestell umzuwerfen, das den Ausgang hinderte. Im Freien, auf der Freitreppe setzte er die Mütze auf, faßte mit der rechten Faust den Zeigefinger der linken Hand und zog an demselben bis er mehrere Mal tüchtig knackte. „Kommen wird er doch nicht," dachte er, „und hinreiten wird der Baron auch nicht, wenn ihm die Hitze übergegangen, also schon' ich lieber den Boten und das Pferd!" Darauf ließ er den linken Zeigefinger los und ging seinen Verrichtungen nach.

Der Baron warf unterdessen seinen Staubmantel um, ergriff seine Mütze, holte aus einer Ecke eine große Peitsche hervor und trat hinaus in's Freie. Als sein modischer Phaeton vorfuhr, ergriff er die Zügel und fort ging's in scharfem Trabe dem Pastorate zu.

Es waren bittere, quälende Gedanken, die ihm den Kopf durchkreuzten, während er so dahin fuhr. Anderes hatte er von der Zukunft erhofft, als er vor 25 Jahren zurückkehrte aus dem Auslande von der landwirthschaftlichen Akademie, um sein väterliches Majorat anzutreten. Wie jubelte er da der Arbeit entgegen, wie war seine ganze Seele erfüllt von Plänen und Hoffnungen dem Lande zu nützen; vor Allem dem Lande und dann seinen Bauern, seiner Familie, sich selbst zuletzt. — Hatte sich doch all' das Gesehene, Bessere tief seinem Gedächtniß eingegraben, ach, als Feind des Guten, Alten! Wie war er da überzeugt, daß es nur an einem thatkräftigen und reichen Manne, an einem Beispiel fehle, um allen Schlendrian auszukehren, seinen Abgott: „das Land" auf gleiche Stufe zu stellen mit den bestkultivirten Gegenden Deutschland's! Freilich, erst mußte experimentirt werden; mancher Fehlgriff, manch' unnütze Ausgabe konnte nicht ausbleiben. Was that's! Er war ja reich; wenn irgend Jemandes Beutel die Probe aushalten konnte, so war es der seine. Seine Thatkraft, sein Fleiß sollten schon dafür sorgen, daß etwas Rechtes zu Stande käme. Die Freunde, die damals noch blutjungen Wolfschild und Langerwald, schüttelten zwar zu dem Allen die Köpfe, lachten wol gar über ihn, aber was that's, bei all' ihren guten Eigenschaften waren sie denn doch gar zu altfränkisch, ja oft kleinlich gesinnt. Was nicht aus Kurland kam und von Kurländern, war ihnen ein Gräuel und Langerwald zumal hatte schon damals einen harten Sinn und ein rauhes Gemüth.

Und nun zog ein neues Leben ein im alten Besitze der Fuchsbergs. Hinter dem jungen Herrn her kamen allerlei Fremde in's Land: Bairische Bierbrauer, Schweizer Käsefabrikanten, Holsteiner Viehpfleger, Mecklenburger Schafhirten, englische Maschinisten und holländische Wasserkünstler. Und es wurde gebaut ohn' Unterlaß und gegraben und gebohrt; hin und her gingen die Fuhren, die den fremden Dünger aus Riga brachten, und es verging keine Woche, wo nicht ganz Jakobsbnrg erdröhnt wäre, daß die Leute glaubten es wäre ein Erdbeben, und vor die Thüren stürzten. Da sahen sie denn, daß es wieder eine Riesenmaschine war, die nach Dseltepillen gefahren wurde mit 10 bis 20 Pferden bespannt.

Da hatten die Nachbarn auf den Gütern umher die Köpfe geschüttelt und hatten gesagt: „Der macht's nimmer lange!“ Und der Eine und der Andere von den älteren Herren, von den Freunden seines seligen Vaters, war herüber gekommen zu ihm und hatte ihm Vorstellungen gemacht, um dem jungen Mann gegenüber sein Gewissen zu wahren. Dieser hatte Alles freundlich angehört, auch wol für guten Rath gedankt, sich aber bei seiner sehr entgegengesetzten Denkungsweise froh und glücklich gefühlt. „Kommt Ihr nach zwanzig Jahren wieder“ hatte er gedacht und ungefähr das auch gesagt. — Aber so schön und rosig war's nicht lange gegangen. Bald war er dahinter gekommen, daß dieser Ausländer nichts von der Sache verstand und jener ihn gar betrog, daß Dieses von vornherein verkehrt und falsch angelegt war und Jenes nicht für unser Klima oder unsere Verkehrsmittel paßte. Und darüber ging ein blanker Rubel nach dem andern dahin; das Gut nahm alle Verbesserungen geduldig an und trug immer weniger, und bald war von der schmucken Summe, die ihm der Vater noch baar hinterlassen, wenig mehr übrig. So konnte es nicht fortgehen; das sah der junge Mann bald ein; wenn nicht neue Kapitalien zuströmten, so konnten die zum Theil weit aussehenden Pläne nicht zu Ende geführt werden.

Wäre das Gut frei gewesen, so hätte er Schulden gemacht; da Solches aber der Majoratsherr nicht konnte, griff er zu dem letzten Mittel, er sah sich nach einer reichen Frau um. In Elise von der Lodden fand er sie, und 120,000 blanke Silberrubel wurden ihm am Hochzeitstage ausgezahlt. Des jungen Reformators Auge sah die Mittel vor sich das Begonnene weiter zu führen. War auch Manches nicht nach seinem Sinn — er war dennoch zufrieden und glücklich. Aber kaum zehn Jahre gingen in's Land und auch die Mitgift seiner Frau war in dem Alles verschlingenden Rachen der

Meliorationen verschwunden und sie waren immer noch nicht zum Abschluß gebracht. Mit jedem Jahre schenkte ihm sein Weib ein neues Liebespfand und mit jedem Jahre verringerten sich die Einkünfte seines Gutes. Vergeblich schränkte er sich in der häuslichen Wirthschaft und für seine Person auf's Aeußerste ein, darin von seinem braven Weibe nach Kräften unterstützt, ohne daß je ein Vorwnrf über ihre Lippen kam. Er sah es ja nun selbst ein, das Geld seiner Frau brachte das Gut bei seinen Lebzeiten gewiß nicht wieder ein. Dazu kam noch manches Andere, was den von banger Sorge niedergedrückten Mann ängstigte und reizte. So lange ihm noch reichliche Mittel zur Verfügung standen und man im Dseltepill'schen Hof tagtäglich mit leichter Arbeit schweres Geld verdienen konnte, hatten sich die Bauern den, wie sie es nannten, verrückten Ansichten ihres Herrn gern gefügt und hatten ihre Gesinde, die sie für ein Spottgeld inne hatten (der Herr von Fuchsberg war einer der Ersten unter denen, welche die Geldpacht einführten), gern zu allerlei Versuchen hergegeben. Seit es damit aber anders geworden, waren auch die Leute aufsässig und der Gutsherr stieß auf Schritt und Tritt auf Mißtrauen und Widerstand.

Dazu veränderten sich die Zeiten gewaltig; die sichereren Verhältnisse, der steigende Wohlstand hatten die Bauern anspruchsvoller, selbstbewußter gemacht; sie wollten auch das Gute nicht mehr ungefragt hinnehmen.

Wie mußte es ihn, den gütigsten Herrn, der sich stets der besten und edelsten Absichten bewußt war, schmerzen, daß in derselben Zeit sein Grenznachbar, der Götzenhöf'sche, der kalt, hartherzig, egoistisch, rauh und indolent war, sich mit seinen Leuten trefflich vertrug, daß der letzteren Wohlstand ebenso wie der des Besitzers sich täglich mehrte; daß der alte derbe Wolfschild, der so engherzig am Alten klebte, so mißtrauisch auf alles Neue, Fremde blickte, ein besseres Resultat aufweisen konnte, als er. Des Barons Seele war zu edel gestimmt um Neid empfinden zu können, auch jetzt nicht; aber ein Gefühl herber Bitterkeit wurde er nicht los. „Du solltest Dich doch mehr kümmern um Kinder und Lehrer," wollte er dem Pastor sagen. Aber da fiel ihm ein, welchen Kummer der Freund schon ohnehin über diese Nachricht empfinden würde, und er beschloß den Vorwurf zu unterdrücken und der Dolmetscher gar nicht zu gedenken. Aber dem Lehrer, dem Ausländer, wollte er auf den Leib. Der sollte ihm büßen.

Mit diesen Gedanken hielt der Herr von Fuchsberg vor der Veranda des Pastorats, auf deren Bänken die drei jungen Mädchen bei ihren Handarbeiten saßen.

„Guten Morgen, Mathildchen! guten Morgen, Gretchen," sagte er zu den ihm entgegen Eilenden. „Guten Morgen, mein Fräulein," zu Helene, die sitzen geblieben war. „Gretchen, ist der Vater zu Hause?"

„Vater ist in seinem Arbeitszimmer."

„Und Euer Lehrer auch?"

„Ja, er giebt eben den Knaben eine Stunde. Wünschen Sie mit ihm zu reden?"

Der Herr von Fuchsberg stand einen Augenblick nachdenklich still, dann ging er mit raschen Schritten nach dem Zimmer des Pastors.

„Gretchen," bemerkte Helene, als er fort war, „Dein alter Liebhaber scheint ungnädig gestimmt; er hat Dir heute gar keinen Kuß gegeben!"

„Was dem alten Herrn nur fehlen mag," sagte Gretchen besorgt; „er sah bleich und angegriffen aus!"

„Er soll in arg bedrängten Geldverhältnissen sein, sagt Papa," äußerte sich Mathilde. „Es freut mich, daß er gegen mich noch so freundlich ist, wie vor der Geschichte!"

Als der Herr von Fuchsberg in des Pastors Zimmer trat, sprang dieser erfreut vom Stuhl auf. „Rossel, sieh da, das wird heut' ein guter Tag; schon so früh am Morgen eine rechte Freude! Aber wie siehst Du denn aus? Bist Du nicht wohl?"

„Laß sein, Reinhard, es hat Nichts auf sich! Sind wir hier ganz unter uns?"

„Natürlich! — Was fehlt Dir, Mann; Du hast eine schlimme Nachricht empfangen!"

„Ja, das habe ich!"

„Nun, was ist's? Heraus mit der Sprache, spanne mich nicht auf die Folter. Hat Dir der Kreutzberg'sche gekündigt?"

„Das nicht, Gottlob, aber laß Dir erzählen!" — Und er erzählte nun wie man ihm schon früher gesagt, daß der Candidat aus dem Pastorat tagtäglich in den Gesinden stecke und daß er bei Janne Kartling aus- und eingehe. „Was wird's sein," habe er gedacht, „er ist ein angeregter junger Mann; wird sich die ihm neuen Agrarverhältnisse genauer ansehen

wollen.“ — „Und daß er den Karkling so oft besucht, fiel mir auch nicht auf, denn, einmal versteht dieser ein Bißchen Deutsch und dann ist der Schurke auch ein anschlägiger, beredter Bursche! Gewundert hat mich's da nur, daß er mich selbst nie besucht, obgleich ich ihn mehrfach auf's Freundlichste dazu aufgefordert und der Mann mir nicht aussah, als unterließe er es aus Blödigkeit. — Heute aber kamen ganz andere Dinge zum Vorschein: Vorgestern sind alle Dseltepill'schen Wirthe im Rothenkruge zusammen gewesen und Dein sauberer Herr Lehrer hat ihnen eine Bittschrift vorgelegt, worin sie den Generalgouverneur ersuchen, er möge ihnen schriftliche und wenigstens zwölfjährige Contrakte erzwingen, ihnen ihre Leistungen bei der Heuerndte und Düngerfuhr erlassen und mir verbieten, sie zum Anbau irgend eines fremdländischen Gewächses anzuhalten. Dies Papier haben denn nun Alle unterschrieben und den Karkling zu ihrem Deputirten gewählt. Dein Lehrer hat ihnen aber außerdem noch vorerzählt, in Deutschland gehörten alle Gesinde den Bauern und in Rußland auch, und es sei nur die Schuld der Herren, wenn es bei uns nicht auch so sei. Mein Müller ist dabei gewesen und hat's angehört Wort für Wort!“

Der Pastor hatte den Mittheilungen des Freundes mit wortlosem Staunen zugehört und das zornige Anschwellen der Adern auf seiner Stirn und um die Schläfe weissagte dem Doktor nichts Gutes. Aber er hielt an sich; es klang ja das Alles so völlig unerhört.

„Der Müller ist ein wahrheitsliebender Mann,“ sagte er mit zitternder Stimme; „an seinem Wort ist nichts zu mäkeln. Aber hat er Dir nicht auch gesagt, wie denn der — der — Herr Doktor es angefangen, denn das Subjekt versteht meines Wissens noch kein Wort lettisch?“

Der Herr von Fuchsberg gerieth etwas in Verlegenheit. „Der Karkling hat es ihnen übersetzt,“ sagte er.

„Dann wollen wir Abrechnung halten!“ rief der Pastor mit vor Zorn gedrückter Stimme.

Sogar der erbitterte Fuchsberg erschrak, faßte den Freund am Arm und rieth ihm, die Auseinandersetzung noch ein wenig zu verschieben, bis er ruhiger geworden.

„Laß mich! jede Sekunde, die der Mensch noch in meinem Hause zubringt, ist ein Fleck mehr auf meinem ehrlichen Namen.“ — Und aus der Thür tretend rief er mit überlauter Stimme Gretchen herbei; als sie ganz erschrocken erschien und hinter ihr die nicht weniger erschreckte Mathilde

und dann Helene mit neugierigem Gesichtsausdruck, rief er der Tochter zu: „Sage dem Diener, daß er mir augenblicklich den Hund von Lehrer herunterschafft.“

Der Donnerlaut seiner Stimme rief die Pastorin herbei. „Harald,“ rief sie, indem sie auf ihn zueilte und ihn in sein Zimmer zurückzudrängen suchte, „Harald, ich bitte Dich, ich flehe Dich an, lieber Mann, um Christi willen, später, nicht jetzt!“

„Gretchen, schaff' mir den Hund, schaff' ihn mir her,“ schrie der Pastor, ohne auf die Frau zu achten; „in fünf Minuten muß er hier sein, oder, bei'm ewigen Gott, es ist um ihn geschehen!“

„Ich gehe, Vater,“ rief Gretchen, „bleibe nur, er kommt gleich.“ Und damit flog sie mehr, als sie lief durch die Zimmer und die Treppe hinauf. Sie kannte die furchtbare, maßlose Leidenschaftlichkeit, die wie die Berserkerwuth seiner Vorfahren manchmal über ihren Vater kam, selten nur, sehr selten, eigentlich nur, wenn er seine Ehre gekränkt glaubte. Sie wußte auch, daß er dann nicht zurechnungsfähig und keiner Vorstellung zugänglich war.

„Herr Winter,“ keuchte sie oben angekommen athemlos, „um Gottes Barmherzigkeit willen retten Sie sich, springen Sie aus dem Fenster; ich weiß nicht was Sie gethan, aber der Vater ist fürchterlich und der Herr von Fuchsberg ist unten.“

Der Doktor hatte den Donnerlaut unten gehört und die erschreckten Knaben hatten ihm erzählt, was er zu bedeuten hatte. Aus Gretchen's verstörtem Gesicht sah er, daß sie nicht übertrieben; dazu sprach sein böses Gewissen. Eine entsetzliche Angst erfaßte ihn, er stieß das Fenster auf, schwang sich hinaus, fiel hart nieder, sprang wieder auf und eilte dem Park zu, unter dessen Bänmen er verschwand.

Wenig Augenblicke darauf war der Pastor oben; riesengroß sah er aus, das Auge war blutunterlaufen, die Lippen bedeckte ein leichter Schaum. Ein Blick auf das offene Fenster zeigte ihm was geschehen. Er drehte sich schweigend um, schritt ohne Jemand anzusehen mitten durch die erschreckten Seinigen und das zusammenlaufende Hausgesinde, ging in sein Zimmer, dessen Thür er hinter sich verschloß und kam an dem Tage nicht wieder zum Vorschein.

Als Herr von Fuchsberg einige Stunden darauf nach Hause fuhr, freute er sich doppelt die jungen Dolmetscher nicht verrathen zu haben, nahm

sich aber vor, bei passender Gelegenheit ihnen privatim tüchtig die Köpfe zu waschen.

Der Doktor betrat das Pastorat nicht wieder. Am anderen Tage erhielt er im Jakobsburger Posthause, wohin er sich geflüchtet, seine Sachen, sein Honorar und ein reichliches Reisegeld. Einige Tage darauf verließ er Kurland für immer, ohne daß er Gelegenheit gehabt hätte von seinen Schülern und Freunden Abschied zu nehmen. Der Eindruck, den er bei den Bewohnern des Pastorats hinterließ, war bei den verschiedenen Personen ein sehr verschiedener. In des Pastors Augen ein Schurke, war er in denen seiner Schüler ein Märtyrer der guten Sache, in Gretchen's Gedächtniß stand er als ein unheimlicher Mensch verzeichnet und in dem der Pastorin endlich als ein Mann, der eine sehr unangenehme und nervenaufregende Art gehabt über Tisch mit dem Serviettenring zu spielen.

Der Pastor, der auch später nichts von der Dolmetscherei erfuhr, war einige Wochen, die auf den von uns geschilderten Vorgang folgten, in höchst niedergeschlagener und gedrückter Stimmung; man sah, daß ihm, wie Helene sich ausdrückte, „sein verrückter Jähzorn schändlich leid that,“ bis er denn nach und nach seine heitere Stimmung wieder gewann.

Ein wichtiges Resultat hatte aber das ganze Ereigniß; der Pastor gab seinen Plan die Kinder bis zur Universität bei sich zu behalten auf, und schickte sie bei Beginn des nächsten Semesters nach Flussau auf's dortige Gymnasium, in dessen Prima wir sie im ersten Abschnitte dieser Geschichte fanden. Zu ihnen kehren wir denn auch wieder zurück, indem wir nur noch ein Kapitel Ferienunterhaltung einschieben.

Plaudereien am häuslichen Heerd.

Lieber Leser, Du mußt mir jetzt an den häuslichen Heerd und in den Winter folgen, in den kalten nordischen Winter, wo sich's doch so traulich lebt im warmen, nordischen Hause. Zum Heerd und zum Winter aber führe ich Dich, weil das bei uns die Zeit ist, wo die Seele Einkehr hält bei sich selbst, der Vater bei den Kindern, der Mann in der Familie und die Unterhaltung hin und her fliegt.

Wie schön, wenn der trübe, dunkle Tag endlich vorüber und er da ist, der lange trauliche Winterabend, an dem die Familie im Eckzimmer bei einander sitzt. Der Alte, die lange Pfeife rauchend, die er nie anders in Brand setzt, als durch Stahl und Schwamm; die Mutter und Gretchen strickend und nähend; Wilhelm mit glücklichem Gesicht unter ihnen. In der Ecke lodert, knistert, sprüht das Feuer im mächtigen Ofen; kein zierlicher Kamin ist es; nein, ein nordischer brauner Kachelofen, ein alter, sehr ehrwürdiger Herr, der nur langsam warm wird, dann aber auch vorhält auf 24 Stunden; ein Mann, der viel erlebt und immer eine würdige Zurückgezogenheit beobachtet, von der er nur Gretchen zur Liebe einmal eine Ausnahme macht, — wenn sie allein ist im Zimmer. Dann dehnt er ganz still die Glieder, daß es laut knackt und sie erschrickt; das macht ihm viel Spaß. — Dann las man wol irgend ein Buch; vertiefte sich in Walter Scott, Willibald Alexis oder ein historisches Werk. Wilhelm las gut und ausdrucksvoll, nur etwas zu rasch und zu pathetisch. Meist aber plauderte man von Diesem und Jenem. Der Pastor erzählte von seinen Gemeindegliedern, die er fast alle persönlich kannte; von seiner Landwirthschaft oder auch aus der eigenen Vergangenheit; am Liebsten aus den lustigen Göttinger Jahren, da Reinecke, Rossel (Langerwald und Fuchsberg) und er die drei besten Schläger waren und gleichen Ruhm als Schützen auf allen deutschen Hochschulen genossen. Er liebte sie, die Vergangenheit, und diese Liebe war seiner Beurtheilung der Gegenwart nicht eben günstig. — Wenn er auf die neueren Theologen kam, schüttelte er bedenklich den Kopf.

„Wirst einmal einen harten Stand haben, mein Junge," pflegte er zu sagen, „ich sehe eine schwere Zeit herankommen. Das Muckerwesen nimmt überhand hier im Lande und da wird es auch mit dem Frieden in den Gemeinden nicht lange mehr währen. Sieht doch ein Pfarrer bereits mißtrauisch auf die Richtung des anderen; wo soll da das Vertrauen herkommen? Dazu fangen sie an so familiär mit den Leuten zu werden, das thut nimmer gut, das! Der Bauer muß aufsehen zu seinem Pastor, denn der ist ihm Gottes Mund und darum muß er Respekt vor ihm haben, sonst macht er sich auch aus Gottes Wort nichts. — Wichtig, über Alles wichtig ist es, daß die Pastorate sich nach wie vor in den alten Familien erhalten, denn das macht die Geistlichkeit bei uns so ehrwürdig, daß sie eben so fest verwachsen ist mit dem Lande und seiner Geschichte, wie der Adel in ihren Gemeinden, daß sie nicht nur als Geistliche, sondern auch als Menschen fest und geachtet dastehen, als Träger eines geachteten Namens, als Häupter der Familie, als Bewahrer einer Tradition, unabhängig nach Oben und Unten, durch Verwaudtschaft verbunden mit fast allen ihren Amtsbrüdern. Der Mensch, der hinter'm Zaune geboren ist, der heute hier ist und morgen da, glaubt's mir, der bleibt sein Lebtag ein moralischer Lump. Einen Fleck Erde muß der Mensch haben, soll er anders was Rechtes sein, von dem er weiß, hier haben Deine Väter gewirkt und hier werden Deine Söhne wirken! Und daß es damit, Gottlob, so ist in den Herzogthümern, das hat uns Kurländern so ein eigen Gepräge aufgedrückt; uns ein conservatives, eisenfestes Wesen gegeben; das macht uns so hängen am Lande, am Protestantismus, am Deutschthum, macht, daß unser Baron lieber sein väterlich Gut verwaltet als freier Herr mit einer Einnahme von 2000 Rbl., als daß er im Dienst 12,000 Rbl. hat; das macht, daß unsere Literaten lieber im Lande bleiben, sich drücken und schicken, wie's eben geht, als daß sie's machen wie die überdün'schen Nachbarn und Champagner trinken zwischen Dwina und Don. — Glaube nicht, daß ich servil bin," fuhr der Alte fort, als er seine Pfeife, die über der eifrigen Rede erloschen war, wieder in Zug gebracht; — „ich bin auch selbstständig, halt' was auf meine Gemeinde und auf meinen Hof, halt' auch was auf meine Reputation und auf mich selbst; ich bin Pastor hier von Rechtswegen. Ist mir auch nicht in's Maul geflogen, hab' in Göttingen studiren müssen und mein Examen machen!"

„Ich liebe die Menschen; aber was für den Einen paßt, taugt deßhalb nicht für den Anderen. Schuster bleibe bei'm Leisten und Lette bleibe bei'm Pflug!"

Wilhelm wandte bescheiden ein, daß der Lette doch unmöglich dazu verdammt sein könne unter allen Verhältnissen Bauer zu bleiben, daß er auch gehoben werden müsse und seiner Nationalität Rechnung getragen.

Der Alte aber fuhr zornig auf und rief: „Immer bei'm Pfluge, immer ein Knecht! Potz Wetter, Junge, ist's denn eine Schande hinter'm Pfluge zu gehen, oder ein Knecht zu sein sein Lebtag? Wer nährt uns Alle denn, wenn nicht der Bauer? Glaubst Du, daß die Wolfschilds gleich Pastoren gewesen, oder die Langerwalds und die Annenburgs gleich Barone? Wo soll's denn hin mit den Letten. Da giebt's jetzt eine Klike, die schwatzt ohn' Ende von dem Unrecht, das die Deutschen der lettischen Nationalität angethan haben sollen. Als ob ein jedes Häuflein Menschen, das sein eigen Gequäk hat, eine Nation wäre. Du wirst's noch erleben, daß die „sieben Krjeewingen" im Altrahdenschen sich als Nationalität hervorthun und einen eigenen Landtag verlangen und eine Universität! — Und das Unrecht, wo soll denn das stecken? Geht doch hinüber nach Litthauen oder nach Rußland, wo von Fremdherrschaft nicht die Rede ist, geht in die Gesinde, haltet Euch die Nase zu, macht die Augen los und vergleicht. Es ist wahr, daß unsere Bauern nicht Syrup mit Zucker essen! Kann ich in einem Schlosse wohnen und alle Tage Austern essen und Rheinwein dazu trinken? Nein, ich kann's nicht! Wenn ich nun anfangen wollte darüber zu jammern und mein Heimwesen zu verachten und den lieben Herrgott anzuklagen, daß er mich nicht hat geboren werden lassen als Majoratsherrn von Dondangen oder Edwahlen oder Neuenburg?"

Oft erzählte der Alte aus der Familiengeschichte, wie sie sich fortgeerbt von Geschlecht zu Geschlecht, theils mündlich überliefert, theils in der alten Familienbibel vermerkt. Da war der Lebrecht Wolfschild, der Sohn des Gottlieb Wolfschild, des Herrn mit den harten Zügen und den strengen Augen. Als Lebrecht ein Knabe war, hatte ihn der Vater oft tüchtig ausgezankt und hart gestraft. Später hatte der Knabe mit den Kindern des Dsaltegill'schen Barons Tanzunterricht gehabt bei einem Tanzlehrer, den der Baron aus Paris hatte kommen lassen, die jungen kurischen Bären feine Sitte zu lehren. „Haue Er zu," hatte der Baron zum Lehrer gesagt, als er ihm die Schüler vorstellte, „die Jungen haben breite Schultern und

können was vertragen! Haue Er zu, nichts lehrt so springen als Hiebe!" — Und nun hatte sich der Franzose in die Mitte des Zimmers gestellt mit einer langen Peitsche und wer nicht richtig sprang, der bekam Eins auf die Waden. „Paff! das half!"

Später war der schmucke blonde Bursche in Jena und er war unter den wilden Studenten der wildeste. Nur des Dseltepill'schen zweiter Sohn gab ihm darin nichts nach. Aber einmal — da gab es Händel und dann scharfe Pariser und des Lebrechts Pariser ging gerade durch die Lunge des jungen Barons und des jungen Barons Pariser ging durch den rechten Arm des Lebrecht. Den jungen Barons scharrten sie ein auf dem Kirchhof und der Lebrecht lag lange bei einem Bauern versteckt, lange genug um noch zu hören, daß sein Vater ihn verstoßen, daß die Seinigen nichts mehr von ihm wissen wollten. Dann ging er hinaus in die weite Welt mit böhmischen Musikanten, mit der Flöte das kärgliche Brod erspielend. Endlich wurde er Hauslehrer im südlichen Frankreich, bis ein reisender Landsmann ihm dort begegnete, ihn erkannte und dem Vater von ihm Nachricht gab. Und der war alt geworden und der Mutter Thränen hatten ihn weich gemacht, wie der stetig fallende Tropfen auch den Stein aushöhlt. Der Dseltepill'sche hatte selbst ein Fürwort für den Sohn bei dem Vater eingelegt, war doch sein eigener Sohn in ehrlichem Zweikampf gefallen und konnte er darum in ächt kurischer Weise dem Gegner keinen Vorwurf machen. Und Lebrecht bekam vom Herzog Pardon und vom Vater Verzeihung und kam zurück und wurde Pastor wie seine Väter. Die Dseltepill'schen Barone aber waren die Fuchsbergs.

Lebrecht's Sohn, Christian, war weniger extravaganter Art. Zwölf Kinder hatte der Mann, als sein braves Weib starb und ihn als Wittwer zurückließ. Bei zwölf unerwachsenen Kindern kann man nicht Wittwer bleiben; das sah der Pastor bald ein. Er hielt das Wittwersein überhaupt für ein arges Kreuz und sah sich um wie er es abschütteln könne, warf auch sein Auge auf eine sittsame Jungfrau, groß an Körper und lieblich anzusehen, dazu der Mitgift keineswegs entbehrend. Die lebte zu Königsberg in Preußen. Nun fürchtete er aber sie würde seine zwölf Kinder nicht eben so gern nehmen als ihn; er ging also mit sich zu Rathe und mit seiner Verwandtschaft und sie beschlossen Alle wie ein Mann, er solle ihr nicht bekennen welch' reicher Segen sie schon erwarte. Und ist ihm solche List auch gelungen!

Des war er froh und seine Freundschaft freute sich mit ihm und danketen Alle und lobeten Gott!

So erzählte er selbst. — Der List war er überhaupt ergeben gewesen. Das „Waldheim“ gehörte damals einem von der Recke. Der lag lange mit dem Pastor im Streit wegen einer Wiese, hatte aber zuletzt seinen Willen durchgesetzt und die Wiese an sich gerissen. Wie der nun am nächsten Sonntag in die Kirche kommt, so recht breitspurig und trutziglich, hält der Pastor, der auf der Kanzel steht und predigt, plötzlich inne und sieht ihn an. „Recke! Recke!“ sagt er, „Du arger Bube, Du Kirchendieb und Heiligthumschänder — recke Deine Hände gen Himmel empor und bitte den Herrn um das, was Du nicht verdient, um Seine Verzeihung nämlich.“

Als nun der Baron, gar zornig darüber, ihn verklagt, hat er alle Schuld von sich geschoben und gemeint, er dürfe doch wohl den Sündern rathen die Arme empor zu recken gen Himmel. Und der Baron hat ihm ganz und gar nichts anhaben können. — Das waren die Erlebnisse des Christian. Und so erzählte der Alte oft lange fort von den auf einander folgenden Bewohnern des alten Hauses und Alle hörten sie gern, die wunderlichen Geschichten aus der Familienchronik.

Wenn aber die große Schwarzwälderin so behaglich und langsam (sie war eine alte Person und liebte es nicht sich zu übereilen) zehn geschlagen, dann gingen die Alten zur Ruhe; die Geschwister blieben aber noch auf und traulich beisammen. Wenn dann der Mond hell durch die Fenster schien, wurde die Lampe ausgelöscht und die Kinder setzten sich auf dem Sopha zusammen, Wilhelm, den Arm um Gretchen's Schulter gelegt und sie, das sonst so stille Mädchen, wurde gesprächig. Sie sprach von den Eltern, wie sie so fest und ehrenwerth seien, wie der Vater so stolz und edel, die Mutter so thätig und menschenfreundlich und wie stolz sie, Gretchen, sei auf Wilhelm und wie dankbar dem lieben Gott für all' das Gute, das er ihr gewährt. Sie habe das Alles in keiner Weise verdient, sie sei so schlecht und nachlässig und trotzdem, wenn sie andere junge Mädchen so unbedacht in den Tag hineinleben sehe, dann steige der Hochmuthsteufel in ihr auf und sie halte sich dann für eine bessere Christin, sich, die doch im Gebet so lässig sei.

„Wirst Du mir immer fleißig schreiben, Wilhelm, wenn Du einmal in der Fremde bist?“ fragte sie.

„Gewiß, Gretchen, alle vierzehn Tage sollst Du einen Brief von mir haben!“

„Ach, Wilhelm, vierzehn Tage, das ist eine lange Zeit; aber ich will Dich nicht bitten öfter zu schreiben; das könnte Dich vom Arbeiten abhalten. Weißt Du, mir ist recht bange um Dich und ich fürchte mich vor der Zeit, wo Du uns verlassen und auf die Universität gehen wirst!“

„Warum das, Schwesterchen?“

Sie legte ihren Kopf an seine Brust. „Wirst Du's mir auch nicht übel nehmen?“

„Gewiß nicht, sprich nur!“

„Wilhelm, Du sprichst manchmal so lästerlich, und wenn ich auch weiß, daß Du gar nicht so denkst und eigentlich gar nicht so bist, so wird es mir doch schwer Dein Reden anzuhören!“

„Das brauchst Du ja auch nie; ich dränge mich ja Niemand auf!“

„Siehst Du, Willi, daß ich Recht hatte Dich erst um Erlaubniß zu bitten; nun bist Du doch böse!“

„Verzeih', ich will's nicht wieder sein. Ueber das, was ich rede, wollen wir nicht streiten, wir würden uns darüber nicht verständigen; Du bist ein Mädchen und ich ein Jüngling, da müssen wir verschieden empfinden. Davon aber sei überzeugt, Gretchen, daß meine Absichten stets die reinsten, meine Ziele die edelsten sind. Ich mag irren, aber ich will das Beste und ich fühle die Kraft in mir, es zu erreichen. Meine nicht, daß ich nicht an Gott glaube!“

„Das ist mir natürlich auch nie in den Sinn gekommen, ich würde es Dir nie zutrauen, aber siehe, ich bin ein einfältiges Mädchen und verstehe ja gar nichts davon; aber manchmal sprichst Du wie ein wilder Demokrat; das bist Du doch nicht! Könntest Du je einen Augenblick so denken wie Robespierre?“

„Robespierre war kein so schlechter Mensch, wie Du glaubst, Schwesterchen! Er wollte das Beste, wenn er auch in den Mitteln fehlgriff und zu weit ging.“

„Wie? das nennst Du sich in den Mitteln vergreifen, wenn ein scheußlicher Wütherich sinnlos rast gegen Alles, was heilig ist und edel?“

„Wir wollen nicht über ihn streiten, Gretchen, was geht uns Robespierre an! — Siehe wie traulich der Mond scheint!“

Aber Gretchen ließ nicht so bald davon ab und er mußte zurückweichen, Schritt für Schritt, bis der vertheidigte Revolutionär wieder die übliche Wütherichphysiognomie angenommen.

Dann gingen die Geschwister wol noch spät in der Nacht hinaus in den Garten. Das Mondlicht glänzte auf dem weißen Schnee, der unter ihren Füßen prächtig knirschte; der große Baum war ganz weiß, die Ulmen und Linden und Apfelbäume, die Stachelbeersträuche und die Flieder waren weiß und aus dem Park glänzten die weißen Birkenstämme. Dazwischen krachte die Eisdecke auf dem Teich, eine Eule flog schreiend über ihn hin, oder ein Hase tänzelte lustig einher nnd erschrak nicht wenig, wenn ihm der Pluto über den Hals kam.

Auch bei Sternenschein war es schön unter den schneeschweren Bäumen, wenn Alles so halbdunkel und trotzig dasteht nnd drüben der weite Himmelsteppich mit den hellen, funkelnden Sternlein, mitten durch die breiten, weißen Streifen — die Milchstraße.

Und dnrch die Nacht glitten die Sternschnuppen und gaben Antwort auf die Fragen: „Werde ich dereinst der Menschheit, der Heimath nützen?" — „Wird Wilhelm den Heiland wieder lieb gewinnen?"

O Du Heimath, wie liebe ich Dich! Deinen Sommer und Winter, Deinen Frühling und Herbst, Deine lauen Juni- und Deine kalten Decembernächte, Dich und Deine Kinder, Deine trotzigen Söhne, Deine selbstlosen Töchter!

Der Volksrächer.

Als die beiden Freunde am Morgen nach dem im Eingang unserer Erzählung geschilderten Tage ihren Kaffee einnahmen, bat Wilhelm Paul zu Fuchsberg zu gehen und demselben mitzutheilen, daß er, Wilhelm, auf des letzteren Proposition eingehe.

„Also es soll bei dem Unsinn bleiben," rief Paul erschreckt. „Wilhelm, die Kinderei bringt mich wirklich gegen Dich auf. Ich bitte Dich um unserer alten Freundschaft willen, schiebt Euer Vorhaben auf! In einem halben Jahre verlaßt Ihr Beide die Schule und wenn's denn durchaus geschossen sein soll, so schießt Euch dann nach Herzenslust. Fühlt Ihr denn nicht, wenn nicht das Sträfliche, so doch das Lächerliche Eures Beginnens?"

„Ich kann darin nichts Lächerliches finden," erwiederte Wilhelm im gereizten Ton. „Ich glaube wir müssen auch schon auf der Schule den Schild unserer Ehre rein erhalten von jedem Flecken."

„Wie ein Edelmann gedacht nnd wie ein richtiger Landjunker gesprochen! Was hat aber, Mann zu Mann, und Demokrat zu Demokrat gesprochen, Eure Ehre mit Eurem Duell zu thun? Daß ein Paar Strohköpfe sich um einer strohernen Geschichte willen das Lebenslicht ausblasen ist gut und heilsam, sonst würde des Geschmeißes zu viel auf Erden; die Natur wußte was sie that, als sie dafür sorgte, daß der Fuchs zum Dachs nicht: „Bruder" sagt. Du scheinst mir nun aber das Gebiet, auf dem die Natur so weislich Oekonomie treibt, um etlicher Köpfe Länge zu überragen."

„Sage denn Du, was soll ich thun? Ich habe Fuchsberg beleidigt, bin ihm also unbedingt Satisfaktion schuldig und er hat mich gefordert!"

„Ich kann die Prämisse nicht zugeben, also auch nicht den Schluß. Ich kann es keine Beleidigung nennen, wenn ich Jemand abhalte etwas Unwürdiges zu thun, einem Gebildeten nicht gestatte zu schlagen."

„Bei Ehrensachen kommt es nicht darauf an, ob wir beleidigen wollten, sondern ob der Andere sich beleidigt fühlt!"

„Dann mag ich kein Ehrenmann sein, wenn das hirnverbrannte Ehrgefühl eines beliebigen Hansnarren mich soll zwingen können mein Leben je nach seinem Belieben in seine Hand zu geben! Dann bleibe ich lieber was ich bin, ein ehrlicher bürgerlicher Deutscher, der, wenn er sich wirklich beleidigt weiß, dem Herrgott nicht mit Pistol und Degen in's Handwerk pfuscht, sondern eine tüchtige Ohrfeige giebt und, wenn's nöthig ist, ein Dutzend dito hinzufügt!"

„Also Du, an Fuchsbergs Stelle, hättest mir eine Ohrfeige gegeben?"

„Nein, denn ich hätte mich nicht beleidigt gefühlt."

„Aber wenn Du Dich beleidigt gefühlt hättest?"

„Ja, dann hätte ich zugeschlagen."

„Paul, das ist nicht Dein Ernst!"

„Wilhelm, das ist mein wahrer und wahrhaftiger Ernst!"

Wilhelm ging in großer Erregung im Zimmer auf und nieder. „Ich halte es gar nicht für möglich, daß Jemand wirklich, verzeih', aber ich finde keinen anderen Ausdruck, so niedrig denken kann. Ich weiß auch gewiß, daß Du nicht so denkst."

„Gewiß denke ich so und mir scheint, daß diese Auffassung die Consequenz eines jeden gesunden demokratischen Denkers ist, daß die Demokratie von uns kategorisch verlangt mit all' diesen feudalen und mittelalterlichen Traditionen gründlich und für immer zu brechen, den aristokratischen Sauerteig endlich einmal auszufegen auch aus dem letzteu Winkel!"

„Wenn ich das glauben würde," rief Wilhelm heftig, „wenn ich je die Ueberzeugung gewönne, daß die Demokratie solches von mir verlangte, so wahr ich jetzt ein redlicher Demokrat bin, ich würfe nicht meine Ehre, wol aber die Demokratie auch aus dem letzten Winkel meines Herzens!"

Paul lächelte. „Laß mich einmal ein Paar Worte zusammenhängend reden und höre ihnen möglichst gelassen zu. Glaubst Du, daß Ehre ein Privilegium einzelner Menschenklassen ist?"

„Nein, gewiß nicht!"

„Gut! Glaubst Du nun, daß ein Bauernkind dadurch beleidigt wird, daß der Vater es schlägt?"

„Nein!"

„Glaubst Du, daß es sich beleidigt fühlt, wenn es als Jüngling geschlagen wird und zwar nicht von seinem Vater, auch nicht von einem Greise, sondern von einem beliebigen Altersgenossen?"

„Gewiß fühlt es sich beleidigt!“

„Gewiß, und es wäscht die Beleidigung dadurch ab, daß es dem Beleidiger den einen Schlag mit fünf anderen vergilt. Würdest Du Dich mit einer solchen Wäsche zufrieden geben?“

„Nein, wahrhaftig nicht!“

„Und warum nicht?“

„Weil ich kein Bauer bin.“

„Ah, da liegt der Haken! Weil Du Dich für eine besondere Sorte Mensch hältst, für so eine Art Edelmann, nicht von der Stammtafel, sondern vom Universitätsdiplom her.“

„Paul, könntest Du damit zufrieden sein, wenn das Faustrecht also wieder in Gang käme und auch die Gebildeten mit Fäusten auf einander losschlügen?“

„Gewiß nicht; auch bin ich es nicht, der für das Faustrecht plaidirt, sondern Du bist es, denn ob die schlagende Faust einen Degen oder ein Messer umklammert hält, darin einen wesentlichen Unterschied zu finden, ist mein Verstand nicht spitzfindig genug. Der Bauer, von dem ich sprach, ist roh und ungebildet und seiner Leidenschaften nicht Herr; der Stier, der Hund, der rohe Mensch stoßen, beißen, schlagen zu, wenn man sie reizt; — der gebildete Mensch kennt einen höheren, menschlicheren Ausweg; er wirft die Leidenschaften nieder und geht zum Richter. Der Richter, das Organ des öffentlichen Gewissens, ist es, von dem er Genugthuung erwartet, von dem er sie fordert!“

„Der Theorie nach hast Du Recht, aber in der Praxis nicht; ist denn der Richter wirklich das Organ des öffentlichen Gewissens? Der Richter fällt sein Urtheil und die öffentliche Meinung fällt das ihre nnd die beiden gehen meist weit auseinander!“

„Was ist die öffentliche Meinung? Darunter versteht man gewöhnlich die Meinung der sogenannten Gesellschaft und unter dieser versteht man wieder eine Anzahl Junker und solcher, die gern welche werden möchten. Das Volk giebt sein Urtheil durch den Richter ab. Läßt Du diesen Satz nicht gelten, so giebt es in Deinen Augen überhaupt keinen Staat.“

„Aber wie paßt zu dem, was Du eben sagtest, Dein eigenes etwaiges Zuschlagen?“

„Sehr einfach. Es kann sich um Beleidigungen handeln, wo kein sterblicher Richter entscheiden kann, ob eine Beleidigung vorliegt oder nicht.

Meine Ohrfeige macht das Ganze klar. Mein Gegner bekommt die Ohrfeige und ich wasche sie ihm durch die Verbüßung meiner Strafe wieder ab!“

„Deine Philosophie ist etwas bunt und vorläufig wenigstens mag ich noch nicht für sie eintreten; gehe also zu Fuchsberg!“

„Aber was hat denn das für Eile? Könnt Ihr damit nicht wenigstens bis Weihnachten warten?“

„Ich nicht; es brennt mir auf der Seele beleidigt zu haben und die Last noch nicht von Fuchsbergs Schultern nehmen zu können!“

„Parbleu, mich dünkt, wenn Du so zartfühlend bist, solltest Du es lieber mit dem Beleidigen ernster nehmen!“

„Gut, gut, ich will's mir für die Zukunft merken, aber jetzt geh' zu ihm!“

„Schäme Dich, Wilhelm, schäme Dich! Denke an Deinen Vater, an Deine Mutter, an Gretchen, meinetwegen auch an mich. Willst Du ihnen durch Deine Selbstmordkomödie das Herz brechen, nur damit uicht irgeud ein leichtsinniges Kind, irgend ein renommistischer Feigling Dir Furcht zutraut? Wer Dich drei Tage kennt, der weiß so gut, wie ich, daß Wilhelm Wolfschild die Furcht kaum vom Hörensagen kennt und Fuchsberg, der von Kindesbeinen an Dein Spielgefährte war, sollte das nicht ebenso gut wissen? Dazu ist er, so widerlich mir der hochnasige Junge immer gewesen, doch ein Ehrenmann durch uud durch. Ich bitte Dich inständigst, sei kein Thor. Hat er die „Last“ Dornblatt nicht durchprügeln zu können diese drei Tage getragen und ist nicht krank geworden, kann er sie wol auch noch ein halb' Jahr mit sich führen. Hast Du nicht Muth genug Dem, was Du öffentliche Meinung nennst, in's Gesicht zu lachen, so warte noch ein wenig!“

„Nein, es bleibt dabei! Me'ne Sache ist eine gerechte und nicht ein Schatten von Argwohn darf auf sie fallen, noch der Verdacht entstehen, als wäre ich ihrer nicht werth. Mit ihren eigenen Waffen will ich sie schlagen. Ich bekämpfe in Fnchsberg die ganze Aristokratie; sie soll sehen, daß wir Bürgerlichen das Pistol nicht schlechter führen, als sie.

„Ich wünschte lieber sie sähen in Deinen Händen die Sense und das Beil. Doch da ich sehe, daß mit Dir nichts anzufangen ist, will ich Dich nicht im Stich lassen. Willst Du über Zeit und Ort etwas bestimmen?“

„Ich würde das Eckhöf'sche Wäldchen vorschlagen und als Zeit etwa eine Stunde vor Sonnenuntergang, womöglich morgen schon!“

Als Paul gegangen, schritt Wilhelm nachdenklich im Zimmer auf und nieder. So fest er auch überzeugt war, einmal von der Gerechtigkeit seiner Sache in diesem speciellen Fall, dann von seinem volksrächenden Beruf überhaupt, eine Stimme in seinem Innern wollte sich durchaus nicht zur Ruhe bringen lassen, eine häßliche, unermüdliche Stimme, eine kalte, einschneidende Stimme, und diese Stimme sagte ihm, daß er eine arge Dummheit begangen, die nun eine Schlechtigkeit nach sich zog. Sie sagte ihm, daß es Fuchsberg gar nicht eingefallen, in Dornblatt die lettische Nationalität zu mißhandeln, sondern lediglich den frechen Pasquillanten zu züchtigen; sie sagte ihm, daß wenn sein Vater in dieser Weise angegriffen worden wäre, er, Wilhelm, wahrscheinlich genau so gehandelt hätte wie sein Gegner im vorliegenden Fall; sie sagte ihm, daß es wenig schicklich für ihn sei, für Jemand einzutreten, der seines Vaters intimsten Freund verspottet und noch dazu gegen dessen eigenen Sohn; sie sagte ihm ferner, daß dieser Dornblatt ein witziger, aber hämischer und spöttischer, ihm selbst im höchsten Grade unsympathischer Geselle sei und nicht verdient habe, daß um seinetwillen die ganze Schule in zwei feindliche Lager zerfalle. Das Alles sagte ihm diese unangenehme, zudringliche Stimme und sie behauptete noch dazu, daß seine Leidenschaftlichkeit diese fatale Geschichte erst geschaffen und daß seine Eitelkeit auch ihr Theil daran gehabt. Was wohl Winter dazu sagen würde? Der hatte oft davon gesprochen, daß man die Kaste in dem Einzelnen bekämpfen müsse; er hatte gewarnt, sich von der Liebenswürdigkeit des einzelnen Exemplars dazu verführen zu lassen, in ihm etwas Anderes zu sehen, als den Vertreter der verhaßten Gattung. Aber ob er wohl ein Duell billigen würde? Ob er mit Paul zum Prügeln gerathen hätte? Pfui, abscheulicher Gedanke! Andere Bilder stiegen in seiner Seele auf. Er sah sich im finsteren Tannenwald! Schweigend geht er auf den Gegner zu und verneigt sich kalt und ceremoniel. „Sie sind wohl so freundlich zu zählen," sagt er. „Bitte, sehr gern, bestimmen Sie die Barrieren!" — Die Spazierstöcke bezeichnen die Barrieren, dann tritt Jeder fünf Schritt zurück und nun ertönt Fuchsberg's sonore Stimme: „Eins, zwei, drei!" Ein Blitz, ein Knall ein furchtbarer Schmerz in der Seite und dann — Nacht! — Dann erwacht er und schaut um sich; er liegt im Bett und neben ihm sitzt Mathilde. Ihre Augen sind roth geweint und sie starrt trostlos vor sich,

hin. „Mathilde,“ sagt er mit schwacher Stimme, „wo bin ich?“ — „Wilhelm,“ ruft sie laut aufjauchzend, „Wilhelm, Wilhelm.“ — Aber wie? Das was Fuchsberg und er vorhatten, war ja kein tapferer Zweikampf, das war kein Saisonvergnügen im Seebad zwischen den Lions der Flussauer Soireen und grün- oder blaumützigen Studenten, zu der man lustig hinausfuhr, neun Mann stark, und die Vorübergehenden blieben stehen und schauten ihnen nach und die ganze Stadt wartete auf den Ausgang und die Details; nein, es war eine ernste, sehr ernste Geschichte und wer da fiel, der blieb liegen und der Gegner ließ ihn liegen und ging fort und im Walde war es ganz still, nur dazwischen der helle Lockruf eines Finken oder das Klopfen eines Spechtes. Und aus der Wunde floß das rothe Blut, ein wüthender Schmerz durchzuckte den ermatteten Leib und die Zunge klebte an dem verschmachtenden Gaumen. Keine Hülfe weit und breit, kein menschliches Ohr vernimmt Deinen Ruf. Und dort an der großen Fichte steht der Heiland und sieht Dich an so ernst und traurig uud strafend und von Seiner Stirne, unter der Dornenkrone hervor, fließt es herab: schwere, große Blutstropfen. „Hilf, barmherziger Gott, hilf! Laß meine Seele nicht dahin fahren mit Schrecken bei sündigem Werk! Laß mich noch leben das schöne Leben!“ — Aber Er bewegt sich nicht und sieht Dich an und Sein Blick dringt in Deine Seele wie ein zweischneidig Schwert. O diese Schmerzen! „Nur rasch, nur rasch — Herr! noch eine Minute! — Nur rasch — wenn's sein muß; — wenn's nur vorüber wäre!“ — Aber es ist noch nicht vorüber! Jetzt endlich, vor Deinen Augen blitzt's in tausend Strahlen und in Deinem Ohr summt es und zischt und donnert es; das ist der Tod! Nein, er ist's noch nicht, und Du denkst wieder und siehst wieder die Fichte und den Heiland an sie gelehnt und den blauen Himmel, der durch die Baumwipfel zu Dir hinunterblickt. In rasender Schnelle und doch erschreckend deutlich zieht Alles an Dir vorüber, was je Dein Auge sah, Dein Ohr hörte, Dein Herz hoffte und ersehnte. Jammernd flattern sie vor Dir her in klagender Schöne, die Hoffnungen, die Du gehegt, die Erwartungen, die Du erweckt. Und nun wieder dies Blitzen und Leuchten und donnernde Tosen! — — Und dann — nach Tagen findet man Dich und bringt Dich zu Deinen Eltern, zu Gretchen, die Dich mit Schmerzen gesucht in der Angst ihres Herzens, und aus Deiner Tasche zieht man Deinen Brief hervor,

geschrieben von Deiner eigenen Hand, darin Deine eigenen Worte: Daß Du Hand gelegt an das eigene Leben und daß Du um der Langeweile und dem Ueberdruß zu entgehen Deinen Eltern das Herz brachst. Und man bringt Dich zu Grabe; nicht in die Gruft, da Deine Väter ausruhen von des Lebens Kampf, auf deren Wölbung die Enkel spielen und kleine Mädchen Blumen pflanzen und Büsche setzen, in der die langen schwarzen Särge so feierlich ruh'n, das silberne Kreuz auf dem schwarzen Sammet, — nein, weit ab von ihnen, an der Kirchhofsmauer scharrt man den Selbstmörder ein. — Kalter Angstschweiß bedeckte Wilhelm's Stirn und verzweifelt falteten sich seine Hände; aber sie ließ ihn nicht los, seine Phantasie, und führte ihm neue Bilder vor und schrecklichere. Er sah seinen Vater zum Greis geworden, stumpf und dumpf dahinleben. Nicht mehr ertönte sein laut schallendes Gelächter, nicht mehr brauste er auf in loderndem Jähzorn. Er sah sein liebes, geschäftiges Mütterlein, wie es sich langsam zu Tode grämte, wie die Thränen, die sie bei Tage so sorgfältig verbarg vor den Augen des Mannes, um so reichlicher strömten in der durchwachten Nacht. Er sah sie Beide dahinsiechen und zuletzt hinab fahren in die Grube in Gram und Verzweiflung. Er sah Gretchen, sein gebrochenes Gretchen, seine geknickte Rosenknospe, allein zurückbleiben am Grabe der Eltern, angewiesen auf das Mitleid Verwandter, auf das traurige Schicksal der ledigen Cousine. Er sah es verwüstet, das alte, liebe Pastorat, von fremder Hand, die die Fledermäuse aus ihren Nestern stieß und die alten treuen Hausgenossen hinausjagte in die ihnen fremd gewordene Welt. Krachend stürzte er um, der große Baum — —

Barmherziger Gott! war er wahnsinnig geworden? Er legte die Hand an seine glühende Stirn; nein, das war seine Hand, seine rechte Hand und die da die linke und diese glühende Stirn seine glühende Stirn. „Fort mit den Träumereien," rief er und wollte sich auf einen Stuhl setzen und ein Buch zur Hand nehmen, aber die Unruhe seiner Seele trieb ihn immer wieder im Zimmer auf und ab.

Er sah Mathilde. Nicht mehr zeigte sie ihr fröhliches Wesen, lachte so ausgelassen, neckte so schelmisch; nicht mehr jagte sie so lustig einher auf galoppirendem Roß im frohen Gefühl des jungen Lebens und reichen Glückes, des Vaters Freude und der Mutter Trost. Ernst wurde ihr liebliches Gesichtchen und finster blickten ihre treuherzigen Augen und ihr

Gesicht wurde so seltsam lang und scharf und spitz. Und der alte Langerwald packte ihn an den Schultern und schrie ihm in's Ohr: „Bube, ruchloser Bube, gieb her was Du mir genommen; heraus damit, was Du mir gestohlen!"

„Hülfe, Hülfe!" Er stöhnte die Worte halblaut und erschrak über sich selbst. Da faßte er sich, aber er sah im Spiegel, daß er bleich war, todtenbleich. Und jetzt setzte er sich wirklich, trank ein Glas Wasser und nahm ein Buch vor, wobei er sich damit abquälte zu entziffern, was es denn für eines wäre, das er da in Händen hielt. Nach einigen Minuten bekam er's mit großer Anstrengung heraus; es war Schlosser's Weltgeschichte, der siebente Band und handelte von den Arabern in Spanien. Als jetzt an die Thür geklopft wurde, da kam er wieder ganz zu sich und rief mit lauter Stimme: „Herein!" Es war ein Kellner aus dem Hôtel de Prusse, der ein in ein rosa Couvert gehülltes Briefchen von Mathilde brachte. Das lautete also: „Lieber Wilhelm! Ich habe es bei Papa durchgesetzt, daß wir noch bis zum 17. d. M. hier bleiben, und bei Mama, daß wir heute eine Bootparthie nach Bergingen machen, wozu ich Sie hiermit in Mama's Auftrag in aller Form einlade. Papa hat mir gestern einen herrlichen Schimmel mitgebracht. Ist das nicht prächtig? Kommen Sie um 4 Uhr zu uns!

Es grüßt Sie Ihre Mathilde."

Das war eine schwere Versuchung! Sollte er die Einladung nicht lieber ausschlagen? Aber nein, das wäre unmännlich gewesen und sein Ehrenwort, pah! das stand fest wie ein Felsen. Auch ihr gegenüber? — Und dazu duftete das Briefchen so süß und ihre kleine volle Hand hatte darauf geruht, als sie es schrieb. Er gab dem Kellner einen Rubel und ließ sagen, er werde kommen. Der Mann schmunzelte, dankte, und empfahl sich. Wilhelm nahm das Billetchen, das er noch einmal küßte, legte es in seine Brusttasche und drückte es an sein Herz, zog es dann wieder heraus und küßte es wieder. Dann öffnete er es und sah die lieben kleinen regelmäßigen Schriftzüge an und freute sich am h, das war so prächtig frisch; die g's waren lustig, die l's so keck und verwegen und im großen M lag eine Welt voll Glück.

Da kam Paul zurück und mit ihm die unbehagliche Wirklichkeit. „Es ist abgemacht," sagte Paul trocken, „Fuchsberg wird die Pistolen mitbringen!" Eine Schaar lärmender Freunde trat ein.

Leid will Freud' haben, Freude — Leid.

Am Nachmittage hatten Duell- und Rachegedanken wieder die Oberhand. Wilhelm kleidete sich sorgfältiger an als gewöhnlich und bemerkte nicht ungern, daß er sehr bleich war. Das war gut so und seiner Lage angemessen.

„Wohin willst Du?“ fragte Paul.

„Ich habe eine Einladung von Langerwald's zu einer Bootparthie nach Bergingen. Ich kann sie, ohne Aufsehen zu erregen, nicht gut ausschlagen.“

Paul's Gesicht nahm einen noch bedenklicheren Ausdruck an. „Höre, Wilhelm,“ sagte er, „es ist, will's Gott, unnütz, aber ich halte es doch für meine Pflicht, Dich zu warnen!“

„Wovor?“

„Vor Dir selbst!“

„Was meinst Du damit?“

„Ich meine, daß mir in Deiner Lage die Versuchung sehr nahe läge, die Geliebte wenigstens davon in Kenntniß zu setzen, was es mit dem Selbstmord auf sich hat; doch Du scheinst diesen Umstand überhaupt mit glücklicherem Leichtsinn zu betrachten!“

„Fürchte nichts! Mein gegebenes Wort steht unerschütterlich fest. Eine arge Versuchung ist's, das will ich nicht in Abrede stellen, aber eben deßhalb scheint es mir unmännlich, ihr feige aus dem Wege zu gehen.“

„Adam hielt es vermuthlich auch für unmännlich, vor Eva davon zu laufen!“

„Nein, nein, fürchte nichts! Dazu fände ich heute wohl auch ohnehin keine Gelegenheit, Mathilde allein zu sprechen!“

„Dieser Umstand würde mich nun eben nicht beruhigen. Was sich liebt, das findet sich schon auf ein Paar Augenblicke. Uebrigens würde ich in Deiner Stelle auch sonst erst ein Paar Monate verstreichen lassen,

die Ferien würden sich dazu ganz besonders gut eignen, ehe ich mich nach Deinen jüngsten Erlebnissen in die Gesellschaft wagte. Sie werden Dich nicht eben besonders herzlich empfangen!"

„Was thut's, ich besuche ja die Langerwald's und für deren Freundlichkeit stehe ich!"

„Du besuchst nur sie, aber glaube mir, die Anderen werden es Dich schon empfinden lassen! Gegen die Waffen gesellschaftlicher Kälte ist Dein heißes Blut wehr= und waffenlos!"

„Doch nicht so ganz. Außerdem könnten sie glauben, ich fürchtete mich. Ich gehe."

„Adieu, es könnte mir jetzt beinahe leid thun, daß sie mich nicht auch eingeladen haben."

„Ja, das hast Du durch Deine Bärbeißigkeit und Unhöflichkeit verscherzt. Sie haben Dich oft genug eingeladen."

„Ich sagte ja auch nur, daß es mir heute beinahe leid thun könnte. Im Allgemeinen bin ich überhaupt froh, dieses Verkehrs überhoben zu sein!"

Die Langerwald's (der alte Herr war schon am frühen Morgen auf's Gut gefahren) waren nicht wenig erschreckt durch Wilhelm's bleiches Aussehen. Er erklärte es durch ein leichtes Unwohlsein, das ihn schon seit einigen Tagen belästige, wies aber allerlei Mittel, die ihm die Baronin und Mathilde vorschlugen, ab. Mathilde versuchte nun ein anderes Mittel, ein Universalmittel, mit dem sie schon oft die wunderbarsten Kuren zu Wege gebracht, aber alle ihre Einfälle und Späße vermochten dieß Mal nichts und sie wurde ernstlich besorgt um ihren Patienten. Der Baronin fiel die Veränderung auf, die mit seinem ganzen Wesen vorgegangen zu sein schien; er sah so ernst, besonnen und würdevoll aus.

Unterdessen versammelte sich die recht zahlreiche Gesellschaft und Alle schienen ein gut Theil Frohsinn mitgebracht zu haben. Die jungen Mädchen lachten und plauderten ohne Aufhören mit den jungen Herren und die jungen Herren plauderten und lachten ohn' Ende mit den jungen Mädchen.

Paul hatte übrigens richtig prophezeit. Das gemessene, übertrieben höfliche Wesen der Herren, die neugierigen Blicke der Damen zeigten Wilhelm, daß man von seinem neulichen Auftreten wußte und nicht eben

erbaut davon war. Man hatte ihn um seines Vaters willen in diesen Kreisen mit großer Freundlichkeit aufgenommen, und schrie nun über Undank. Da Wilhelm doch nicht immer neben Frau von Langerwald stehen bleiben konnte, und auch zu stolz war, seinerseits sich der Jugend zu nähern, war er herzlich froh, als der Neuhöf'sche Langerwald, ein entfernter Verwandter Mathilden's, der ein großer Jäger vor dem Herrn war und die kurische und speciell noch Langerwald'sche Eigenschaft, sich des Unterdrückten anzunehmen, ohne zu fragen, ob ihm Recht oder Unrecht geschah, in erhöhtem Maße besaß, auf ihn zueilte und nach der Zahl der von Wilhelm im Frühling erlegten Waldschnepfen fragte. Daraus entspann sich denn bald ein lebhaftes Gespräch.

„Wissen Sie schon, daß ich diesen Winter in Petersburg war? Famose Stadt! Fünfzig Rubel das Stück können Sie Bären haben, wie viel Sie wollen. Sie glauben nicht, wie leid es mir thut, daß ich nicht schon früher auf die Idee kam. Jammerschade! Warten Sie, ich bin jetzt dreißig Jahre alt, hätte da also schon fünfzehn Winter verbringen können, was, den vorigen als Durchschnitt angenommen, 120 Bären macht. Was meinen Sie? Ist es nicht Jammerschade? So vergeht das schöne Leben ungenützt!"

Er seufzte tief. Die Wahrheit, die er eben entdeckt, schien ihm schwer auf die Seele zu fallen. Wilhelm fragte, ob denn die Bärenjagd so gar amüsant sei; man müsse Jagdhorn und Hundegebell und eines Pferdes tüchtigen Hufschlag denn doch vermissen.

„Ach was! Das Alles ist gut, das ist schön, das ist im Herbst. Aber im Winter, ich bitte Sie, was haben wir im Winter? Einen Fuchs, ein Reh, höchstens ein Elenn. Da ist so ein Bär doch ein anderer Bursche. Hören Sie, was mir passirt! Im englischen Klub lerne ich einen Gutsbesitzer kennen. Steinreicher Mensch, Millionair, Andrei Andrejewitsch Suschkin! Schießt der Bursche" — Herr von Langerwald legte die flache Hand an den Mund und warf dem fernen Jagdgenossen ein Kußhändchen zu — „wie der bairische Hiesel! Wir machen Bekanntschaft; am Abend bei Isler legt er mir den Arm um den Hals, küßt mich, lustiges Volk die Russen, wenn sie besoffen sind, küssen sie immer, und sagt: „Felix Felixowitsch," sagt er, „was vergeuden wir hier die Zeit?"

„Andrei Andrejewitsch,“ sag’ ich, „ich will verdammt sein, wenn Du nicht Recht hast!“

„Felix Felixowitsch,“ sagt er, „es ist eine Sünde von uns, bei Gott! Die Bären warten auf uns und wir schießen Französinnen.“ — So sagt der charmante Bengel und giebt mir wieder einen Kuß.

„Andrei Andrejewitsch,“ sag’ ich, „wo hast Du die Bären?“

„In Dendroffka,“ sagt der Schelm, „nur 900 Werst, mit der Eisenbahn zu erreichen!“

„Wann geht der Zug?“ frag’ ich.

„Um halb fünf Uhr Morgens,“ sagt er.

„Dann kommen wir noch hin, wollen wir fahren!“

„Wie wir aufstehen, kneipt er mich in den Arm, der Taugenichts, und zwinkert mit den Augen: „Du,“ sagt er, „sollen wir nicht so ’n Paar Petersburger Bärinnen mitnehmen?“ Fixe Kerls, diese Russen.

„Hol’ sie der Teufel,“ sag’ ich, „wollen wir uns lieber an die Waldbären halten!“

„Auch gut,“ antwortete er und nun geht’s in den Schlitten und nach dreißig Stunden sind wir in Dendroffka. Den andern Tag haben sie ein Paar Prachtkerls eingekreist. Andrei Andrejewitsch führt mich hinein mitten in einen Tannenwuchs. „Wo soll ich denn aber hier schießen?“ frag’ ich.

„Eh was, da ist ja der Pattweg. Ist Dir der Bär bestimmt, bekommst Du ihn auch so!“ Und geht weg und läßt mich steh’n und ich habe keine fünf Schritt Sicht! Kaum fangen sie an zu treiben, so heißt es auch schon: „Der Bär kommt, der Bär kommt!“ und ich höre es vor mir krachen und der Bär kommt auf mich heraus und ganz spitz. Nur war es das Fatale, daß es eine Bärin war und kein Bär, der den Kopf doch wenigstens etwas senkt. Ich ziel ihr also grad’ auf die Schnauze; wie ich losdrücke, geht ihr der Schuß durch’s Nasenbein, aber’s Gehirn bleibt kerngesund. Die Bestie stellt sich kerzengerad’ in die Höh’, keine drei Schritt von mir. Zum Glück nimmt ihr das Blut das Gesicht. Sie packt statt meiner so ’ne zwanzigjährige Tanne und schüttelt sie wie einen Rosenstock. So gewann ich Zeit, ihr mit dem andern Lauf ins Gehör zu schießen!“

Während dieser überaus lebhaften Unterhaltung des Herrn von Langerwald mit Wilhelm fing die Gesellschaft an aufzubrechen, und man ging

dem Flusse zu, wo die Böte bereit lagen. Mathilde wußte es so einzurichten, daß sie mit ihren Freundinnen immer dicht hinter Wilhelm blieb um ihn nicht aus den Augen zu verlieren. Was fehlte ihm nur? War er wirklich krank oder fühlte er sich nur unbehaglich in einer Gesellschaft von lauter Edelleuten, eingedenk seiner jüngsten Erlebnisse. Dem Felix Langerwald war sie herzlich gut; sie hätt' ihm aus lauter Dankbarkeit gern einen Kuß gegeben, und als er ihr in's Boot half, drückte sie ihm kräftig die Hand.

„Das war für das," sagte er lachend. „Mußt nicht so breite Spur lassen, Cousine."

„Du bist auf einer falschen Fährte, Vetter!"

„Ah 'ne Rückspur wird nicht gejagt, Mathildchen!"

Wilhelm saß in einem anderen Boot und gab sich anfangs alle Mühe die ernste, würdige Miene beizubehalten, aber es ist schwer würdevoll zu bleiben, wenn man jung ist und am lauen Sommerabend in fröhlicher Gesellschaft nach Bergingen fährt. Seinen Bootssitz theilten zwei blondlockige Töchter irgend eines Präsidenten, die lustigsten Mädchen; die neckten ihn mit seiner ernsten Miene und sprachen ihm Muth zu: noch sei er ja nicht Candidat und sie seien nicht seine Examinatoren und sie versprächen ihm hoch und theuer es auch nie zu werden. Dann nannten sie ihn „Faust" und dann wieder „Don Juan" und er mußte sich vertheidigen, und bald sprühte es lustig hin und her. Erst warf man mit Ciçeri's, dann mit Gummikugeln, mit Confekt und endlich mit Kanonenkugeln. Man sang erst: „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten," und dann: „In einem kühlen Grunde," und dann: „Wer will unter die Soldaten," und endlich: „Ich und mein Fläschchen." — Man steckte erst die Fingerspitzen in's Wasser, dann die Finger, dann die Hand und endlich den Arm. Und Wilhelm vergaß darüber den morgenden Tag und den Tannenwald, die Begrüßung, die tödtliche Kugel, den Kirchhof sogar, und da seine Nerven ohnehin erregt waren, lachte er bald am lautesten, scherzte am witzigsten und schaukelte das Boot am stärksten. Als Mathilde ihn wieder lachen und singen hörte, da lachte und sang sie auch. Sie fuhren in's Schilf, Mathilde brach sich Wasserlilien und flocht einen Kranz daraus und setzte ihn auf ihr blondes Haar und aus dem tropfte dann zuweilen ein Wassertropfen und glänzte — wie eine Thräne.

Der schmucke Cavalier neben ihr schaute entzückt und verwundert auf sie und freute und wunderte sich über sich selbst, daß seine Unterhaltung das eben noch so ernste Mädchen so fröhlich gemacht.

„Wissen Sie wem Sie gleichen?“ fragte er.

„O ja,“ rief sie, „ich gleiche der Undine, da sie ihre Seele gewonnen!“

Das hatte der Cavalier. nicht eben sagen wollen, aber er verstand Mathilde. Zufällig war er einmal zugegen gewesen, als der Hauslehrer die Undine seiner Mutter und seinen Schwestern vorgelesen, und er erinnerte sich des Büchleins um so genauer, als er jenen glücklichen Zufall mehrfach in Contretänzen trefflich ausgenutzt hatte. „Potz Wetter,“ dachte er, „das ist ja sehr zweideutig!“ und sah erstaunt Mathilde an.

Wilhelm's Frohsinn war nur vou kurzer Dauer. Als mau gelandet und der Kaffee die Gesellschaft mehr concentrirte, fühlte er sich vereinsamt und unglücklich. Mit der Wahrnehmung, daß man ihn absichtlich die allgemeine Mißbilligung seines Auftretens fühlen lassen wolle, war auch der kurze Rausch verflogen; die Früchte Winter'scher Erziehung traten in ihr Recht, und Wilhelm, der fröhliche offene Wilhelm, fühlte sich als Bürgerlicher unter Edelleuten, sah sich inmitten einer feindlichen Klicke, die ihn heimtückisch aufgefordert, um ihn zu demüthigen. Er vergaß, daß nichts natürlicher und im Grunde doch auch berechtigter war, als diese Reaktion gegen sein leidenschaftliches, herausforderndes Verfahren, das jedem Fremden völlig unmotivirt erscheinen mußte. Er sah nicht mehr Menschen um sich, nur uoch hochmüthige Edelleute, die nun Muth bekommen, da sie dreißig waren gegen einen. Er fühlte den lebhaftesten Reiz, mit irgend einem von den Herren, am liebsten mit dem schmucken Cavalier, der neben Mathilde gesessen, Streit anzufangen, ihn zu ohrfeigen und mit Füßen zu treten. Auch auf Mathilde blickte er finster und grollend. Ihr lustiges Lachen, das sonst für sein Ohr aller Himmel Sphärenmusik in sich barg, klang ihm jetzt fade und abgeschmackt; sie war nicht besser, als ihre Vettern, wie konnte sie sonst über deren fade Scherze so fröhlich sein; ihre drastische Derbheit erschien ihm bäurisch, ihre frische Lebhaftigkeit — unweiblich. Nachdem er widerwillig an allerlei Gesellschaftsspielen Theil genommen, benutzte er eine günstige Gelegenheit, der Gesellschaft den Rücken zu kehren, und schlug einen einsamen Wald=

pfad ein. Jetzt dachte er mit Lust an seinen Tod, an den einsamen verlassenen Tod, an den ewigen Schlaf, ohne Demüthigung, Eifersucht, Rachsucht. Von aller Welt verlassen, so muß der Edle sterben, allein, verlassen von der Gemeinheit und Anmaßung, heiße sie Freund oder Feind. „Wenn ich am Leben bleibe, es ist doch nur eine kurze Frist, dann will ich Dich aus dem Herzen reißen, Mathilde, ich bin nicht geschaffen für Liebe und Liebesglück. Einsam will ich sein, einsam wie der Aar hoch in der Luft. Nur Euch soll mein Herz gehören, Euch armen Letten. Lettenia, sei Du mir Braut und Gattin! Ja, Paul hat Recht, sie sind falsch, diese Aristokraten, sind falsch, heuchlerisch und gemein. Und was habe ich mir Alles gefallen lassen, ich Schwächling, ich Narr! Was geht die Baronin meine Zukunft an; es ist frech von ihr, sich hineinzumischen! — Als ob Mathilde mich vermißte! Was bin ich ihr? Ein junger Mensch, der das Haus ihrer Eltern besucht, weil ihr Vater den Seinigen seiner Freundschaft würdigt. Und ich wahnwitziger, hirnverbrannter Thor träumte Liebe finden zu können, wo man nur Berechnung kennt, wo seit Jahrhunderten die Mütter ihre Töchter dem Bräutigam entgegenführen, wie Marktwaare dem Liebhaber. Schmach, Schmach, ewige Schmach für mich, diesem kalten hochmüthigen Mädchen habe ich deutlich gezeigt, daß ich sie liebte! Wie mag sie sich darüber lustig gemacht haben, wenn sie mit Ihresgleichen zusammen war, und die Mutter wird mitleidig gelächelt haben und gesprochen: „Nun so lange er sich in bescheidenen Schranken hält, kann man nichts dagegen einwenden!“

Und Thränen in den Augen, mit knirschenden Zähnen, die Fäuste geballt, schritt er dahin durch den grünen Wald, dessen schlanke hohe Stämme die Abendsonne vergoldete. Die tiefe Stille beruhigte ihn nicht, die balsamische Abendluft erquickte ihn nicht, er wollte zu Fuß zurück nach der Stadt. Ein Buchzeichen, das sie ihm einst geschenkt und das er immer bei sich trug, zerriß er und streute es auf den Weg; aus seiner Brieftasche riß er das Blatt, auf das sie ihm in lustiger Stunde einen lustigen Sprnch hineingeschrieben, zerriß es mit den Zähnen in Stücke; das Täschchen, von ihrer Hand gestickt, schleuderte er weit von sich in den Wald, als wäre es verzehrend Feuer.

Er wollte zurück zu Paul. „Der ist fest,“ dachte er, „dessen Haß ist hart wie Granit und tief wie der Ocean. Wenn auch der Dich

verstößt — — nun noch vier und zwanzig Stunden — Friedrich Fuchsberg führt ein sicheres Pistol!“

Und während er so dahinschritt und sich verlassen fühlte von Gott und der ganzen Welt, schlug eine Welt voll Liebe ihm entgegen und klopfte ein kleines, muthiges Mädchenherz so bang und ängstlich um ihn und ein wonniges, blaues Mädchenauge suchte ihn mit Schmerzen.

Mathilde hatte das rasche Verschwinden seiner Heiterkeit gar wohl bemerkt und mit weiblichem Taktgefühl den Grund errathen. Und nun wußte sie, daß ihm wehe um's Herz war und er war doch nicht da, sie konnte ihm kein freundliches Wörtlein sagen, ihm durch keinen herzlichen Blick bezeugen, daß sie ihn verstand und treu zu ihm hielt. Aber was nun thun? Nach ihm zu sehen wagte sie nicht.

Da rief sie die Mutter. „Mathilde, sahst Du nicht wo Wilhelm Wolfschild geblieben? Siehe nach ihm, ob er nicht in den Bergen ist und sei recht freundlich gegen ihn; ich fürchte, man läßt ihn seinen jüngsten Streit fühlen!“

In den Bergen war er nicht; vielleicht war er irgendwo im Walde ganz in der Nähe. „Wo kann er nur geblieben sein?“ So spähend ging sie hinein in den Wald, immer tiefer und tiefer und suchte eifrig, ängstlich nach dem Liebling ihrer Seele. Da, da war er, aber wie sah er aus! Das blonde Haar hing wirr und wüst um den unbedeckten Kopf, die Augen blutunterlaufen, die Fäuste geballt, schritt er dahin und die Lippen bebten, als ob er mit sich selber spräche. Sie wollte ihn anrufen, aber das Wort erstarb ihr in der Brust.

Wilhelm glaubte noch immer auf dem Wege zur Stadt zu sein; er war achtlos g'rad in den Wald hineingelaufen und hatte sich so in weitem Bogen wieder seinem Ausgangspunkte genähert; da sah er auf und wenig Schritte vor ihm, im weißen Kleide, im Haar den Kranz von Wasserlilien, von der untergehenden Sonne mit feurigem Licht übergossen, stand Mathilde mit erschrecktem Gesicht, Thränen in den Augen. Aber der böse Dämon wich nicht von ihm. „Verzeihen Sie, mein Fräulein, wenn ich Sie erschreckt; ich konnte nicht erwarten Sie hier zu finden,“ sagte er spöttisch.

„Wilhelm,“ rief sie, „wie sehen Sie aus! ach, Sie sind krank, sehr krank!“

„Ich habe nie aristokratisch ausgesehen, mein Fräulein; wir bürgerlichen Canaillen sehen immer so aus," war die brutale Antwort.

Das arme Mädchen blickte ihn mit starrem Entsetzen an, dann brach sie zusammen und ein schrecklicher, unheimlicher Ton, halb Lachen, halb Weinen, drang hervor aus ihrer wunden Brust. Da sanken die Panzer von Wilhelm's Herzen, er fing sie auf in seinen starken Armen in seligem Erzittern, er hielt sie empor über die Erde und drückte sie an seine Brust. „Mathilde," rief er, „einzige, süße, angebetete Mathilde! Mathilde, um Deiner Seligkeit willen, höre mich! stirb nicht, höre mich an, höre mich nur einen Augenblick an, nur eine Sekunde, höre nur ein Wort an, dann verdamme mich, verstoße mich, thue was Du willst! — Barmherziger Gott, was hab' ich gethan! Stirb nicht, Mathilde, ich will Dein Sklave sein, Dein Knecht! lache über mich, spotte über mich, nur stirb nicht!" Er setzte sie nieder auf die Erde und bedeckte ihre Hände mit wilden, glühenden Küssen und zog sie fort von ihrem Gesicht und bog ihr den Kopf zurück und küßte sie auf die Lippen und Augen und Stirn. Sie senkte den Kopf hinab an seine Brust, der feuchte Lilienkranz berührte seine Lippen und zwischen Schluchzen drang es hervor: „Liebst Du mich, Wilhelm; willst Du mich ewig lieben, ewig, ewig?" — Und als er ihr Haupt aufhob und ihre bleichen Lippen küßte und sie ansah mit seinen leuchtenden, blauen Augen, so tief und treu, und mit lauter fester Stimme sprach: „In Zeit und Ewigkeit, so wahr Gott meiner Seele gnädig sei in meinem letzten Stündlein!" Da lächelte ihr klares Himmelsauge, ihr rosiger Mund lächelte, es lächelte ihr wonniger, schlanker Leib.

Und da die Sonne den letzten scheidenden Blick warf auf die Erde, da saß der verzweifelnde Demokrat, Lettonia's Befreier, der einsame Aar, zu des schönen Fräulein von Langerwald's Füßen und vergaß über ihrem blauen Auge des Lebens Noth und Drang.

„Mathilde," flüsterte er leise, „ach ich bin leidenschaftlich, von jähem Gefühl beherrscht! Wirst Du nie irre werden an mir, wirst Du nie nach dem Schein urtheilen, wirst Du nie vergessen, wirst Du fest und unerschütterlich daran glauben, daß ich das Gute, das Beste will in redlichem Streben, daß es nicht mein Wille ist, wenn ich abirre vom rechten Wege. Willst Du?"

„Du süßer Mann," flüsterte sie.

„Wirst Du mir folgen durch alle Wandelungen meines Lebens, wirst Du mir folgen in den Kampf für die Wahrheit, auch wenn er geführt werden muß gegen Die, denen Du bisher angehörtest, auch wenn er sich gegen Dinge richtet, die als geweiht und unantastbar zu achten man Dich gelehrt Zeit Deines Lebens? Wirst Du?"

Sie drückte ihm stumm die Hand.

„Wirst Du?"

Sie neigte ihr Haupt.

„Wirst Du, Mathilde?"

„Ja, Wilhelm," sagte sie mit trauriger Stimme und ihr kleiner Kopf bewegte sich unruhig hin und her an seiner Brust, als ob sie das Lager drücke.

Sie schwiegen Beide und ihre jungen Herzen klopften laut.

„Nochmals, Mathilde, Du wirst nicht irre werden an mir? Du wirst mir nie etwas Schlechtes zutrauen, nie, auch wenn ich es selbst sage? Nie, auch in der allernächsten Zukunft nicht?"

Sie fuhr erschrocken auf. „Worauf spielst Du an, Wilhelm, was hast Du vor?"

„Nichts, meine Liebe! Behalte wol, was ich Dir sage: „Und wenn ich selber Dir sagen sollte, daß ich etwas Schlechtes gethan, glaub' es mir nicht, glaube Dir mehr, als mir, Deinem Herzen mehr, als meiner Zunge!"

Lange Zeit schwiegen Beide. Endlich sagte Mathilde, indem sie lächelnd zu ihm aufsah: „Es kann nichts Schlimmes sein, Gott kann nicht so grausam sein! Und nun," rief sie aufspringend, „muß ich gehen! Lebe wohl, Du herziger trauter Mann, laß' mich nicht lange auf Dich warten in Götzenhof! — Gehst Du jetzt in die Stadt zurück?"

„Ja!"

„Das ist gut so! Du bist ohnehin zu schade für die Gesellschaft! Noch einen Kuß, so, nun lebe wohl!"

Aus dem einen Kuß wurden gar viele. Dann gingen sie auseinander. Als sie ein Stück Weges zwischen sich hatten, eilten sie wieder auf einander zu und gaben sich den letzten Kuß. Dann schieden sie.

„Hast Du ihn nicht gefunden?“ fragte die Mutter. „Mathilde, wo warst Du so lange, man hat Dich vermißt!“

„Oh ja, Mama, aber er fühlte sich unwohl und ist in die Stadt zurückgekehrt.“ Sie schlang die Arme um den Hals der Mutter und küßte sie stürmisch.

Vatersorgen.

„Junge, noch im Bett, und was machst Du mir für Geschichten!“ — Mit diesen Worten stand um die zwölfte Stunde des folgenden Tages der alte Pastor am Bett seines erstaunten Sohnes. — Das war aber so zugegangen:

Am Morgen in der Frühe saß der alte Herr wie gewöhnlich am Kaffeetisch, im Schlafrock, das Lorgnon auf der Nase und die Pfeifenspitze in den Mundwinkel geklemmt. Ihm gegenüber saß seine Hausfrau und strickte; Gretchen dirigirte die Kaffeekanne. Der Pastor lachte zuweilen lustig, wenn der kleine zahme Fink, der Häusel, der vor ihm auf dem Tisch umherspazirte, auf den Rand der Untertasse sprang und ausglitt, oder wenn Mammi und Pappi, zwei kleine Rattenfänger, der eine gelb, der andere grau, der eine links sitzend, der andere rechts, ungeduldig über die lange Vernachlässigung ärgerlich an des Herren Knie kratzten, oder mit den kleinen pechschwarzen Schnäuzchen an seine Wade stießen. Seine linke Hand spielte mit der schwarz-weiß-grünen Pfeifentroddel und die rechte steckte von Zeit zu Zeit den Mittelfinger in den Pfeifenkopf, um die üppig aufquellende Asche zurückzudrängen. Der Pfeifenkopf, auf dem ein Paar Schläger sich kreuzten und der das Wappen der Göttinger Westphalen trug, war zwar achtzehn Jahre jünger als der Pastor, aber doch immerhin schon recht betagt und es mochten nicht mehr Viele

übrig sein von Denen, die er einst auf der Göttinger Kneipe gesehen, massive Gestalten mit frischen fröhlichen Gesichtern, die sich umfaßt und einander die Rechte gedrückt: denn der jüngere Bruder hält immer zum älteren, der Kurländer zum Westphalen.

Die warme Sommermorgensonne schien in's Zimmer und da, wo auf dem Fußboden zwei große gelbe Fenster zu sehen waren, beschien sie Pluto, der lang ausgestreckt auf der Diele lag und zuweilen mit den Augen blinzelte oder nach einer Fliege schnappte, die das bunte Treiben auf dem Kaffeetisch überdrüssig geworden und sich nun ein Extravergnügen daraus machte, den armen Hund, der doch die ganze Nacht gewacht und der Ruhe dringend bedürftig war, nicht schlafen zu lassen.

Da brachte der Diener die Posttasche, denn es war Posttag. Der Pastor legte die eingegangenen Briefe auf ein Häuslein, die Couverts, welche die lettische Zeitung enthielten, darauf, darüber dann die Riga'sche und die Kreuzzeitung und griff nach dem Intelligenzblatt.

„Muß doch sehen, wer heuer Alles zu Johanni in Flussau gewesen," sagte er. Sein Auge überflog langsam die letzte Seite, die die Fremdenliste enthielt. „Dein Bruder Karl ist auch in Flussau gewesen," sagte er zur Frau.

„So, wo ist er abgestiegen?"

„Im Hôtel de Prusse."

Gretchen rückte unterdessen unruhig auf ihrem Stuhle hin und her. „Ist für mich kein Brief da?" fragte sie endlich und erröthete dabei.

Der Pastor warf die Zeitungscouverts bei Seite und griff nach den Briefen. Er besah die eine Adresse und die anderen. „Was ist das," rief er, als er die dritte in der Hand hielt; „dieser Brief ist ja per Expreß gekommen; wie kommt der in die Posttasche?"

„Er kam vor einer Stunde an und ich fürchtete Dich zu erschrecken; da legte ich ihn in die Posttasche."

„Er ist vom Dsaltepill'schen Fuchsberg! — Ich danke Dir, mein Gretchen," fuhr der Pastor fort, indem er ihr über den Tisch weg die Hand reichte, „habe aber nicht so zarte Nerven, daß mich eine Estafette gerade so alle Welt erschrecken sollte." — Er öffnete den Brief mit dem Tischmesser, faltete ihn auseinander und las ihn, während die Pastorin und Gretchen sein Gesicht ängstlich betrachteten; ist doch eine Estafette für ein Mutter- und Schwesternherz, wenn sie aus der Stadt kommt,

wo der Sohn und der Bruder, warum nicht auch der Pflegbruder, weilt, durchaus kein gleichgültiges Ereigniß. Wer weiß im Voraus, was da nicht Alles passirt sein kann; da kann Einem die Flinte bei'm Ausladen losgegangen sein oder das Boot kann umgeschlagen sein oder es kann Jemand während des Badens vom Schlage gerührt worden sein. Der Brief schien übrigens in der That Ungewöhnliches zu enthalten, wenigstens verrieth des Pastors Gesicht immer mehr Spannung und trug endlich einen aus Zorn und Erstaunen gemischten Ausdruck, als er den Brief weglegte und die Frau fragend ansah.

„Er ist toll!“ sagte er.

„Was giebt's, Harald?“ fragte sie ängstlich. „Es ist doch nichts mit Wilhelm?“

Der Pastor nahm den Brief und reichte ihn Gretchen. „Da, lies laut,“ sagte er. — Und Gretchen las mit zitternder Stimme und fliegender Röthe im Gesicht wie folgt:

„Mein alter Reinhard!

Du wirst erstaunt sein von mir einen Expressen zu erhalten; es hat aber mit Dem, was ich Dir zu sagen habe, große Eile! Gestern Abend gehen meine Frau und ich zu meinem Friedrich und wollen bei ihm ein Stündchen verplaudern. Mir thut ein Nietnagel weh und ich sehe mich nach einer Scheere um. Auf dem Tisch liegt keine, auf der Kommode auch nicht; ich ziehe also die oberste Schieblade los, in der der Schlüssel steckt, und suche da nach. Statt der Scheere finde ich da einen Brief mit der Aufschrift: „An meinen lieben Vater!“ — Hollah, denk' ich, der ist an mich; brech' das Siegel auf und lese. Schreibt mir der Junge, daß er des Lebens überdrüßig geworden und nicht mehr länger leben könne u. s. w., und daß er sich in Folge dessen das Leben genommen. Mir geht's ganz kalt durch die Glieder, aber da sitzt ja der Junge im Zimmer nebenbei auf dem Sopha neben der Mutter und scherzt und lacht. Ich krieg' ihn also vor und frage, was das mit dem Brief ist. Da wird er ganz bleich und sehr verlegen, wickelt sich aber so glatt wie ein Aal, will mir einreden, der Brief wäre ein Bruchstück aus einem Roman, an dem er schreibe (als ob er ihn dann couvertirt hätte und gesiegelt!) und sucht durchaus einen Scherz daraus zu machen. Daß dahinter etwas steckt, ist mir natürlich klar, aber was ist es, das ist nun die Frage. „Ob er nicht Streit gehabt hat,“ geht's mir durch den

Kopf, „am Ende ein amerikanisches Duell.“ Ich flüstere also der Mutter zu, ihn nicht einen Augenblick aus den Augen zu lassen, sage, ich hätte noch ein Geschäft zu besorgen und gehe schnurstracks zum jungen Hadersleben. „Der muß es wissen,“ denk' ich, „mit dem ist jetzt große Freundschaft; dazu ist der Junge dumm und großmäulig; der soll mir auf die Spur helfen.“ — So erfuhr ich nun, daß mein Junge sich mit Deinem Wilhelm überworfen hat, meinetwegen, und zwar soll ein Spottlied, das ein Bauernjunge auf mich gemacht hat, die Ursache davon sein, und nun sollen sie um ihr Leben loosen wollen, die Sappermentskerls! Wie gefallen Dir die Jungen? — Komm also schleunigst her, damit wir die Sache in Ehren beilegen. Bis dahin wird mein Friedrich gut bewacht. Dein Wilhelm scheint mir übrigens entre nous in schlechte Gesellschaft gerathen zu sein. Komm also umgehend. Dich grüßt Dein

Rossel.

P. S. Fixe Kerls sind sie doch die Jungen! Der Himmel weiß, bedauern kann ich's nicht!“

„Harald, um Gotteswillen, fahr doch,“ rief die Pastorin, in Thränen ausbrechend. „Ich bitte Dich, Herzensmann, Willi's Leben steht auf dem Spiel!“

„Soll ich sagen, daß man anspannt?“ fragte Gretchen mit abgewandtem Gesicht, um die Thränen zu verbergeu, die ihre Augen füllten.

Der Alte schüttelte ärgerlich den Kopf, schmunzelte aber doch. „Wie gefällt Dir Dein Junge, Frau? Will sich amerikanisch schießen! Rein toll geworden!“

„Mein Gott, so laß doch anspannen uud mach' daß Du in die Kleider kommst; wer weiß wann sie sich schießen, vielleicht ist es schon zu spät!“

„Ach was, Frau, wer wird so ängstlich sein! Hast 'ne Ente ausgebrütet und wunderst Dich, wenn sie in's Wasser geht! Du hörst ja, daß sie den Friedrich bewachen und Einer kann das Sichschießen nicht vollbringen; es müssen Zweie dabei sein. Ich komme schon noch zur rechten Zeit, dem Tausendsassa den Kopf zurecht zu setzen. Aber warum die Bursche zu so einer gefährlichen und tückischen Kampfart gegriffen, begreife ich nicht. Wird wohl wegen der Sekundanten gewesen sein, werden gefürchtet haben, die könnten für solche frühreife Sekun-

dantereien auf die Hosen bekommen. Muß machen, daß ich nach der Stadt komme. Schau nicht so traurig aus, Gretcheu, es ist, Gottlob, nicht die mindeste Gefahr mehr. Wollen sie schon zurecht kriegen!"

„Vater, es ist mir nicht um die Gefahr zu thun, sondern um die Sünde!"

Der Pastor wurde etwas verlegen. „Du hast Recht, mein Kind," sagte er, „ich will ihm für Beides den Kopf waschen, für die Sünde und für die Gefahr!"

„Vater, was schreibt der Herr von Fuchsberg da von schlechter Gesellschaft, in die Willi gerathen sein soll?"

„Das macht mir keine Sorge," sagte die Mutter, „das ist dummes Zeug, das schreibt er nur, weil Willi kein Gefallen findet an seinem Friedrich, der mir auch durchaus nicht gefällt und mir ein recht eingebildeter Laffe zu sein scheint."

„Mutter, Mutter," sagte der Alte lachend, indem er ihr mit dem Zeigefinger der rechten Hand drohte, „ich hege den Verdacht, daß wenn der liebe Gott selber einmal Deinem Wilhelm mißfiele, er Dir auch nicht mehr lieb wäre."

Damit stand er auf um sich anzukleiden, und eine Stunde darauf saß er im Wagen. Die Frau hatte ihn begleiten wollen, aber er hatte ihr die Bitte abgeschlagen und ihr auseinandergesetzt, daß Frauen von Ehrensachen ihrer innersten Natur nach nichts verständen und darum durch ihre Gegenwart in solchen Fällen nur verwirrend und störend wirken könnten.

So stand der Pastor denn jetzt am Bett seines Sohnes und weckte ihn, wie oben erzählt.

„Nun stehe auf, Junge! Was ist's mit Eurem Duell?"

„Was für einem Duell, Vater?"

„Ach was, mach' mir keine Flausen! Ich weiß von Allem. Hör' einmal, das war gut gemeint, aber so 'n amerikanisches Duell ist in meinen Augen doch immerhin ein ganz gemeiner feiger Mord."

„Das hätte ich Friedrich, das hätte ich Fuchsberg nicht zugetraut," verbesserte sich Wilhelm.

„Brauchst Du auch künftig nicht. Er hat nicht geplaudert, sondern der Vater hat seinen Brief zufällig, Gottlob noch zur rechten Zeit

gefunden. Aber, sag' einmal, wenn Ihr Euch schießen wolltet, warum wähltet Ihr dann nicht lieber einen ehrlichen Zweikampf, als daß Ihr zum Loose griffet, wie ein Paar feige alte Weiber?"

„Zu was für einem Loose, Vater? Wir wollten uns ganz regelrecht schießen, nur ohne Sekundanten und die Briefe wollten wir schreiben um der Sicherheit des Ueberlebenden willen."

„Ah so," sagte der Alte und ihm wurde sichtlich leichter um's Herz. Warum sagtest Du das nicht gleich, das verändert die ganze Sachlage! Höre einmal, ich will Dir nicht böse sein, wenn man so alt ist, wie Du, hat man viel Muth und wenig Ueberlegung, aber das muß ich Dir sagen, auf die Schule gehört so etwas nicht hin. Hast Du wieder einmal dergleichen vor, so schiebe es auf bis Du den Penäler aus- und den Studenten angezogen hast. „Jedes Ding hat seine Zeit," sagt Salomo und trifft damit den Nagel auf den Kopf. Weißt Du was mein seliger Vater jetzt gethan hätte an meiner Stelle?"

„Nun?"

„Nimm mir's nicht übel, mein Junge, aber wenn der Vater zum Sohne redet, soll er kein Blatt vor's Maul nehmen, er hätte Dir ein Paar regelrechte Maulschellen gegeben. Da wir aber jetzt in humaneren Zeiten leben, so nimm sie für genossen an und erzähle mir wie Ihr an einander und auseinander gekommen, damit man sieht wie man Euch mit Anstand wieder zusammenbringt!"

Des Pastors Laune wurde übrigens nicht eben rosiger, als ihm nun der Sohn den Hergang des Streites erzählte. War der Alte auch noch Göttinger genug um sich an dem „strammen, fixen Jungen" zu erfreuen, auch Kurländer genug, um das Einschreiten für den vermeintlich Unterdrückten zu verstehen, so erschreckte ihn doch der „Lettensparren," wie er des Sohnes lettische Sympathien nannte, und die, wenn auch unter dem Druck väterlicher Autorität und der Ereignisse des gestrigen Tages nur schüchtern zu Tage tretende demokratische Gesinnung Wilhelm's nicht wenig.

Kein Freund des Raisonnirens, beschränkte er sich übrigens darauf, dem Sohne bemerklich zu machen:

1) daß jetzt vor allen Dingen fleißig gelernt werden müsse;

2) daß er sich ganz unnützer Weise in Händel gemischt, die ihn nichts angingen und daß er dieselben dadurch nur noch mehr verfahren;

3) daß es einem Kurländer wohl anstehe dem Unterdrückten beizustehen, nicht aber dem frechen Verläumder eines eng befreundeten Mannes;

4) daß alle diese Streitigkeiten mit den Letten ganz und gar nichts zu thun hätten;

5) daß die Demokratie des Teufels Dreck, also keine Speise für einen Christenmenschen sei."

Eine etwaige Debatte über diese Punkte schnitt er dadurch ab, daß er mit den Worten schloß: „Das sage ich Dir, Junge, daß so etwas nicht wieder vorkommt!"

Nachdem er so seiner Pflicht als Vater und Geistlicher genügt, trat der alte Göttinger in sein Recht und er fragte den Sohn, ob und unter welchen Bedingungen dieser geneigt sei, sich zu versöhnen. Wilhelm dachte eine Weile nach und sagte dann, er verlange von Fuchsberg die Erklärung, daß er Dornblatt nicht habe schlagen wollen. Dann sei er seinerseits bereit, sein Einschreiten als ein voreiliges und bedauernswerthes zu bezeichnen. Damit war der alte Herr zufrieden und meinte, das müsse sich doch wol durchsetzen lassen. Dann reichte er dem Sohne die Hand und ging zu Fuchsberg. Unterwegs dachte er eifrig darüber nach, wer dem Wilhelm die freisinnigen Ideen und den Adelshaß in den Kopf gesetzt haben könne. „Winter'sche Nachwirkungen können es nicht sein," meinte er, „solche Eingebungen haften nicht so lange im Wolffschild'schen Blut. Die Wolffschild's sind immer Gottes und des Adels Freunde gewesen. Wer mag da nur dahinter stecken, daß solch' dummes Zeug dem Jungen in den Kopf kommt? Daß irgend ein hypochondrischer, bleichsüchtiger, bebrillter Städter über uns Landleute die Achseln zuckt und unser bäurisches Treiben von seinem Bücherstandpunkt aus gründlich verachtet, das ist natürlich, erklärlich und schadet nichts; aber, wie kommt mein Wilhelm darauf, unsere Nachbarn zu verachten? Er geht auf die Jagd — gleich ihnen, er reitet — trotz ihnen, er fischt und angelt und krebst, wie sie, und später werden ihm seine Düngerhaufen Odeur sein,

wie ihnen. Wie kommt in seinen Kopf dieses hochmüthige Herabsehen, dieser Haß, Leuten gegenüber, die ihm doch durchaus sympathisch sein mußten?“ In des Pastors Seele stieg der Verdacht auf, daß Paul hinter dem allen stecken müsse. So rechtes Herz hatte er für diesen seinen Pflegsohn nie fassen können; dazu war er ihm zu wenig offen, zu still und in sich gekehrt. Obgleich er an ihm nie etwas zu rügen hatte, verspürte er, wenn er mit ihm zusammen war, doch immer die größte Lust, ihn für irgend etwas zu tadeln, wofür, wußte er selbst nicht. Paul that in Allem und Jedem seine Pflicht, aber auch nichts darüber, und das war es, was der Alte vermißte. Nie beging er irgend einen tollen, ausgelassenen Streich, aber man sah ihn auch nie gerührt, oder von mächtigem Gefühl ergriffen. Dazu war sein Auftreten bei aller scheinbaren Bescheidenheit so süffisant und sicher, und zumal wenn Besuch aus der Nachbarschaft da war, hatte sein stolzes, zurückhaltendes Wesen den Alten oft gründlich geärgert. „Das ist's,“ dachte er, „der bringt ihm diese Ansichten bei. Ist auch kein Wunder, der Mutter Blut verleugnet sich nicht!“

Man sieht, der Pastor konnte es in seiner Bluttheorie mit dem bornirtesten Landjunker, der sich Wunder was zu gut thut auf seinen obscuren Namen, den kein Mensch außerhalb seiner Hauptmannschaft kennt, getrost aufnehmen.

Kein Wunder, daß er ein geschworener Feind jeder Mesaliance war und es am liebsten gesehen hätte, wenn man die Bewohner Kurlands in vier Kasten eingetheilt hätte: Adel, Literaten, Bürger und Bauern; mit dem strengsten Heirathsverbot untereinander, denn das muß man dem Alten lassen, er hätte die Tochter des ältesten Reichsgrafen gerade so ungern als Schwiegertochter begrüßt, wie die Tochter des Schmieds.

„Will der Sache schon auf den Grund kommen,“ dachte er, „wird sich schon eine Gelegenheit finden, jetzt in den Ferien. Ist's so, wie ich glaube — nun, verstoßen will ich ihn deßhalb nicht, aber mit Wilhelm zusammenbleiben darf er auch nicht!“

Mit diesen tröstlichen Gedanken trat er bei seinem Freunde Fuchsberg ein.

Am Nachmittage aber, als die Junisonne, die schon so viel Lustiges und Spaßhaftes gesehen, in den Flussauer Schloßgarten schien, beleuchtete

sie folgende Scene: Auf einem der runden Grantplätze, unter dem Kastanienbaume in der Mitte, standen ein Paar alte Herren und stritten gar eifrig mit einander. Trotz der bartlosen offenen Züge, der hohen Halsbinde mit dem altmodischen Hemdekragen und dem unmodernen Rock des Einen, dem mächtigen Schnauz- und Backenbart, dem verwitterten Gesicht mit den zahllosen Hautfältchen um's Auge und der nachlässig modischen Tracht des Anderen, war die Geistesverwandtschaft zwischen den Beiden nicht zu verkennen. Der hohe schlanke Wuchs, die laute, breite Sprache, die den Accent so weit zurück zog, als es irgend ging und jeden Vokal halb in einen Diphthong aussprach, die derben treuherzigen Worte, die von der Jagd, dem Acker und dem Viehstall entlehnten Bilder und Vergleiche — das waren ein Paar Kurländer von gutem altem Schlage. Sie gestikulirten lebhaft mit den Händen, und da die Sonne sich gen Abend neigte, gestikulirten ihre Riesenbilder im Schatten ihnen nach und das sah lustig genug aus.

Auf der einen Bank saß Wilhelm und auf der anderen, ihm gerade gegenüber, saß Friedrich Fuchsberg. Wilhelm hatte nun doch die Freude gehabt, die Waldverbeugung anzubringen, sein Gegner hatte sie auch so prächtig kalt-höflich erwiedert, und nun saßen Beide da und harrten des Ausgangs. Unser Held kam sich recht wichtig vor; die schöne Junisonne von 18** beleuchtete einen schönen Tag. So konnte er leben bleiben in allen Ehren und an Mathilde denken und von ihr träumen. Mathilde! sein Herz lachte so frisch und fröhlich, aber sein Gesicht blieb ernst und kalt, der Würde des Augenblicks angemessen.

„Höre, Reinhard, das kannst Du durchaus nicht von Friedrich verlangen," rief der von Fuchsberg, „es ist doch nur recht und billig, wenn Dein Wilhelm seine Erklärung zuerst abgiebt, denu im Grunde ist er es doch, der zuerst beleidigt hat."

„Durchaus nicht, Rossel, durchaus nicht. Das kann mein Sohn nun und nimmermehr. Eben weil er voraussetzte, daß Dein Friedrich zuschlagen wollte, trat er ja ein, und nur wenn er erfährt, daß er sich darin geirrt, kann er sein Verfahren zurücknehmen."

Der von Fuchsberg maß den Freund mit einem langen Blick, halb ernst, halb launig.

Schade, Reinhard, daß Du ein Pastor geworden. Wir hätten die Sache sonst selber ausmachen können, für unsere Jungen!"

„Thut mir auch leid," war die Antwort, „der Umstand läßt sich halt aber nicht mehr ändern. Gieb also nach; ich würde Dir nicht zureden, wenn ich glaubte, daß Du Deinem Jungen dadurch etwas vergäbest."

„Nun meinetwegen!"

Die Söhne wurden nun gerufen und die Ceremonie ging in aller Form vor sich. Als die gegenseitigen Erklärungen abgegeben worden, wobei sich der junge Fuchsberg ruhig und sicher benahm, stieg die alte Kinderliebe wieder auf in Wilhelm's Brust und wenig fehlte, so wäre er dem alten Spielkameraden um den Hals gefallen; aber pfui, wie unmännlich und undemokratisch wäre das gewesen! Nein, lieber eine kurze, kalte Verbeugung!

Die Alten mochten es anders erwartet haben; so Etwas wie Enttäuschung flog über ihre Gesichter. „Andere Zeiten, andere Sitten," murmelte der alte Fuchsberg, als die Freunde sich trennten, „uns aber sollen sie nicht auseinander reißen, Reinhard!"

„Gewiß nicht," sagte der Pastor und drückte dem Freunde herzlich die Hand. „Wir wollen festhalten am alten Göttinger Wahlspruch: „Alt-Kurland nun und allezeit!"

Am Mutterherzen.

Ferien — welche Fülle von Jugendglück schließt es ein dieses Wort! Noch ist die Arbeit uns nicht Lebensberuf, noch gilt es nicht Etwas zu schaffen in der kurzen Spanne Zeit, da es Tag ist, daß wir befriedigt zurücksehen können auf das Geleistete, wenn es Abend werden will und der himmlische Vater uns heimruft zur ewigen Ruhestatt. Langweilig ist sie diese Vorbereitung auf des Lebens Schule; auch der interessanteste Lehrer vermag nur mit Mühe unseren Geist, der sich der Wissenschaft entgegensehnt, wie die Braut dem Bräutigam, unsere Phantasie, die die Welt durchfliegt, nach Schätzen suchend, wie die gierige Hand des Geizhalses nach Gold, festzuhalten im Bock der Grammatik und den Ketten algebraischer Formeln. Die Jugend, das Leben fordern stürmisch ihr Recht, jubelnd geht es hinaus, nach Hause. Glücklich ist Der den die zahlreiche Geschwisterschaar vor der Freitreppe mit Jubel begrüßt, glücklich ist Der, den die Eltern mit warmem Kuß und herzlichem Handschlag willkommen heißen im väterlichen, stattlichen Hause, aber auch Der ist glücklich, den zu Hause ein einsames Mütterchen erwartet, welches das ganze Semester von der Hoffnung auf die Ferien gelebt und das bald wieder ein ganzes Semester hoffen wird in harrender Sorge. Kein stampfendes Reitpferd, keine fröhliche Strandzeit, kein kostbares, längst erwünschtes Buch kann es dem Sohne bieten, das Mütterlein, aber was es kann, das hat es für den Erwarteten gethan. Sauber und weiß wie Schnee sind die Gardinen am Fenster, die schönsten Rosen duften dem Eintretenden entgegen, kein Stäubchen haftet an Hausgeräth und Diele. — Ein Dutzend Strümpfe, umbunden mit einem blauen Bändchen (blau ist seine Lieblingsfarbe) bilden auch eine Bescheerung und sie weiß im Voraus, die Mutter, was für einen prächtigen Kuß sie dafür bekommt, obgleich der Sohn die Strümpfe nicht eben nöthig hat, denn er besitzt deren so viele, daß eine Compagnie Grenadiere damit einen Feldzug durchmachen könnte; das ist ja das Einzige, was sie selbst ihm

geben kann, darin giebt es für sie kein Maaß. Ach, wie langsam verstreichen die letzten Tage, ehe er kommt! Es ist wahr, Gretchen liest auch hübsch das Gotteswort, aber mit ihm kann sie sich doch nicht vergleichen. Und dann kommt sie auch immer nur für die Nachmittagsstunden, das liebe Mädchen, er aber bleibt den ganzen Tag.

Und nun ist er endlich da. Der Onkel, der, seit er sicher ist, zur Erziehung des Neffen nichts beitragen zu müssen, mit der gelehrten Carriere des Pflegesohnes sehr zufrieden ist, hat ihn aus langen Umarmungen entlassen; die Schwägerin Preußin hat ihn hinlänglich nach den Neuigkeiten der Stadt ausgefragt, die breitköpfigen kleinen Vetter haben ihn brav auf die Füße getreten und sind dafür von ihm mit ein Paar Dutzend „Sohlen" beschenkt worden und nun ist er mit seinem Mütterlein allein, auf ihrem Zimmer, gehört nur ihr. Wie freut er sich über die Rosen, die ihm nicht weniger schön erscheinen, seit sie ihm erzählt, daß Gretchen sie für ihn gebracht; wie befühlt er mit prüfendem Daum die Strümpfe, die sein Mütterchen ihm gestrickt und behauptet, der Schalk, er habe ohnehin gar keine mehr gehabt. Nun zieht er aus seiner Tasche den Censurzettel; da steht nichts als: „Gut" und „Sehr gut" und „Ausgezeichnet" und sind doch so viele Fächer, daß einem schwindelig wird, wenn man nur daran denkt. Er aber behauptet neckend, das wäre durchaus nicht das beste Zeugniß und ersinnt allerlei unaussprechbare Urtheile, die noch besser sein sollen.

So saßen sie den heißen Nachmittag über beisammen, Paul und seine Mutter. Sie erzählte ihm alle ihre kleinen Erlebnisse, sie erzählte ihm, was sich in Jakobsburg zugetragen, sie erzählte ihm auch, daß Gretchen nach wie vor am Nachmittag bei ihr gewesen und ihr aus der Bibel vorgelesen habe. Sie lobte Gretchen sehr und als sie sah, daß ihm dieses Lob sichtlich wohlthat, spielte sie sogar in scherzhafter Weise darauf an, daß sie mit einer solchen Schwiegertochter herzlich zufrieden wäre. Ihr Scherz that ihr aber gleich wieder leid, als sie sah, daß er den Sohn unangenehm berührte und daß dieses der Fall war, fühlte sie, obgleich er weder ein Wort darüber sagte, noch auch ein Beobachter seinem Gesicht etwas angesehen hätte. Auf Paul's Gesicht war überhaupt schlecht lesen, denn es trug immer denselben kalten Ausdruck eines stark ausgeprägten Selbstbewußtseins und lautete in Worten ausgedrückt: „Zehn Schritt vom Leibe."

Draußen zog grollend ein Gewitter herauf und sie saßen da, zärtlich umfaßt und sahen die Blitze zucken und hörten den Donner rollen. „Du mußt wieder viel gearbeitet haben, Paulchen," sagte die Mutter und strich ihm das schwarze Haar von der hohen breiten Stirn, „Du siehst bleich und angegriffen aus. Kannst Du mir sagen, woran Du jetzt besonders arbeitest? Kann ich das verstehen?"

„Gewiß kannst Du das, Mütterchen! Ich arbeite an einer lateinischen Preisarbeit, in der ich den zweiten Punischen Krieg darstellen soll. Ist meine Arbeit die beste, so bekomme ich dafür eine goldene Medaille. Die dumme Medaille verkaufe ich dann und kaufe meinem Mütterchen dafür einen prächtigen warmen Pelz!"

Er küßte ihr zärtlich die Hand. „Gott behüte!" sagte sie; „das lass' ich durchaus nicht zu, die Medaille mußt Du uothwendig als Erinnerung behalten. Was sollte ich wohl auch mit zwei Pelzen? Der Meinige ist ja so gut wie neu. Erzähle mir lieber was das für ein Krieg war, über den Du schreiben willst, und wer ihn führte!"

„Den Krieg, mein Mütterchen, führten zwei große Städte miteinander; von denen hieß die Eine: Rom und lag in Italien, und die Andere: Karthago und lag in Afrika. Nachdem sie lange miteinander gekämpft, siegten die Römer und verbrannten Karthago!"

„Dann waren wohl die Römer zahlreicher und wohlhabender als die Karthager?"

„Das nicht, aber sie waren einiger und liebten Alle ihre Vaterstadt. Bei ihnen gab es damals keine Stände mehr und keinen Ständehaß, denn die Plebejer waren mit den Patriziern fertig geworden, und es gab nur e i n Recht für Alles, was Römer hieß."

„Wer waren die Patrizier, Paul?"

„Die Patrizier waren Das in Rom, was bei uns die Edelleute und Literaten, und die Plebejer waren, was wir sind — rechtlose, vogelfreie Leute."

„Wie, Paul, „wir"? Du bist doch auch ein Literat?"

„Bei Leibe nicht, Mütterchen! Ich habe mit ihnen so wenig zu thun, als mit den Junkern. Ich bin ein regelrechter, rechtloser Plebejer,

und Mütterchen," — er ließ den umschlingenden Arm der Mutter los, — „es soll nicht meine Schuld sein, wenn wir nicht Alle Theil nehmen an ihren Rechten!"

„Paul," sagte die Mutter und sah sich ängstlich um, „erbarm' Dich, sprich nicht so! Was würde der Pastor sagen, wenn Jemand ihm Deine Worte hinterbrächte!"

„Der wäre von ihnen wohl nicht sehr erbaut, aber das kann an meinen Ansichten nichts ändern. Fürchte übrigens nichts, er fragt mich nicht nach ihnen und ich dränge sie ihm nicht auf. Würde er mich freilich einmal darnach fragen, so sollte er reinen Wein eingeschenkt bekommen, auch auf die Gefahr hin, daß er ihm wie Brechwein mundet."

„Könntest Du so an Deinem Wohlthäter handeln?"

„Ich könnte nicht nur, ich würde und müßte es! Ich bin ihm viel Dank schuldig, glaube auch, daß an seiner servilen Gesinnung mehr sein Amt und die verwünschte Gesellschaft der Edelleute schuld sind, die sich seine Freunde nennen, um ihn als Werkzeug der Unterdrückung zu gebrauchen, als er selbst, aber das kann an meiner Ansicht nichts ändern, die dahin feststeht, daß die ganze deutsche Bevölkerung unseres Landes durch und durch verrottet ist, ein scheinheiliges und scheinliberales Geschlecht, das nichts kennt, als den schmutzigsten Eigennutz, nichts verdient hat, als von den Letten ausgekehrt zu werden mit feurigem Besen."

„Aber Paul, bist Du denn nicht selbst ein Deutscher?"

„Nein, Mütterchen, dank Dir," — er küßte ihr wieder die Hand, „fließt, Gottlob, lettisches Sklavenblut in meinen Adern, und das Bißchen Deutschthum von Vaters Seite wasch' ich ab, indem ich die Seite der Herren verschmähe und mich zum Sklaven schlage."

„Und Du könntest helfen die Wolfschild's aus dem Laude treiben?"

„Ich kann und werde. Erschrick nicht, mein Mütterchen, weil, was ich Dir sage, neu und Deinem Ohr ungewohnt klingt. Aber siehe, das Gewitter ist vorüber und die Sonne lacht wieder. Komm, wollen wir etwas hinaus in's Freie?"

Die Doktorin seufzte schwer. Konnte sie sich auch der Tragweite des Gesprochenen durchaus nicht bewußt werden, so legte sich der Totaleindruck davon doch mit Centnerlast auf ihre eben noch so froh und frei wallende Brust. Aber sie fand keinen Ausdruck für ihre Gefühle, wollte

auch den Sohn nicht reizen und schwieg darum, obgleich eine innere Stimme ihr sagte, daß wenn Jemand bereit war, die Nationalität, die ihn geboren, die Heimath, die ihn genährt, so ohne Weiteres zu wechseln, es bei ihm nicht richtig stehe in Kopf und Herz.

Wäre dieses Gespräch nicht vorhergegangen, wie hätte sie den schönen Spaziergang genossen, die feuchte, vom Gewitter gereinigte Luft, das frische Grün der Bäume, das Plätschern der eisenhaltigen goldigen Quellen, die den alten Schloßberg hinabrinnen! Aber nun war ihr die Freude an Alledem verdorben; sie fürchtete für das Seelenheil des freigeistigen Sohnes, sie fürchtete auch für sein irdisches Wohlergehen, wenn er in Kampf trat mit Allem, was hergebracht war und für Recht und Sitte galt.

„Wie stehst Du Dich mit Wilhelm?“ fragte sie.

„Gut! Ich habe ihn herzlich lieb, wenn ich auch bedauern muß, daß die Natur nicht mehr Granit bei'm Bau seiner Seele verwandt. Er ist zu weich; es wäre durchaus nicht unmöglich, daß sie ihn noch einmal auf ihre Seite herüberzögen, und er ein Herrenprediger würde, wie seine Väter!“

„Denkt er über die Religion wie Du?“

„Ja, durchaus so!“

„Wie will er aber dann Theologie studiren und Prediger werden?“

„Er will's thun, weil er mit den Gedanken daran aufgewachsen ist, es nicht anders weiß. Ich lass' ihn gewähren, weil wir der Kanzeln, die leider noch immer so großen Einfluß auf unser Landvolk haben, zu unseren Zwecken bedürfen!“

Auf dem Rückwege mußten die Doktorin und Paul wieder am Fuße der Ruine vorüber, die, in rothe Purpurgluth getaucht, den Gipfel des Hügels einnahm, die festen Mauern zerfallen, zerfallen der Rempter und die Paradezimmer, zerfallen die Schloßkirche.

„Siehe, Mütterchen,“ hub Paul wieder an, „auf dem Hügel da stand einst eine alte Lettenburg. Ein gutmüthiges, fröhliches und kindisches Volk trieb da sein Wesen. Da kamen die Deutschen, das Schwert in den Händen, das Kreuz auf der Brust, brannten Alles nieder, erschlugen die Männer und machten die Weiber und Kinder zu Sklaven. Sie selbst erbauten ein neues Schloß auf den Trümmern des alten, größer und fester, aus hartem Stein. Und nun ist auch das zerfallen und statt

der räuberischen Ritter hausen die Uhu's d'rin und statt auf Menschen ist's nur auf Mäuse abgesehen. Die Zeit ist nicht mehr fern, wo die Herrschaft der Deutschen sein wird wie ihr Symbol, dieses Schloß!"

Sie kehrten langsam nach Hause zurück und nahmen nun Theil an der Geselligkeit des Laßmann'schen Familienzimmers.

Die Unterhaltung war angeregt, wie gewöhnlich, aber nicht eben besonders interessant; sie bewegte sich wesentlich um die Verwandtschaftsgrade, in denen einige benachbarte Gutsbesitzer zu einander standen, das Lieblingsthema der Madame Laßmann, die jeden zwischen Griwa und Polangen lebenden Menschen nicht nur dem Namen nach und den Eltern und Großeltern nach kannte, sondern von den Meisten auch noch irgend ein skandalöses Geschichtchen, ein anstößiges Detail aus dem Privatleben mitzutheilen wußte. Dabei pflegte sie die von ihr gemeinten Personen auf gut kurisch durch allerlei bezeichnende Zusätze von ihren Namensvettern zu unterscheiden und fing in der Regel etwa so an: „Der Schwarzenberg, d. h. derselbe, der damals vom Müller X. die Ohrfeige bekommen haben soll, nicht der, dem die Frau davongelaufen sein soll ꝛc.;" — oder sie sagte: „Der Rothenberg, dessen Tochter den Hauslehrer F. geheirathet haben soll, nicht der, der wegen der Marktrichtergeschichte soll haben sitzen müssen u. s. w.!" — War's ein Studirter, so hieß es statt dessen: „Herr Schulz, nicht der Arzt, der bei der Rekrutirung Geld nehmen soll, sondern der Advokat, der die schmutzigen Sachen annehmen soll u. s. w."

Wenn alle diese Geschichten wahr gewesen wären und an Stelle des „soll" immer ein „ist" hätte stehen dürfen, so wäre Kurland durchaus eine Kolonie undeportirter Verbrecher gewesen und Otto Rutenberg hätte Recht gehabt, nicht nur für die Väter, sondern auch für die Enkel.

Paul hörte, obgleich er alle diese Geschichten längst kannte, doch aufmerksam zu; das war Wasser auf seine Mühle.

Nachher kam noch der Postmeister; man setzte sich beim hellsten Mondscheine in die Jasminlaube im Garten und lauschte seinen Witzen, bis er, beifalltrunken, schließlich sogar zu reimen anfing und Mond, Bierflasche und Madame Laßmann abwechselnd in Knittelversen besang. Diesen Augenblick benutzte Paul, dem der Postmeister in den Tod zuwider war, um unbemerkt zu entschlüpfen und auf sein Zimmer zu eilen. Als er sich ausgekleidet, kam noch die Mutter mit Licht und Bibel hinein, stellte

das Licht auf das Betttischchen, setzte sich selbst auf den Rand seines Bettes und bat ihn vorzulesen. Er that es. Es war die Stelle von der Obrigkeit, die ihr Schwert nicht umsonst trägt, der wir gehorsam sein sollen. Er merkte die Absicht und lächelte. Als er ausgelesen, hielt sie den Kopf lange gesenkt und ihre Lippen bewegten sich zum Vaterunser. Endlich ließ sie die gefalteten Hände los, stand auf, beugte sich über ihn und küßte ihn lange und heiß. Dann nahm sie das Licht und die Bibel und ging zur Thür. Die Hand auf der Thürklinke, blieb sie noch stehen, und wandte sich um, als wollte sie etwas sagen, aber sie unterdrückte es nnd ging schweigend hinaus.

Als Paul allein war hatte er das lebhafte Gefühl, daß er heute nicht gethan was er sollte, daß er Worte gesprochen, die er hätte sollen für sich behalten oder wohl gar nicht denken, daß er seinem Mütterchen bitter wehe gethan. Vergebens suchte er diese Stimme in sich zu betäuben, indem er sich vorstellte, wie er als Mann nicht anders gekonnt, wie eben zwischen Mutter und Sohn unbedingte Offenheit herrschen müsse, er sie ja nur zur Theilnehmerin der wohlmeinendsten Absichten gemacht; vergebens sagte er sich, daß es nur Vorurtheil sei und Mangel an Bildung, wenn sie so fest hing am Bestehenden, daß es nur die weniger begabte, des Gedankens überhaupt unfähigere Natur der Frau sei, die sie so religiös mache; um das peinigende Gefühl der Reue los zu werden, versuchte er es sogar sich in Zorn gegen sie hineinzureden, daß sie so stumpf sei, so gar kein Rachegefühl im Busen hege gegen die Unterdrücker ihrer Vorfahren, gegen die Leute, die sie selbst allein stehen lassen, ohne sie in ihre Gesellschaft zu ziehen. Es half Alles nichts. War das der Dank für seiner Mutter grenzenlose Liebe, daß er ihr Alles, was sie achtete, als verächtlich, was sie liebte, als lächerlich, was sie verehrte, als kindisch hinstellte, daß er alle die Hoffnungen, die dies einfache, beschränkte, ihm so ganz ergebene Gemüth hegte, so roh, so schonungslos zertrat? Seine Grundsätze konnte er nicht aufgeben, von seinen Ansichten nicht lassen um ihretwillen, das ging unmöglich, aber konnte, sollte er sie vor ihr nicht wenigstens verbergen so lange es ging? Er nahm sich vor, künftig rücksichtsvoller zu sein. Aber auch das brachte ihm keine Ruhe. Was half es ihrem wunden Herzen jetzt, daß er künftig mit mehr Schonung verfahren wollte? „Das fehlt noch," rief er aufspringend, „daß ich das einzige Herz, das

mich noch liebt, auch von mir stoße!" — Er kleidete sich rasch an und schlich auf Strümpfen in's Zimmer der Mutter. An der Schwelle blieb er stehen und horchte. Er hörte sie schwer athmen. Als er an ihr Bett trat und ihre Arme ihn umschlangen, da sah er, daß sie bitterlich weinte.

„Mein liebstes bestes Mütterchen," flüsterte er leidenschaftlich, „warum weinst Du? Ich habe ja nur gescherzt heute, habe nur so gesprochen, um zu sehen was Du sagen würdest, wenn ich so dächte wie manche junge Leute jetzt denken. Ich theile durchaus nicht ihre Ansichten; höre nur auf zu weinen, ich versichere Dich, es war nur ein Scherz, ein dummer roher Scherz."

„Nein Paulchen," sagte die Mutter, indem sie sich mit dem Rücken der Hand die Thränen aus den Augen wischte; „warum sprichst Du die Unwahrheit? Dadurch kannst Du mich nicht trösten. Ach Paulchen, daß Du so denkst ist einzig meine Schuld. Ich bin lässig gewesen im Gebet für Dich, da hat der Teufel Raum gewonnen in Deinem Herzen. Ach Gott, lieber Gott! hilf Du mir, Du hast gesagt, daß wenn wir Glauben haben, als ein Senfkorn, wir Berge versetzen können. Herr, hilf Du mir in meiner Schwachheit, lehre Du mich glauben, Du mich beten!"

Paul war nicht weniger rathlos, als die Mutter. „Mütterchen," flüsterte er endlich, indem er mit beiden Händen die Rechte der Schluchzenden faßte, „Mütterchen, Du hast Recht, es war unerlaubt Dich belügen, Dich täuschen zu wollen; ich denke wirklich so, wie ich sprach, ich halte für gut was Dir so sündhaft erscheint, ich glaube, daß von Gott ist, was Du für Teufelswerk hälst. Rasch kann ich das natürlich nicht ändern, aber Mütterchen — hörst Du mich auch?"

„Ja, ich höre, sprich nur weiter."

„Aber was ich kann will ich Dir versprechen. Ich will Dir versprechen, täglich ein Kapitel aus der Bibel zu lesen am Morgen und Abend und bei'm Schlafengehen wieder mein Vaterunser zu sprechen. Bist Du damit zufrieden?

„Sehr Paulchen, sehr! Ach, wie danke ich Dir! Wenn man nur betet, so ist noch nicht Alles verloren. Siehe, ich bin eine arme einfältige Frau, aber ich versichere es Dir aus tiefstem Herzen, ich schwöre es Dir mit tausend Eiden: Es ist in keinem Anderen Heil, denn

allein in Jesu Christo!“ Glaubst Du erst wieder an Ihn, dann wirst Du auch wieder Kurland lieben und die Deutschen und wirst nicht weggehen wollen, sondern bleiben im Lande, da Gott Deinen Vater geboren werden ließ und Deinen in Gott ruhenden Großvater, der Schmied war in Lievenbehrsen.“

Paul antwortete nichts; er küßte der Mutter Hand und warf sich wieder vor ihrem Bette auf die Kniee und gelobte heilig mit feierlichem Schwur: daß er lieber mit der Mutter gehen wolle, als gegen sie, sofern seine innerste Ueberzeugung es ihm anders irgend erlaube.

Kapitel, worin der Pastor seinen Freund besucht.

Der Pastor war, seit er aus der Stadt zurückgekehrt, nicht recht bei Laune und auch Wilhelm's Ankunft schien darin nichts ändern zu wollen. Er erzählte und lachte ungewöhnlich wenig, woraus Frau und Kinder den richtigen Schluß zogen, daß er über irgend etwas sehr eifrig nachdachte. Der Inhalt dieses Nachdenkens aber war nichts Anderes, als die ihm so äußerst widerwärtigen demokratischen Ansichten des Sohnes und ihre Ursache, welche letztere er wesentlich in dem steten, brüderlichen Verkehr Wilhelm's mit dem Pflegesohn fand. Darüber hätte er gern Gewißheit gehabt und konnte nun kein Mittel finden zu ihr zu gelangen, denn Paul wich allen solchen Gesprächen mit großer Gewandtheit aus, schwieg entweder oder ging mit „man sagt,“ „man behauptet,“ „man nimmt an“ dem kitzlichen Thema aus dem Wege, und Wilhelm war natürlich zu edel, den Freund zu kompromittiren, auch wollte es sich nicht recht schicken, daß der Vater den Sohn über dessen Freund aushorchte. Schließlich beschloß der Pastor zu verfahren, wie er gewöhnlich in kitzlichen Fällen verfuhr, nämlich zu Langerwald hinüberzufahren und

ihn um Rath zu fragen. Der war nicht nur über die Maßen klug und pfiffig, sondern auch ein hinreichend rücksichtsloser Mann, um, ohne sich dadurch irre machen zu lassen, daß die Befolgung seines Rathes bei Diesem anstieß und Jenem wehe that, die rechten Wege zu weisen.

Der Pastor ließ also anspannen und fuhr hinüber zum Freunde. Götzenhof war dafür bekannt unter den Gütern des Landes das zu sein, was sein Herr unter dessen Landwirthen war, nämlich der ersten einer. Alles sah aus, als wäre es erst gestern fertig geworden, als des gewandtesten und eitelsten Gesellen schmuckes Meisterstück. Und Alles sah stolz und selbstbewußt darin aus, als ob es wüßte, daß es nicht da war, weil es Vettern hatte in England oder Belgien oder Deutschland, sondern weil es nothwendig war und brauchbar.

Vor der Freitreppe traf der Pastor mit dem Herrn des Gutes zusammen, der, von einem Ausritt zurückkehrend, eben von seinem Falben stieg. Wer nicht wußte, daß dieses der reiche Götzenhöf'sche Langerwald war, der hätte es ihm nicht angesehen, denn der Baron hatte seine von manchem Ritt abgeriebenen Lederhosen in ein Paar plumpe Schmierstiefeln gesteckt, seinen Oberkörper in eine grobe Wandjacke und den Kopf mit einem uralten grünen Kalabreser bedeckt, der voller Löcher war, denn er hatte mehr als einmal, als Ziel in die Höhe geworfen, einen tüchtigen Schrotschuß aushalten müssen. Dazu war des Barons rother Bart voll Staub und der ganze Mann sah mit dem langen Kantschuk in der Hand einem Wegelagerer nicht unähnlich.

„Gott straf' mich," rief er dem Pastor entgegen, „Reinhard, alter Junge! Bist Du toll, bei so heißem Wetter auszufahren? Wo ist denn Dein Nachtsack?" fragte er, als der Pastor ausgestiegen und sie sich die Hände geschüttelt und drei Mal geküßt, erst rechts, dann links, dann wieder rechts. Sie küßten sich aber immer bei'm Wiedersehen, einmal, weil sie es so gewohnt waren, dann aber auch, weil sie das für eine gute kurische Sitte hielten.

„Den hab' ich zu Hause gelassen!"

„Kehr' um," rief der von Langerwald dem Kutscher zu, „und fahr' wieder nach Hause; bitt' die gnädige Frau um den Nachtsack und dann komm' wieder. Verstanden?"

„Nein, laß das, Reinecke, ein andermal. Heute kann ich nicht bleiben!"

„Wieder was Neues! Warum kannst Du denn nicht bleiben? Heute ist Montag, folglich hast Du bis zum Sonnabend noch reichlich Zeit, und wenn die Livländer sagen: „Ein Gast wird nicht älter als drei Tage," so gilt in Kurland das Sprüchwort: „Ein Gast kommt acht Tage alt zur Welt!" Fahr' zu Kutscher."

„Ei so laß' doch!"

„Fahr' zu!"

Der Kutscher, der den Ausgang der Verhandlung richtig voraussah (er war des Weges schon zwanzig Jahre mit dem Pastor gefahren und hatte Erfahrung darin), drehte den Wagen um, klatschte mit der Peitsche und fuhr davon.

Die Beiden sahen ihm schmunzelnd nach.

„Solltest doch Deine Pferde nicht so unnütz strapaziren, Reinhard, und das Ding immer gleich mitbringen. Ohne Nachthemd kannst Du doch die Woche nicht zubringen, und meine passen Dir nicht."

„Oho," lachte der Pastor. „Zum Schurz wären sie mir zu klein."

„Ja, wer läßt Dich auch so groß werden; freilich, geht's mal schlimm, kannst Du Dich für Geld sehen lassen."

„Ja, wenn Du Dich entschließt mir auf den Rücken zu klettern, könnten wir uns auf den Jahrmärkten sehen lassen. Es wäre den Leuten ein lustiger Anblick!"

„Gott straf' mich! Du bist aber nicht gerade höflicher geworden. Giebt's sonst was Neues?"

„Weiß nicht was Dir neu ist, aber weißt Du, daß der Georgenhöf'sche gebissen ist?"

„Nein! Vom tollen Hunde?"

„Das nicht; — vom Floh."

Die Beiden lachten so herzlich, als wären sie den sechszehner Jahren näher als den sechszigern.

„Nun komm' herein, Alterchen, wollen ein Glas Rheinwein trinken."

Im Zimmer des Barons warfen sich Beide auf's Sopha, der Baron schellte und als der Diener erschien, fragte er: „Wie ist's Reinhard, roth oder weiß?"

„Ich halt's mit weiß, weiß ist die Farbe der Unschuld."

„Rüdesheimer," befahl der Baron, zog mit dem Fuß einen Stuhl heran, legte die Beine darauf und schob seinen Arm in den des Pastors. „Gott straf' mich, es ist heiß!"

Der Wein wurde gebracht und glänzte hell in den großen grünen Pokalen.

„Woll'n anstoßen," sagte der Pastor und hob sein Glas in die Höhe. „Auf Luther den Alten!"

„Soll leben! ich geb's auf den Kaiser zurück."

„Soll leben! Kurland stets bei Luther steht!"

„Semgallen stets mit Kurland geht."

Sie setzten die Gläser an und leerten sie auf einen Zug und schenkten die zweite Flasche ein.

Sie schwiegen eine Zeit lang und sahen in ihre Gläser.

„Weißt Du, Reinhard, dem Haberburg'schen, dem hab' ich neulich einen rechten Tort angethan. Der Kerl ist fuchswild!"

„Was hast Du denn gemacht?"

„Du weißt doch, der Bursche hat neulich in Aderburg auf den Busch geklopft wegen der Alice und ist abgewiesen worden. Schick' ich ihm vorgestern den Wagenbauer Mayer. „Herr Baron," sagt dieser, „der Götzenhöf'sche Herr schickt mich her, Sie sollen einen Wagen nöthig haben!" — „Nein," sagt er, „ich brauche keinen Wagen. Wie kommt er darauf?" — Sagt der Mayer in aller Unschuld: „Der Götzenhöfsche Herr Baron sagt, falls Sie sich nicht entsinnen könnten, sollte ich Sie erinnern. Es soll der Wagen sein, wozu Sie sich in Aderburg den Korb geholt haben."

Die beiden Männer lachten still vor sich hin.

„Hat ihn wohl herausgefeuert, der Mann?"

„Hat ihn."

„Hast Du sonst noch wen unter den Fingern gehabt?"

„Den Jammerhöf'schen so'n Bischen. Bittet mich der dumme Racker, ich soll ihm einen Koch empfehlen. Als ob bei dem Geizhals was zu kochen wäre. Ich schickte ihm also einen Drechsler zu und als er sich darüber wunderte, sagte ich ihm, in seiner Küche würde doch nur in Knochen gearbeitet. — Apropos, neulich, auf der Convokation bittet er mich, ihn in meinem Wagen mitzunehmen. Wir fahren am Abend

bei Mondschein fort. „Du," sag' ich, „ob es da wirklich Menschen giebt im Monde?"

„Ja," sagt er, „der Grothus soll sie ja durch's Teleskop gesehen haben."

„Hat er auch Soldaten gesehen?" frag' ich.

„Wenn da Menschen sind, wird's dort doch wohl auch Soldaten geben," sagt er.

„Ja, wo mögen die aber bleiben, sag' ich, wenn Neumond ist?"

„Wahrscheinlich beziehen sie dann das Lager."

Der Pastor ließ ein homerisches Gelächter erschallen.

„Hast Du mit dem Stolzenberg'schen nichts Neues gehabt?"

Der Baron lachte. „Höre," sagt er, „gestern reit' ich nach Katharinenhof; da muß ich durch die Stolzenberg'sche Lanke und sehe, wie er mir entgegenreitet. Ich setz' also meinem Gaul die Sporen ein und jag' an ihm vorüber im Carriere. Nun ist der Kerl neugierig wie eine Nachtigall, schreit mir also nach aus voller Kehle: „Herr Baron, Herr Baron!"

„Ich parir mein Pferd und erwart' ihn."

„Was giebts Neues?" fragt er, „wo?"

„Alle Kammerherren sind zu Hofnarren ernannt," ruf' ich ihm zu und jag' weiter. Hättest das dumme Gesicht vom Herrn Kammerherrn sehen sollen!"

„Wo doch die Lust am Necken herrühren mag," sagte der Pastor, „die uns Kurländern so tief im Blut liegt!"

„Wird wohl mit dem Frohsinn im Allgemeinen zusammenhängen. Nimmt auch ab, die Lust daran. Wird Alles immer schlechter in der Welt; freue mich aufrichtig, daß ich kein Knabe mehr bin. Möcht' in der neuen Zeit nicht so alt werden, wie ich geworden, zum Theil wenigstens noch in der guten alten!"

„Du hast Recht, und weißt Du, ich bin heut' auch zu Dir gekommen wegen der neuen Zeit."

„Was giebts? Hast Du mit dem Confusorium (so nannte der Baron das Consistorium) Streit bekommen? Hab's lange gehofft, hab's nicht begreifen können, daß es nicht schon lange geschehen!"

„Nein, mit dem hab' ich nichts zu thun gehabt!"

„Was tausend! Hast Du denn eine Sache im Oberhofgericht? Dann gieb sie verloren! Gott straf' mich, dann kann Dir der Kaiser selbst nicht helfen, dann ist Alles verloren!"

Der Baron sprang auf und lief heftig auf und ab. „Willst Du ein Beispiel," rief er, „ein recht eklatantes Beispiel? War je eine Sache gerecht, so war es meine Klage gegen den — den Mörder meines Sultans. In meinem Hofe hatte er mich überfallen, wie ein Räuber, mir das Thier niedergeschossen. Nun, Du weißt, wie sanftmüthig ich mich benommen, Dir hab' ich mein Wort gegeben und es gehalten, ihn nicht zu fordern, mir mein Recht nicht selbst zu suchen, es vom Gericht zu erwarten. Hätte das nicht eine Belohnung verdient? Hätten sie ihn nicht verurtheilen sollen zu einem Halbjahr schwarze Kammer wenigstens? Und statt dessen weisen sie meine Klage völlig ab, nehmen sie zum zweiten Mal gar nicht an. Also Jedermann soll das Recht haben im Lande umherzureiten und zu morden, nur ich nicht. Ich soll ruhig zusehen, wie sie mir die Meinigen vor der Nase todtschießen, in meinem eigenen Hof, auf meinem Grund und Boden, erst meine Hunde, dann meine Frau, meine Kinder zuletzt. Ich soll ruhig zusehen und unterdeß klagen und klagen und mich allemal abweisen lassen. Gott straf' mich, wenn sie in Petersburg auch so denken, wenn der Senat diese Mordtheorie billigt, Reinhard, ich sage Dir, Gott straf' mich, ich weiß nicht was ich thu. Ich laß mich nicht mißhandeln, ich laß mich nicht todtschießen mit dem Revolver."

Der Baron war im größten Zorn und lief hastig im Zimmer auf und ab.

„Hör' einmal, Reinecke," sagte der Pastor, „laß ein vernünftig Wort mit Dir reden. Ich gebe Dir zu, daß der Rossel Unrecht hatte, aber vergiß nicht, daß er auch ein heftiger Mann ist —"

„Gott straf' mich, was geht mich seine Heftigkeit an? Ich bin auch heftig. Darf ich morden, weil ich heftig bin? Kannst Du als Prediger mir zureden zu morden, weil ich heftig bin?"

„Nein, aber sieh', er hat doch auch nachgegeben, reitet nicht mehr durch Deinen Hof."

„Weil er weiß, daß falls er ihn betreten würde, ich ihn massakrirte," schrie der Baron im höchsten Zorn, „weil ich ihn erwürgen

würde mit meines Sultans Fell und aufhängen an der Scheunenthür anderen Raubvögeln zum Exempel. Du bist sonst immer mein Freund gewesen und ich danke Dir dafür, aber in dieser Sache hast Du an mir gehandelt wie mein Feind. Erst hast Du mir das Wort abgenommen, daß ich ihn nicht prügele, dann daß ich ihn nicht fordere, dann, daß ich ihn nicht einmal einen groben Brief schreibe, und jetzt willst Du noch gar, ich soll ihn dafür um Verzeihung bitten, daß er mir meinen Hund erschossen!"

„Nein, das will ich durchaus nicht von Dir. Der Rossel hat Schuld, der Rossel soll Dich um Verzeihung bitten, und es ist Recht, daß Du darauf bestehst, denn eine Mannsperson ist kein Frauenzimmer und soll sich nichts vergeben. Aber in Deinem Herzen solltest Du nicht so böse sein auf den alten Freund. Das fordere ich von Dir und das kann ich fordern. Weil der Rossel Unrecht gethan, darfst Du ihm nicht Gleiches mit Gleichem vergelten. Ist schon schlimm genug für ihn, daß er jetzt Deines Rathes entbehren muß, wo er die Erndte einheimst, die alle seine Neuerungen getragen, oder vielmehr nicht getragen; wo er in Verlegenheit steckt bis über die Ohren."

„Steht's denn so schlimm mit ihm?"

„Schlimmer als schlimm! Nach meiner Berechnung ist er dem Bankerott nahe auf Schußweite!"

„Höre, Reinhard," sagte der Baron, indem er sich setzte und seine Hand auf des Pastors Bein legte: „Sage selbst, hat er mich nicht bitter gekränkt? Muß ich nicht Genugthuung verlangen und habe ich irgend welche erhalten? Wenn er sich wirklich im Unrecht fühlt, und das muß er doch, warum reitet er nicht zu mir herüber und sagt: „Verzeih', Reinecke, bist auch oft genug unnütz heftig gewesen?" Das ist's eben: so unbegreiflich es mir ist, er will nicht einsehen, daß er Unrecht hat."

„Vergiß aber Eines nicht: seine Verhältnisse gehen täglich mehr zurück; da ist's kein Wunder, daß er stolzer ist und mehr auf sich hält, als früher. Du solltest das Klagen aufgeben, das ihn nur noch mehr verstockt, und das Uebrige seinem guten Herzen und mir überlassen. Wir Beide wollen ihn dann schon dazu bringen, daß Du alle Satisfaktion bekommst."

Davon wollte nun aber der Baron nichts wissen; eine so prächtige Gelegenheit zu klagen und Appellationen über Appellationen einzureichen

konnte er unmöglich aus den Händen geben; um also das dringende Bitten des Freundes loszuwerden, fragte er, was es denn sei, wodurch die neue Zeit den Pastor neuerdings verletzt.

„Siehst Du," sagte der Pastor und nahm einen tiefen Zug, „das ist ein kitzlicher Fall. Du wirst Dich noch erinnern, daß ich einen Hundsfott von Lehrer hatte, den ich wegjagte, weil er im Kruge Rossel's Leute aufgehetzt. Nun, der Iltis ist weg, aber der Assafötidageruch ist leider geblieben. Mein Junge, der Wilhelm, hat den Kopf voll verrückter Ideen, spielt den Adelsfeind und Freigeist und spottet über das Land. Natürlich kommt das in meiner Gegenwart nur sehr schüchtern zum Vorschein, aber die Mutter erzählt mir, daß er, wenn er mit meinen Frauenzimmern allein ist, raisonniren soll wie Robert Blum. Nun, siehst Du, mein Wilhelm ist einmal ein viel zu guter offener Junge und hat außerdem zu gutes Pastorenblut in den Adern, um das Zeug, wenn er's auch mal gehört hat, lange mit sich herumzutragen. Da muß also Jemand sein, der immer wieder nachheizt. Nun habe ich den Verdacht, daß diese schürende Hand Niemand Anderem angehört, als meinem Pflegesohn, dem Paul Schwarz. Der Junge ist mir so unheimlich verschlossen, dazu gar nicht wie ein junger Mensch. Nun ist aber der Bengel glatt wie ein Aal, aus ihm ist nichts herauszubringen, und den Wilhelm mag ich über ihn nicht ausfragen."

„Gott straf' mich, warum jagst Du denn aber den Jungen nicht aus dem Hause?"

„Dazu mag ich mich nicht entschließen. Er ist einer kreuzbraven Wittwe einzig Kind und völlig mittellos. Nun ist der Junge durch mich aus jedem anderen Berufe gerissen, und wenn ich meine Hand von ihm abziehe, kann er nicht studiren. Dazu bin ich meiner Sache noch nicht gewiß. Es wäre denn doch nicht unmöglich, daß alle Beide aus einer dritten unsauberen Quelle schöpfen. Mir macht die Geschichte über die Maßen viel Sorge und Kummer."

„Gott straf' mich! Worüber denn? Doch nicht um Deinen Wilhelm? Der Junge scheint mir zum Demokraten viel zu heißes Blut zu haben. Schick' ihn hinaus nach Berlin und gieb ihm die ersten zwei Jahr einen tüchtigen Wechsel. Er wird dann noch ebensoviel Schulden zumachen und mit seinen Corpsbrüdern ein lustig Leben führen. Duelle, Mädchen und die Kneipe werden ihn dann schon auf andere Gedanken

bringen. Die Burschenschafter und Demokraten waren immer arme, nüchterne und keusche Gesellen. Ein regelrechter Corpsbursch denkt, wenn er einmal in's Leben tritt, mehr an sein Amt, als an den Staat, und hat seine Frau mehr lieb, als die Freiheit. Je mehr der Mensch auf der Uuiversität austobt, um so zahmer wird er nachher. Was aber den Schwarz anbetrifft, so will ich Dir über seine Gesinnungen binnen heute und vierzehn Tagen die bündigste Auskunft ertheilen. Schicke mir nur Deinen Wilhelm herüber, wenn Du zu Hause angelangt. Hast Du mit Deiner Vermuthung Recht, und bist wieder einmal zu sentimental gestimmt den Burschen einfach wegzujagen, nun, so gieb ihm ein anderthalb tausend Rubel und laß ihn nach Petersburg geheu oder Moskau. Damit ist die Hinwegräumung eines solchen Freundes nicht zu theuer erkauft. Also, schick' mir Deinen Jungen! Und jetzt will ich mich ankleiden und dann wollen wir zum Mittagessen."

Er schellte und begann Toilette zu machen. „Du," sagte er, als er die Lederhose abgestreift, und schlug sich mit der flachen Hand auf's entblöste Schienbein. „Die alten Handwerker verstanden es doch besser. Sieh' einmal, diese Hosen hat mir noch mein seliger Alter angezogen und sie halten noch immer!"

„Ja, wenn so'n Schweinsleder gut gegorbeu wird, so hält's merkwürdig lange," war die Antwort.

„Gut gesagt! Hast, wie ich sehe, noch den Mund auf dem rechten Fleck. Aber was das Beste ist, heute Abend holen wir uns den Doktor und machen eine Partie Préférence."

„Wie geht es Deinem Jungchen?" fragte der Pastor.

Der Baron zuckte die Achseln. „Schlecht," antwortete er, „sehr schlecht! Zu helfeu ist ihm nicht und so kann man ihm nur ein baldig Ende wünschen. Aber es fällt Einem schwer, Bruder, dieser Wunsch, sehr schwer!"

Der Pastor legte seinen linken Arm um den Hals des Freundes und drückte mit der freien Hand dessen Rechte: „Muth, Muth, Bruder, es ist noch Keiner so krank gewesen, daß ihm der liebe Gott uicht hätte helfen können, wenn er gewollt."

„Das ist's eben, er will nicht!"

„Das kannst Du noch nicht wissen. Ich selbst habe manches Kind

schon kränker gesehen, als Deinen Emil und kenn's jetzt als großen robusten Mann."

„Laß es sein, Reinhard! Es ziemt einem Manne nicht sich Illusionen zu machen. Ist's mir bestimmt, daß meine Güter, meine Arbeit in fremde Hände kommen, so will ich dem Unvermeidlichen wenigstens muthig in's Gesicht sehen."

„Es muß Dir doch ein Trost sein, daß Du eigentlich nicht sagen kannst, sie kämen in fremde Hände. Mathilde und Felix stehen Dir nahe genug und ich kalkulire so, die Beiden werden noch einmal ein Paar!"

Der Baron schüttelte den Kopf. „Ich glaub's nicht; glaube auch nicht, daß sie für einander passen; sind sich zu ähnlich, die Beiden! — Komm', wollen wir hinüber gehen zum Kleinen!"

Sie gingen Arm in Arm in's Krankenzimmer. Der Knabe, der an der Albuminerie litt, war augenblicklich frei von Schmerzen und spielte in seinem Bettchen mit einem chinesischen Geduldspiel.

„Wie geht es, Emilchen?" fragte der Pastor, indem er den Knaben auf die Stirn küßte und sich auf den Rand des Bettchens setzte.

„Ich danke, ganz gut!" antwortete das Kind, das entsetzlich abgemagert war, und sah ihn mit seinen tiefliegenden schwarzen Augen an. „Haben Sie nicht vielleicht gehört, ob Robert Hadersleben bald zu mir kommen wird?"

„Nein, mein Schatz!" antwortete der Baron schnell für den Pastor. „Hier in der Gegend ist die Rinderpest und da hat sein Vater Furcht vor Ansteckung und ist mit der ganzen Familie in's Bad nach Plönen gegangen. Im Herbst, wenn die Gefahr für Vater und Sohn vorüber ist, werden sie wiederkommen und dann wird Dich der Robert besuchen. Du kannst Dir dann von ihm erklären lassen um was sich die Erde dreht."

„Was ist's damit?" fragte der Pastor.

„Sein Vater gab einmal in der Schule eine hübsche Erklärung darüber. Er meinte, sie drehe sich um eine Deichsel. Vielleicht hat sich das Talent auf den Sohn vererbt."

Die Beiden plauderten eine Zeit lang mit dem Kinde, dann sagte der Baron:

„Sag' einmal, kennst Du vielleicht einen Studiosus Roß?"

„Nein, habe den Namen mein Lebtag nicht gehört. Was ist's mit ihm?"

„Der junge Mann war vorgestern hier, sagte mir, er hätte gehört, daß ich bisweilen Geld leihe und bat mich um siebenhundert Rubel, deren er noch zum Studium bedürfe. Nun, der Junge gefiel mir; hat so eine freie, offene Art; denke aber doch, siebenhundert Rubel findet man nicht auf der Straße. Sage also, um ihn auf die Probe zu stellen, ich könnte ihm nicht mehr geben als zweihundert. „Die kann ich nicht brauchen," sagte er, dankte mir für den guten Willen ihm zu helfen und fuhr fort. Nun wußte ich also, daß er die 700 Rubel wirklich nöthig hatte, schickte ihm also einen Reitknecht nach, ließ ihn bitten zurück zu kommen und gab ihm das Geld. Der Junge hat mir sehr gefallen; er war auch nicht ein Bischen servil in der kitzlichen Lage."

„Das war brav von Dir," sagte der Pastor; „Du erfüllst das Wort: „Der Reiche soll dem Armen helfen" ehrlich, aber etwas erkundigt hätte ich mich doch noch nach dem Grünspecht!"

„Das ist nicht nöthig; man erkennt die Art am Klopfen. Da ist z. B. der Gesellius, weißt Du, der früher Priestershof gepachtet hatte. Es ging dem Mann herzlich schlecht; er hatte Unglück auf Schritt und Tritt und kam zurück bei allem Fleiß. Als die Arrende ablief, war er mit seinem Bischen Hab' und Gut fertig. Da reit' ich hinüber zu dem Mann und frag' ihn was er zu thun gedenkt. „Das weiß Gott allein," sagt er. „Herr Gesellius," sag' ich, „Gott straf' mich, Sie sind ein tüchtiger fleißiger Mann und, so viel ich weiß, auch ein Mann, der das Herz auf dem rechten Fleck hat. Sie werden mir's nicht übel nehmen, daß ich mich als Wildfremder in Ihre Angelegenheiten mische und Ihnen 500 Rubel auf so lange Zeit ohne Procente leihe, als Sie deren bedürfen." — Der Mann spricht kein Wort, wendet sich ab und drückt mir die Hand. „Das ist Vollblut," denk' ich, reit' weg und schicke ihm das Geld. Siehst Du, jetzt ist der Mann Arrendator zweier großer Güter im Oberlande und hat mir mein Geld zurückgezahlt bei Heller und Pfennig und fünf Procente dazu."

„Geschieht aber auch nicht immer!" bemerkte der Pastor.

„Nein; Mancher will's nicht und Mancher kann's nicht! Was thut's? Sind wir Edelleute die Herren im Lande, so ist's auch unsere Pflicht, den ärmeren Landsleuten zu helfen, auch auf die Gefahr hin, dabei eine Einbuße zu erleiden!“

Der Diener bat zu Tisch.

Als der Pastor am Freitag Morgen seinen Kutscher anspannen ließ, wartete er vergeblich auf den Wagen, denn der Götzenhöf'sche hatte in der Stille Contreordre gegeben, und als er sich selbst in den Stall begeben wollte, fand sich's, daß dieser fest verschlossen und der Schlüssel in der Tasche des Barons war, der allen Bitten unzugänglich blieb und erklärte, die Pferde des Pastors erst am Sonnabend Morgen frei geben zu wollen. Nach langem Hin- und Widerreden einigte man sich auf den Freitag Abend und auch das erst, nachdem der Pastor seinen letzten Trumpf ausgespielt und hoch und theuer versichert hatte, er würde anderenfalls sich augenblicklich zu Fuß auf den Weg machen. Das schlug denn endlich durch und so fuhr der Pastor am Freitag Abend nach Hause, wo man ihn übrigens auch gar nicht früher erwartet hatte, da Götzenhof bei allen Freunden seines Besitzers in dem wohlbegründeten Ruf staud, daß man zwar leicht hinein, aber nur schwer wieder heraus komme.

H a s u l !

Wilhelm war auf's Angenehmste überrascht, als der Vater ihn fragte, ob er nicht am folgenden Tage nach Götzenhof hinüber reiten wolle, und es war ein Glück für ihn, daß er in einer dunkeln Jasminlaube saß, als ihm der Vorschlag gemacht wurde, denn das Blut, das ihm dabei in die Wangen stieg, ist in solchen Fällen ein arger Verräther. Als er Abends in sein Zimmer kam und sich aus dem geöffneten Fenster beugte, schien es ihm eine Unmöglichkeit, auch nur einen Augenblick zu schlafen; er ging also leise wieder die Treppe hinab, in den Park. Auch da war's schwül, aber er war ohnehin in einer Stimmung, bei der man trotz regelrechtem Januarfrostes an Hitze leidet; da war ihm denn nicht zu helfen. Neben ihm in den Büschen rauschte es wie das Rauschen i h r e s Kleides; der Sand unter seinen Füßen knirrschte, den hatte ihr leichter Fuß so oft berührt; aus dem dunkeln schwarzen Wasser des Baches tauchte ihr blühendes Bild empor. Er setzte sich auf die Bank unter den drei verwachsenen Eichen; das war ihr Lieblingsplatz gewesen. Er lehnte sich an die mittlere Eiche: an ihr hatte sie oft gelehnt; er ließ die kleinen Blätter, die die Schößlinge getrieben, durch seine Hände gleiten: mit denen hatte sie oft gespielt; er beugte sich hinab an's Wasser und kühlte mit der nassen Hand die glühende Stirn: das Wasser hatte ihren schönen Leib umspielt. Er setzte sich wieder und tastete mit der Hand hin am Stamme, bis er die Stelle fand, da er hineingeschnitten: „Mathilden's Ruh'!“ Es war ganz finster hier unter den Eichen und doch sah er ihr freundlich lächelnd Gesicht; es war ganz still hier im Park und doch hörte er ihr holdes: „Ich danke Dir, lieber Wilhelm, das ist recht hübsch geworden.“ Er lehnte sich wieder an die Eiche und schlug die Augen auf zu den Sternlein, die durch die Zweige der Bäume schienen so hell und klar. Ihm war so andächtig zu Muthe und so rein und so fromm. Er faltete die Hände und wußte es nicht; er sprach ein Gebet und hörte es nicht. Als er ruhiger

geworden, ganz ruhig, da ging er langsam nach Hause durch den Park, eilte leise die Treppe hinauf, kleidete sich rasch und still aus und legte sich zu Bett. Es war, als wolle er den Traum nicht stören, der ihm nahte und nur auf sein Entschlummern wartete, um über ihn alles Glück der Erde auszustreuen: ein Leben voll tüchtigen begeisterten Wirkens an der Seite der geliebtesten Frau.

Wie froh sprang Wilhelm am anderen Tage aus dem Bett und eilte hinunter! Aber ach, ein benachbarter Prediger war eines Geschäfts wegen gekommen und da Wilhelm's Vater schon in aller Frühe zu einem Kranken gefahren war, mußte dieser dem Gast Gesellschaft leisten und es wurde Mittag, ehe er fort konnte.

Ringsum wurde eifrig Heu gemacht und die Hast der Arbeit ließ keinen Gesang aufkommen. Auf den Wiesen, zu beiden Seiten des kleinen, träge dahinfließenden Baches, arbeitete Jung und Alt; die Mädchen in ihren weißen Hemden und bunten Röcken, die Männer ohne Weste, mit vorn auf der Brust zurückgeschlagenem Hemdekragen. Selbst die Kinder, die am Rande des Grabens hockten, griffen sich über die Maßen an und speisten an ihrer sauren Grütze, als ob auch sie eingeheimst werden müsse, bevor das Gewitter heranzog.

„Du, Ingu," sagte ein kleiner blonder Junge, indem er von einem großen Stück Brod ein kleineres abbrach und über seine Schulter weg einen besorgten Blick nach der schwarzen Wolke am Horizonte warf, „was glaubst Du wohl, regnet es manchmal so stark, daß die Ferkel ertrinken?"

„Ja wohl," war die Antwort.

„Aber so, daß die Schweine umkommen?"

„Versteht sich!"

„Aber die Kühe?"

„Auch!"

„Aber die Menschen?"

„Nun, ich glaube nicht, daß mein Vater ertrinken würde, der ist stark!"

Der kleine schwarze Köter aber, der neben dem Bübchen im Grase lag, mußte durchaus am Sonnenstich leiden, wenigstens warf er sich mit ganz unnatürlicher Wuth Wilhelm's Rappen entgegen, bellte wie besessen und drehte sich alle fünf Schritte einmal um sich selbst. Und das trieb er so wohl eine halbe Werst weit.

Gewiß war es übrigens durchaus noch nicht, ob das Wetter überhaupt heraufkommen würde. Kaum ein Viertel der Horizonthöhe nahm der schwarze Berg ein, an dessen Abhang schwefelgelbe Wölkchen trieben, untermischt mit schneeweißen. Hin und wieder fuhr ein greller Blitz daran hin, wie ein vom alten Perkohn geschleuderter Hammer, und dann grollte es herüber wie das Brummen zorniger Bären.

Es waren nicht eben die wohlwollendsten Wünsche, die Wilhelm dem Pastor und künftigen Collegen, der ihn heute so lange aufgehalten, auf den Weg mitgab. Der Rappe seinerseits verfluchte gewiß den Stallpeter, den er im Verdacht hatte, böswilliger Weise den Befehl zum Satteln so lange verschoben zu haben. Beiden war unerträglich heiß, und der in Wolken aufsteigende Staub, der, zu träge, sich lange in der Luft zu erhalten, sich schleunigst auf sie niederließ, trug nicht eben dazu bei, ihre Stimmung zn verbessern.

Endlich war die schützende Mauer des Götzenhöf'scheu Thierparks erreicht, in deren Schatten sie sich in rascherem Tempo zu bewegen wagten, und so erreichten sie bald den Garten und den stillen Weiher in ihm, in den die Silberweiden ihre durstigen Zweige tauchten, und an dessen Oberfläche Heerden gemästeter Karpfen in träger Ruhe die Mittagssonne auf sich wirken ließen. In der äußersten Ecke aber ruhte ein Boot bewegungslos, und auf seinen Bänken saßen Mathilde und Frau von Langerwald in leichten weißen Kleidern und lasen in einem Buche. Der Hufschlag des Pferdes ließ sie aufsehen, und Mathilde, welche wußte, daß er kommen sollte, warf das Buch in's Boot, griff nach den Rudern und war mit zwei Schlägen am Halteplatz.

„Lassen Sie Ihr Pferd los und kommen Sie zu uns," rief sie ihm zu, „hier ist es herrlich kühl!"

Wilhelm hatte diese Aufforderung nicht erst abgewartet, sondern, sobald er das Boot und die Damen erblickt, sein Pferd gehalten, war abgesprungen und stand nun grüßend am Ufer. Als das Boot gelandet, sprang er hinein, ruderte es behende an seinen alten schattigen Platz und bald waren die Drei in das lustigste Geplauder vertieft.

In seinem Zimmer, hingestreckt auf der Couchette, lag unterdeß der Baron und rauchte aus einer langen Stambulke mit kindskopfgroßen Meerschaumkopf und spannelanger Bernsteinspitze. Er hatte den Kopf weit zurückgebeugt und verfolgte mit den Augen die Rauchringe, wie sie sich

in immer weiterer Peripherie bis zur Decke erhoben. Von Zeit zu Zeit hörte er mit dem Rauchen auf, sagte langsam: „Halt's Maul" und rauchte dann wieder weiter. Der Redner, dem diese freundschaftliche Mahnung zu Theil wurde, stand mit dem Rücken gegen einen Schrank gelehnt und schien durchaus nicht geneigt, derselben nachzukommen. Er perorirte vielmehr nach wie vor, und schwur Stein und Bein, der Herr Baron habe Füchse haben wollen und keine Schimmel, er habe auch nur Füchse nöthig, und die, welche er, Redner, gebracht, wären die besten, die seit Jahr und Tag zu haben gewesen zu Jauischek und Flussau. Der Bauer, der sie verkaufe, habe selber 150 Rubel für's Stück bezahlt, wolle aber nur um einen Handel zu machen und weil er baar Geld brauche, unter'm Einkaufspreise losschlagen und verlange daher nur 120 Rubel.

„Ich habe Dir schon gesagt, Moses, ich brauche keine Füchse. Scheer' Dich zum Teufel."

„Soll sich Gott erbarmen, Herr Baron! Wie können Sie sagen, Sie brauchen keine Füchse? Haben Sie doch nöthig für Tannenhof zwei Füchse und für Birkenfeld drei Falben! Was werden Sie machen mit Schimmeln? Haben Sie doch auf dem großen Hof genug Pferde, haben Sie doch drei zu viel, was Ihnen der Slaum Hirsch hat angeschmiert zu Flussau auf dem Pferdemarkt. Herr Baron, kaufen Sie die Füchse."

„Nein, ich habe Schimmel haben wollen und keine Füchse!"

„Soll ich doch sein verflucht und verdammt, wenn Sie nicht haben bestellt Füchse. Hier an diesem Ort haben Sie zu mir gesagt: „Ich brauch' ein Paar Schweißfüchse für Tannenhof," haben Sie gesagt, „aber es müssen plätzige Gäule sein!"

„Mache, daß Du hinauskommst; ich kann keine Füchse brauchen!"

„Nu, können Sie nicht brauchen, so können Sie nicht brauchen, aber besehen können Sie die Pferde. Können sie betrachten doch! Kostet das Eine kein Geld und das Andere keinen Dank. Werden Sie sehen, daß es sind vierjährige Pferde, sind gute Pferde, sind gesunde Pferde, sind plätzige Pferde."

Der Baron wälzte sich langsam auf die rechte Seite, so daß er den Handelsmann ansehen konnte und sagte: „Ne, Moses!"

„Erbarmen sich, Herr Baron! Kommen Sie heraus, sehen Sie sie an. Beides Hengste, muthig und stark, (Moses scharrte hierbei

mehrmals, um das Feuer der Thiere zu bezeichnen, mit dem Fuß auf dem Boden) haben einen Hals so breit und eine Brust so!" Er reckte dabei die Arme auseinander und maß mit den Händen einen Raum ab, in dem Hals und Brust eines Mammuth reichlich Platz gefunden hätten.

„Hengste!" sagte der Baron im Tone tiefsten Bedauerns.

„Warum nicht Hengste?" fragte Moses. „Ist's nicht recht, daß es sind Hengste? Haben Sie doch lauter Hengste auf Ihre Güter, warum sollen meine Hengste sein Wallache?"

Der Baron wälzte sich ebenso langsam wieder auf die linke Seite und kehrte dem Juden den Rücken zu.

„Sprechen Sie doch, Herr Baron! Reden Sie doch! Warum sollen's dies Mal nicht sein Hengste, Herr Baron?"

„Weil ich keine Hengste haben will, Schafskopf!"

„Gott gerechter! Soll ich sein verdammt, Herr Baron, wenn ich weiß, warum Sie dies Mal nicht wollen haben Hengste und haben sonst immer gekauft Hengste!"

„Brauchst Du auch gar nicht zu wissen!"

Der Jude wischte sich mit einem blau und weiß gestreiftem Tuche den Schweiß von der Stirn.

„Willst Du einen Schnaps haben, Moses?"

„Warum soll ich nicht wollen haben einen Schnaps, Herr Baron!"

„Den werde ich Dir geben, aber die Füchse kann ich nicht brauchen!"

„Werden Sie mir geben einen Schnaps, werden Sie die Füchse können gebrauchen auch!"

Der Baron schellte und ließ einen Schnaps bringen.

„Daß Sie sollen gesund sein!" sagte Moses und leerte das Glas mit einem Zuge.

Der Baron kehrte sein Gesicht wieder dem Juden zu. „Was sollen sie denn kosten?"

„Hab' ich doch schon gesagt den äußersten Preis, was sie sollen kosten: 240 Rubel sollen sie kosten."

Der Baron schloß statt aller Antwort die Augen. Moses wartete eine Zeitlang, dann sagte er: „Ist es zu viel?"

Keine Antwort.

„Herr Baron, Herr Baron, finden Sie, daß das ist ein großer Preis?“

Keine Antwort.

„Herr Baron, wo wollen Sie kaufen ein Paar Schweißfüchse, vierjährig, gesund, mit die Knochen fehlerfrei, für 240 Rubel?“

„Mache, daß Du fortkommst!“

„Nu, Herr Baron, was soll ich gehen heraus, wenn Sie mir doch werden rufen herein? Was wollen Sie geben für die Pferde?“

„Hör' auf!“

Lange Pause. Der Jude wischte sich wieder den Schweiß von der Stirn mit dem blaugestreiften Taschentuch. — Der Baron schien fest eingeschlafen.

„Herr Baron, was lassen Sie mir stehen bei die Hitze, haben Sie ein Mitleid mit mir und den Pferden. Was wollen Sie geben?“

„Was willst Du?“

„Was soll ich wollen, Herr Baron, 200 Rubel will ich, das ist der allergenauste Preis. Bei Gott!“

„Hundert und fünfzig!“

Moses schlug die Hände zusammen. „Bin ich denn ein Ganev, Herr Baron, daß Sie mir bieten 100 mit fünfzig Rubeln. Hab' ich denn die Pferde gestohlen oder bin ich ein Waisenvater? Gott soll mich schützen und bewahren; wo wollen Sie kaufen für 100 mit 50 Rubeln ein Paar Schweißfüchse, vierjährig, gesund, mit die Knochen fehlerfrei? Haben Sie ein Einsehen, Herr Baron! Habe ich doch abgelassen 40 Rubel mit einmal, daß wir können machen ein Handel; legen Sie zu 50, werden sein zweihundert!“

„Hundert und fünfzig!“

„Haben Sie Erbarmen! Wo soll ich verkaufen die Pferde für hundert Rubel mit fünfzig? Hab' ich doch Weib und Kinderchens derheim in Szagarren, muß ich doch bringen Geld darheim, muß ich doch haben ein Profit! Werden Sie doch nicht nehmen an von mir ein Geschenk, wenn ich werde unterm Einkaufspreis?“

„Vorsichtig, Moses!“ warnte der Baron.

„Nu, Herr Baron, kann man doch machen einen Scherz auch. Wollen Sie sie haben für 100 mit 75 Rubeln?“

„Hundert und fünfzig!“

Der Jude seufzte und griff nach der Mütze.

„Ist heute kein Geschäft nicht zu machen mit dem gnädigen Herrn Baron. Soll Ihnen Gott erhalten bei Gesundheit und Kraft! Adies!“

Er griff nach der Thürklinke, indem er einen lauernden Blick auf den Baron warf. Der aber rührte sich nicht. Moses ließ die Thürklinke wieder fahren, legte die Mütze wieder auf den Tisch und sagte ärgerlich: „Nu, nehmen Sie sie für 100 mit 60 Rubeln!“

Der Baron rührte sich nicht.

„Nu, ist's noch zu viel? Ich sage, daß Sie können behalten die Pferde für 100 mit 60 Rubeln.“

„Hundert und fünfzig!“ sagte der Baron so langsam und zwischen den Zähnen heraus, daß es ihm sichtlich die größte Mühe kostete, überhaupt noch etwas zu sagen, und als die Worte heraus waren, senkte sich das Haupt des Barons noch etwas tiefer auf die Brust. Der Schlaf schien eben im Begriff, die Thore seiner Sinne zu schließen.

„Herr Baron wollen jetzt schlafen! Ich werde kommen nach einer Stunde wieder,“ sagte Moses.

Der Baron schüttelte den Kopf.

„Herr Baron,“ schrie Moses so laut er konnte: „159, keinen Kopeken billiger.“

Der Angeschrieene steckte die Nase nur noch tiefer in's Kissen.

„Hundert acht und fünfzig mit ein halb!“

Der Baron stöhnte tief; er mochte träumen.

„Hundert fünf und fünfzig!“

„Hundert und fünfzig!“ seufzte der Baron.

„Hundert fünf und fünfzig! Nicht, Herr Baron? Nicht?“

Keine Antwort. Der Jude griff nach seiner Mütze und eilte hinaus. Vor der Thür blieb er stehen und horchte. Nichts rührte sich im Zimmer. Nach etwa zehn Minuten trat er wieder hinein.

Der Schlafende schnarchte jetzt tief.

„Herr Baron, sagen Sie den äußersten Preis, was Sie wollen geben? Wollen Sie geben hundert mit ein und fünfzig?“

„Topp,“ sagte der Baron und sprang so frisch und munter auf, als hätte irgend jemand Anderes im Nebenzimmer geschlafen und geschnarcht, nicht er. „Nun komm, wollen die Gäule besehen!“

Draußen vor der Thür bei den Füchsen entstand doch wieder Streit. Der Jude wollte unter dem Vorwand, der Bauer gebe sie dafür nicht her, noch drei Rubel darüber haben, während der Baron kaltblütig erklärte, der eine Fuchs habe einen schlechten Huf, er könne also durchaus nur 150 Rubel geben. Während nun der Jude auf's Heftigste zeterte und der Baron mit stoischer Ruhe sein Gebot wiederholte, erschienen die Damen mit Wilhelm auf dem Hof. Der Baron begrüßte Wilhelm auf's Herzlichste, was jedoch nicht verhinderte, daß der schalkhafte Ausdruck seines Auges seine Frau, die ihn bemerkte, unruhig machte. Dann wandte er sich wieder zum Juden.

„Ich wundere mich, Herr von Langerwald," sagte Wilhelm, „daß Sie sich mit dem Moses einlassen! Er soll ja der größte Gauner sein unter allen Roßkämmen der Gegend!"

Der Baron antwortete schmunzelnd, während er auf den schlanken Hals des streitigen Fuchses klopfte: „Mich betrügt man nicht so leicht. Aber siehst Du, Moses, was Du für einen feinen Ruf im Lande hast! Gott straf' mich! möchte nicht so herumlaufen! Dafür will ich Dir noch drei Rubel abziehen, jetzt bekommst Du nur noch 147 Rubel, und willst Du sie dafür nicht lassen, so nimm sie wieder mit!"

Damit ging die ganze Gesellschaft lachend in's Haus und zur Tafel.

Der Jude überließ sich, als er sich allein sah, ganz seinem Zorn und verwünschte seinerseits Wilhelm nun noch viel mehr, als dieser heute morgen den lustigen Kollegen in spe verwünscht hatte. „Warte Du, Grünschnabel," murmelte er, „Dir tränk' ich den „Betrüger" noch einmal ein! Wirst schon einmal von mir kaufen und meine Schuld soll es nicht sein, wenn ich Dir einen Gaul aussuche, der mit Dir Hals und Bein bricht." Endlich aber gab sich Moses doch auch mit 147 Rubeln zufrieden und zog mit dem Gelde und ohne die Füchse ab.

An der herrschaftlichen Tafel waren fünf Couverts: die beiden Damen und der Baron, der Doktor, ein hübscher eleganter Mann in den besten Jahren, und Wilhelm. Die Tischunterhaltung zeichnete sich nur insofern von den bei solchen Gelegenheiten üblichen aus, als der Hausherr ungewöhnlich liebenswürdig gegen Wilhelm war und mehrmals gegen diesen Aeußerungen that, die Wilhelm durch ihren Liberalismus

ebenso aufrichtig erfreuten und überraschten, als sie die Baronin mit einer ungewissen bangen Sorge erfüllten.

Als die Tafel aufgehoben, ritt der Baron aus, die Baronin, die mit dem Arzt ungefähr seit Mathilden's Geburt ein platonisches Liebesverhältniß unterhielt, das ihrerseits auf Liebe, seinerseits auf Weltklugheit beruhte, setzte sich mit demselben in's Kaminzimmer, das an den Saal stieß, und Wilhelm und Mathilde spielten in diesem Federball. Wilhelm spielte heute ungewöhnlich schlecht, denn er verwandte mehr Aufmerksamkeit auf seine Gegnerin, als auf deu Ball, welches letzterer übel nahm und bei jedem zehnten Schlag zu Boden fiel. Mathilde, welche die Ursache des Mißgeschicks errieth, wollte das Ballspiel eben auch nicht erzwingen und schlug ihm also mit möglichst lauter Stimme vor, in's Bibliothekzimmer zu gehen, wo sie ihm die neu angeschafften Gustav Doré'schen Illustrationen zum Don Quixote zeigen wollte. Sie warfen die Bälle fort und eilten lustig hinauf. Daß sie sich dort oben herzten und küßten und dann wieder zur Abwechslung sich küßten und herzten, haben meine scharfsinnigen Leser gewiß schon vorhergewußt.

Es war ein prächtiges Zimmer, dieses Bibliothekzimmer. Im Korridor davor schallte es so prächtig; man hörte es gleich, falls Jemand kam, und konnte daher ohne alle Sorge sein.

„Meine holde, traute Mathilde," flüsterte Wilhelm, während er ihren kleinen zarten Körper umschlungen hielt, „hast Du etwas Sehnsucht nach mir gehabt?"

„Ja, Willi, aber ich dachte mir schon, Du würdest nicht lange auf Dich warten lassen. Es war aber hübsch von Dir, daß Du nicht gleich kamst, wir müssen vorsichtig sein!"

Wilhelm's Gesicht verfinsterte sich. „Wir werden harte Kämpfe zu bestehen haben!" sagte er.

„Um so besser," lachte ihm ihr kleiner Mund entgegen, während ihre feine Rechte die Falten von der Stirn strich; „um so besser! Kannst Du mich Dir erobern mit Blei und Stahl! Hast Du Furcht?" fragte sie neckisch.

„Mathilde," antwortete er ernst, „ich fühle die Kraft in mir, Dich auf meinen Armen einem Heer von Feinden zu entreißen, aber gegen die Eltern kämpft man nicht mit Blei und Stahl!"

„Närrchen,“ sagte sie lachend, „macht Dir das wirklich Sorge? Werde nur etwas Tüchtiges und der Segen der Eltern wird nicht auf sich warten lassen. Von den Müttern schon nicht zu reden, nehme ich die Väter auf mein Theil und, mein Schatz, unsereins kommt mit Küssen, wenn wir sie recht zu gebrauchen verstehen, weiter, als Ihr mit all' Euren Waffen. Welcher Mann, zum Beispiel, brächte es zu Wege, daß Du vor ihm auf den Knieen lägest, und jetzt wirst Du doch gleich vor mir knieen!“ — Sie trat einen Schritt zurück: „Niedergeknieet!“ rief sie. Der Erfolg rechtfertigte ihre Behauptung im Augenblick, denn Wilhelm kniete entzückt vor ihr und bedeckte ihre Hand mit glühenden Küssen. „Steh' auf!“ sagte sie plötzlich ernst, und als er sich erhob, lehnte sie ihr Haupt wie verschämt an seine Brust. „Nimm mir die Kinderei nicht übel, lieber Mann,“ hier sah sie lächelnd auf, „aber ach, es ist wirklich ein schönes, wonniges Gefühl, Dich Stolzen, Trotzigen, so weich und demüthig zu sehen! Wie ist das anders geworden! Erinnerst Du Dich noch wie Du damals bei'm Kurnispiel, als Paul zum ersten Mal im Pastorat war, mich blutig schlugst?“

„Verzeih', Mathilde, ich will jenen Schlag gut machen, indem ich alle Schicksalsschläge, die Dir drohen, auffangen will mit meiner Brust. Herrlich, Mathilde,“ rief er, indem er sie leidenschaftlich an sich drückte, „herrlich, wenn sie stark und schmerzhaft wären, wenn ich mein Blut für Dich lassen könnte!“

Sie schloß ihm bittend den Mund: „Wilhelm, sprich nicht so lästerlich!“ sagte sie.

Er nahm die Hand fort und küßte sie. „Ach, Mathilde,“ sagte er, „es mag lästerlich sein und selbstsüchtig, aber ich wünsche Dich oft in Lebensgefahr, daß ich Dein süßes Leben erhielte, indem ich meines für Dich hingebe in den wonnevollsten Martertod. Das Feuer, das mich dann verzehrte, wäre kühlender Balsam, das Schwert, das meinen Nacken träfe, dem süßesten Kusse gleich, die Pest, die mich hinraffte, der seligste Schlaf. Mathilde, hast Du es nie gefühlt, hast Du es nicht verstanden, was einst die ersten Christen trieb, ihre Liebe zu bethätigen in qualvollem Märtyrertode? Hast Du ihn nie gefühlt, fühlst Du ihn nicht jetzt in diesem Augenblick, den Wunsch: „Jetzt sterben, die Welt hat keine Freuden mehr!“

Sie schüttelte den Kopf. „Nein, Wilhelm, jetzt leben, leben, leben, die Welt hat keinen Schmerz mehr!"

Und so trieben sie es fort, die jungen unschuldigen Herzen, in trautem sinnigem Liebesgeplauder.

„Mathilde," sagte endlich Wilhelm, „ich habe noch eine recht große Bitte an Dich auf dem Herzen. Versprich mir aber erst, daß, wenn ihre Erfüllung Dir irgend unangenehm, Du sie mir rundweg abschlagen wirst. Gieb mir die Hand darauf!"

Sie schlug herzhaft ein. „Was könntest Du bitten, was zu erfüllen mir nicht Seligkeit wäre! Daß Du uichts Unrechtes bitten wirst, weiß ich im Voraus!"

„Das ist's, worüber ich in Zweifel bin, Mathilde, und ihn zu lösen, sollst Du mir helfen. Ich wollte Dich bitten, mir einen Ort zu nennen, wo ich mit Dir einmal wenigstens noch so ganz allein sein und ungestört Dir sprechen kann von meiner Seele schönen Plänen, meines Herzens wonnigen Zukunftsträumen. Liegt darin etwas Unrechtes?"

Mathilde neigte nachdenklich den Kopf und sah zu Boden. „Nein," sagte sie endlich und sah ihm hell in's Gesicht, „was kann darin Unrechtes liegen? Wollen wir doch nichts Böses, Schlechtes thun! Komm' morgen Abend um halb zehn Uhr nach meinem Häuschen im Thierpark. Du wirst schon irgend wie über die Mauer kommen. Dann lassen wir den bösen Hirsch, der nur mich und was mit mir ist leidet, los, und sind sicher vor jeder Ueberraschung!" — Sie klatschte in die Hände. „Ach, Wilhelm, das wird herrlich sein!"

Sie verabredeten nun noch, daß Mathilde ihn bis halb elf Uhr erwarten und so lange den Hirsch eingesperrt halten sollte. Später aber sollte Wilhelm nicht kommen, da ihnen dann die Zeit zu karg zugemessen wäre. Sie wollten in diesem Fall lieber ein neues Rendez-vous verabreden. Und nun gingen sie hinunter, um nicht durch allzulanges Ausbleiben Aufsehen zu erregen.

Gegen Abend lockte der Baron Wilhelm unter dem Vorwand, ihm eine neue Art Revolver zu zeigen, in sein Zimmer, hielt ihn hier fest und proponirte ihm endlich, ein Glas Rheinwein mit einander zu trinken. Wilhelm war zwar sonst kein Kostverächter, heute aber wäre er denn

doch viel lieber bei den Damen geblieben. Allein der Vorschlag ließ sich nicht gut ablehnen.

Der alte Herr hatte richtig gerechnet. Kaum hatte Wilhelm eine halbe Flasche Geisenheimer im Leibe, als auch die Gluth in seinem Herzen, verbunden mit der Gluth der durch die Fenster hineindringenden heißen Sommerluft und der Gluth des Weines, ihn in die lebhafteste Stimmung versetzte, in der auch ein weniger gewandter Mann, als der Baron, aus ihm herausbekommen hätte, was er nur irgend wußte und noch ein gut Stück mehr.

So wußte denn der schlaue Fuchs bald woran er war, wußte, da Wilhelm von allerhand großen, aber vorläufig noch äußerst unklaren Weltbeglückungsplänen erfüllt war, daß er nichts von der Religion hielt, daß er ein Gegner des Adels war und daß er den festen Entschluß gefaßt hatte, das Volk, das er irgendwie von irgend Jemand auf irgend welche Weise befreien wollte, in den Letten zu finden. Er wußte auch, daß Wilhelm eine große Verehrung vor dem überlegenen Charakter Paul's hatte und daß dieser ungefähr ebenso dachte. Das Resultat der Unterredung war, daß Wilhelm den Baron in seinem Herzen um Verzeihung bat, ihn lange für einen eingefleischten Aristokraten der härtesten und schlimmsten Art gehalten zu haben und daß er über die Entdeckung seines Irrthums sehr erfreut war, während der Baron seinerseits zwar seine Freude an dem edel denkenden offenen Jüngling hatte, aber diesen doch einmal für noch äußerst grün hielt, dann aber auch der Meinung war, es sei hohe Zeit, ihn von dem verderblichen Freunde, dem alle Schuld zu geben er durchaus geneigt war, zu trennen.

Er schrieb also auf das Zettelchen, das er durch Wilhelm dem Freunde schickte, nur das eine Wort: „Haful!“ allwomit man einen Fuchs als todt zu bezeichnen pflegt. Mit diesem „Haful“ seines liebsten Freundes in der Tasche und eitel Liebe und Seligkeit im Herzen, ritt Wilhelm spät Abends nach Hause.

Für den todten Fuchs ein lebender Löwe.

Der Pastor beschloß am anderen Morgen die Angelegenheit mit Paul zum Austrag zu bringen. Es war ihm dabei nicht ganz leicht zu Muthe, er war nicht recht im Klaren, ob er richtig handelte; auch hätte er gern gewußt wie Paul sich zu seinen Vorschlägen stellen würde, die darin bestehen sollten, daß er Paul zwar nach wie vor mit seinen Geldmitteln erhalten wollte, dieser aber in Flussau getrennt von Wilhelm wohnen und später eine andere Universität beziehen sollte. Um über alle Bedenken hinwegzukommen, half er sich damit, sich Paul's Ansichten und dessen Einfluß auf Wilhelm mit möglichst schwarzen Farben auszumalen und sich in gewaltigen Zorn gegen ihn hineinzureden. Schließlich fühlte er sich in der rechten Stimmung, ging hinüber in's Familienzimmer, wo, wie er wußte, Paul, der zum Besuch anwesend war, neben der Pastorin saß und ihr Seide abwickeln half, und rief ihn in ziemlich barschem Ton in sein Zimmer. Paul, der sich durch die ungewöhnliche Art der Anrede von Seiten des Pflegevaters etwas verletzt fühlte, stand auf, legte die Seide weg und folgte dem Pastor. Dieser ließ ihn eintreten, schloß dann die Thüre, und wandte sich, mit einem salto mortale mitten in's Gefecht springend, mit der Frage an ihn: „Junge, was machst Du mir für Geschichten?“

Paul's Gesicht blieb so ruhig wie immer und nur die Nasenflügel bebten ein klein wenig, als er fragte, was der Pastor meine.

„Wo hast Du alle Deine verfluchten Ideen her,“ fuhr der Pastor heraus, „mit denen Du mir meinen Wilhelm vergiftest? Ist das der Dank dafür, daß ich Dich aufgenommen von der Straße, als Du arm wie eine Kirchenmaus warst, daß ich Dich in mein Haus genommen und Dich erzogen wie mein eigen Kind? Dankst Du so Deiner guten Mutter, die Dich in Kummer und Sorge aufgezogen und deren einzige Hoffnung Du jetzt bist? Glaubst Du, Grünschnabel, daß wenn der liebe Gott die Welt hätte anders haben wollen, als sie ist, Er sie nicht

hätte anders werden lassen? Fühlst Du Dich berufen eine neue Ordnung der Dinge herbeizuführen? Leugne nur nicht," fuhr der Alte fort, obgleich Paul durchaus nicht aussah wie Einer, der leugnen will, „ich bin hinter alle Deine Schliche gekommen. Und wenn Du nun selbst solche schlechte und gemeine Gesinnungen hast, ist's damit noch nicht genug, mußt Du mir noch meinen unschuldigen Jungen verderben, aus ihm einen Gottesleugner und Demokraten machen? Bist mir immer schon verdächtig vorgekommen mit Deinem scheuen tückischen Wesen, habe Dir immer angesehen, daß Du ein schlecht Gewissen hast. Verdient hättest Du, daß ich Dich jetzt mit Schimpf und Schanden aus dem Hause jagte, aber um Deiner guten Mutter willen, will ich" — —

Der Pastor konnte nicht ausreden. Hoch aufgerichtet, mit blitzenden Augen war Paul dicht an ihn herangetreten. Seine Lippen bewegten sich, aber es drang kein Laut hervor. Er löste mit bebender Hand die Uhr und die Kette aus seiner Weste und schleuderte sie fort; er zog sein Portemonnaie hervor und warf es ihr nach. Dann drehte er sich langsam um und ging auf die Thür zu.

Der Pastor eilte ihm nach und legte die Hand auf seine Schulter. „Was soll das heißen, Junge?"

„Das soll heißen," sagte Paul, indem er die Hand zurückstieß und sehr langsam sprach, „das soll heißen, Herr Pastor, daß ich für Sie kein Junge, sondern Herr Schwarz bin und daß Sie das Geld, welches Sie für mich auszulegen so freundlich gewesen, in wenig Tagen zurück erhalten werden." — Damit wandte er sich wieder ab und wollte fortgehen.

„Was soll das, Paul?" fragte der Pastor ganz erschreckt und ergriff ihn wieder am Arm. „Du hast mich mißverstanden!"

„Lassen Sie meinen Arm los," knirschte Paul ganz leise zwischen den Zähnen, „lassen Sie ihn los, bei Gott, lassen Sie ihn los!"

Der Pastor ließ den Arm fahren und trat zurück. Der Jüngling sah gefährlich aus in dem Augenblick; es lag eine furchtbare unterdrückte Leidenschaft in seinen funkelnden Augen, in dem todtenbleichen Gesicht, mit der die Tonlosigkeit der Stimme unheimlich kontrastirte. Es war kein todter Fuchs, der vor dem Pastor stand, es war ein lebendiger Löwe. Aber er sprang nicht zu dieser Löwe. Er wandte sich ab und verließ langsamen Schrittes das Zimmer, ging langsam und ohne auch nur einen Blick nach

dem Sopha auf die Pastorin, Gretchen und Wilhelm zu werfen, durch das Familienzimmer und weiter in's Vorhaus, griff mechanisch nach seiner Mütze, öffnete die Hausthüre und ging in's Freie. Wer nur seine Gestalt gesehen hätte, wie sie so langsam durch die Allee ging und den Weg nach Jakobsburg einschlug, hätte ihm nicht angesehen was für ein ungeheuerer Schmerz in seiner Brust in dumpfer Erstarrung ruhte.

„Ausgestoßen," rief es in ihm, „vertrieben wie eine Hyäne, die sich tückisch in Haus und Keller gestohlen; fortgejagt wie ein unbrauchbarer Hund; verstoßen wie ein räudiges Schaf! Wie ein Vieh treibt er mich fort, den Aufzögling, den ihm eine zudringliche Mutter auf den Hals geladen. Was liegt ihm an mir? Fort mit der fremden Creatur, je früher, je besser! Er ist undankbar, der Hund, er will die Hand nicht lecken, die ihn gepflegt — er ist tückisch — fort mit ihm — er will die Peitsche nicht ertragen von seinem Herrn — er ist frech. Todtschießen muß man das Vieh, das man theuer erkauft und aufgefüttert, den Fresser, der einem dreihundert Rubel jährlich gekostet. Irgendwie muß man seinen Preis doch herausschlagen, ist's nicht anders, so macht man ihn wenigstens zum Sündenbock, packt ihm des Sohnes Schuld auf und jagt die Bestie zum Teufel in die Wüste. Ganz recht gehandelt! Wär's noch der Sohn irgend eines Predigers, der eine zahlreiche Verwandtschaft im Lande hat, oder gar ein junger Edelmann, nun, da wäre es nicht so leicht zu machen, aber dieser Bengel, einer halbdeutschen Wittwe Sohn, mit dem braucht man nicht viel Umstände zu machen; das kommt nicht herum; sein Onkel fühlt sich deshalb nicht weniger geehrt, wenn man einmal mit ihm ein Paar Worte redet und sie thun Einem wohl gar noch den Gefallen und jagen ihn auch aus dem Hause als schlechtes Subjekt. Da sieht es denn Jedermann klar und deutlich, woher der Wilhelm auf solche Abwege gerathen, daß er's gewagt, mit seinen adeligen Schulkameraden anzubinden. Mag der Bube verhungern im Graben, er und seine Mutter!"

Seine Mutter! Wie ein feuriger Pfeil drang ihr Name in sein wundes, zuckendes Herz; als wäre es das Brandmarkungseisen, drang ihr Bild in sein Gehirn. Meine arme, arme Mutter! Er hielt einen Augenblick stille im Gehen und warf einen wilden verzweifelnden Blick um sich; er öffnete den Mund weit, als brauche er Luft, Luft! Aber er ging wieder weiter, ganz langsam; der Körper konnte sich nicht rasch bewegen, denn die Seele in ihm krümmte sich in verzweifelten Kämpfen. Meine arme,

arme Mutter! Hin alle Hoffnungen, zerstört alle Deine Träume! Der, dem Du das Beste gewünscht, für den Du das Höchste erfleht, das Reichste erhofft — ausgestoßen aus der menschlichen Gesellschaft, verstoßen wie ein Aussätziger, wie ein Pestkranker, beraubt aller Mittel Dir zu helfen, Dir ein ruhiges, sorgenloses Alter zu bereiten; Du preisgegeben vielleicht Dein Lebenlang dem frechen Spott Deiner Verwandten, ihrem rohen Mitleid! O Mutter, Mutter, wozu gabst Du mir das Leben!

Er preßte die Faust auf die Brust, da drin that's so entsetzlich wehe, da röchelte es so dumpf, oder röchelte es sonst wo, irgendwo in der Luft? — Eine entsetzliche Angst faßte ihn, eine selbstlose, verzweifelte Angst um seine Mutter, seine arme, unschuldige, nichts ahnende Mutter. Er faltete die Hände, als wollte er beten, aber er ließ sie wieder herabfallen und warf den Kopf stolz zurück, halblaut vor sich sprechend: „Nein, nicht jetzt! Habe ich nicht gebetet im Glück, will ich auch nicht feige beten im Unglück!" — Er hatte das Gefühl, als müsse er jetzt umfallen und sich in dem Graben wälzen und sein Gesicht fest anpressen an den feuchten Rasen und bitterlich weinen und so sterben. Dort war sein Platz, im Graben! Die Leute sollten dann sagen er sei ein Säufer gewesen. So in den Graben gehörte er, das war ein Ende, würdig des Proletariers!

Sterben, sterben, o Gott, nur sterben! Er eilte ab vom Wege, dem nahen Flusse zu; er ging nicht mehr, er lief. In seinen Ohren hörte er ein dumpfes Sausen, fühlte erst einen stechenden Schmerz im Halse, dann auch einen stechenden Schmerz in der Brust, und er lief weiter und weiter bis er am Ufer des Flusses stand. So ruhig und friedlich lag das Wasser da, wie ein Weiher; kaum daß man an der Bewegung der Oberfläche erkennen konnte, nach welcher Seite die Strömung ging, und die Julisonne schien glühend heiß auf die reifenden Kornfelder; still und friedlich war es rings umher, die ganze Natur in träge Ruhe versunken. Paul hörte deutlich wie das Blut in seinen Adern pulsirte. Er beugte sich über die Fluth; ein Sprung und dieses ruhige Wasser brandete zwei, drei Mal hoch auf und dann war es wieder so ruhig und still wie jetzt. Aber er vermochte diesen Sprung nicht zu thun; eine flehende Hand hielt ihn zurück und es stand doch Niemand hinter ihm; eine flehende Frau umklammerte seine Kniee und es war doch Niemand zu sehen. Aber er fühlte sie deutlich, diese Hand, und er sah sie deutlich, diese todtbange Frau, und er fuhr

mit der Hand über ihr graues Haar und sagte: „Sei ruhig, mein Mütterlein, ich will's nicht thun. Ich will leben bleiben, mein Mütterlein, um Deinetwillen, will des Lebens Last auch ferner tragen um Deinetwillen, der Reichen Spott und Hohn, der Vornehmen Mißhandlung auch noch länger dulden um Deinetwillen! Ich will arbeiten und kann arbeiten und Dein Gebet wird mir Arbeit verschaffen, und ich werde ihnen die Zähne weisen, den Elenden, die uns Arme hetzen wie das Wild, die uns zu sich nehmen in ihre Häuser als ihr Spielzeug, an dem sie ihre Launen auslassen können und ihren Uebermuth. Ihr sollt es noch bedauern, Ihr Herren! Die Stunde, da mich der Baalspriester aus dem Hause gestoßen, soll mancher Mann noch einmal bedauern." — Paul seufzte schwer, aber ihm ward doch leichter um's Herz, als vorhin. „Es ist gut so, wie es gekommen, sehr gut! Will ich dereinst dem Armen helfen, so muß ich selber erst erfahren wie bitter Armuth ist und wie vogelfrei. Mein Herz muß hart geschmiedet sein durch alle die Hammerschläge von Spott und Hohn und Verachtung, daß es hart wird wie Stahl gegen die Reichen, daß es keiner Versöhnung mehr zugänglich ist. Es ist gut, daß es so gekommen! Wer steht mir dafür, daß ich nicht verführt worden wäre, verführt und erschlafft durch Wohlleben und Freundschaft, daß ich nicht mein Herz gehängt an ein Weib aus den Reihen jenes Gesindels. Gesteh' ich's nur, die Versuchung war mir nahe genug; welch' ein Glück, daß ich mich nicht an die Tochter dieses Mannes gebunden! Ich will nicht nachgeben, ungebrochen will ich mein Haupt tragen, will mich nicht beugen vor den Mächtigen dieser Erde, vor dem Mächtigen im Jenseits. Komm' her, Schicksal, laß uns ringen! Mann gegen Mann!"

„Doch jetzt gilt es handeln," sagte er, machte eine Bewegung mit der Hand, als wolle er seine Gedanken verscheuchen und ging raschen Schrittes und erhobenen Hauptes dem Flecken zu.

Als er in's Zimmer trat, erschrak die Mutter über sein bleiches Gesicht. „Bist Du krank, Paulchen?" rief sie und erhob sich von ihrer Arbeit.

„Es ist nichts, mein Mütterchen! Erschrick nicht, ich habe starkes Kopfweh. Draußen ist's heiß und ich bin rasch gegangen. Höre, Mütterchen," sagte er, indem er sie umschlang und auf die Stirn küßte, „kannst Du mir fünfzig Rubel leihen? Hast Du so viel?"

„Was ist Dir, Paul?“ rief die Mutter erschreckt. „Was willst Du damit? Hast Du Schulden?“

„Nein, mein Mütterchen, das nicht! Komm', wir wollen etwas auf- und abgehen. Ich habe keine Schulden, aber siehe, ich bin doch nun alleweile alt genug geworden mir mein Brod selbst zu verdienen und will daher nicht mehr das Gnadenbrod bei'm Pastor essen, mir selbst eine Stelle suchen, wo ich mich selbst erhalten kann. Ich bitte Dich um die fünfzig Rubel, weil ich nach Riga muß, um mich nach irgend einem kleinen Beamtenposten umzusehen!“

„Aber, Paul, was sprichst Du da, ich verstehe nicht, was das Alles soll?“

„Laß mich ausreden, mein Mütterchen,“ sagte Paul und küßte sie wieder, „laß mich ganz zu Ende reden! Du weißt, daß ich unschuldig daran bin, daß ich in des Pastors Haus gekommen, daß ich damals ein kleines unmündiges Kind war und von Niemand um meine Meinung befragt wurde. Glaube nicht, ich wolle Dir Vorwürfe über Deine damalige Handlungsweise machen, ich weiß, Du handeltest nach bestem Wissen und Wollen. Du weißt, daß ich fleißig war, Du weißt, daß ich meinem Pflegevater ein gehorsames Kind war, daß er mich nie hat schelten müssen, nie, auch nicht um einer Kleinigkeit willen; Du weißt, daß ich mich bemühte die Wohlthaten, die er mir erwies, durch treue Liebe und Freundschaft gegen seinen Sohn zu vergelten, daß er auf mich hätte bauen können in Noth und Tod. Was Du noch nicht weißt, ist, daß dieser Mann mich heute aus seinem Hause gejagt hat wie einen Hund, weil er der Meinung ist, ich übe einen schlechten Einfluß auf seinen Sohn aus!“

Die Doktorin taumelte zurück und verhüllte ihr Gesicht mit den Händen. Der Sohn umfaßte sie, geleitete sie bis an einen Stuhl und stand dann ruhig und fest vor ihr.

„Ach Gott, ach Gott,“ schluchzte sie, „das haben Deine Ansichten verschuldet!“

„Ja, mein Mütterchen,“ war die ruhige Antwort. „Das haben meine Ansichten verschuldet! Ich will Dir gerne zugeben, daß sie ungewöhnlich sind; sie mögen auch falsch sein, aber nach meiner festen Ueberzeugung sind sie wahr und richtig. Ich kann von ihnen nicht abgehen, man belehrte mich denn eines Besseren. Und hat denn eine solche Gesinnung verdient, daß man mich um ihretwillen aus dem Hause stößt? Mein

Mütterlein," fuhr er fort und umarmte sie stürmisch, „es ist der Armen herbes Loos das Fußkissen fremden Uebermuths zu sein. Sollen wir unser Elend noch durch eine niedrige Gesinnung entehren? Laß uns unser Schicksal mit stolzem Sinne tragen! Sei ohne Sorge! Ich fühle die Kraft in mir uns auch ohne alle Hülfe ein ärmlich Brod zu verdienen. Es ist noch kein fleißiger, nüchterner Mann verdorben."

Ach, die Mutter verstand sie nicht, die stolze Sprache des Sohnes und weinte bitterlich. „Das hat uns Alles getroffen, weil Du nichts von Gott wissen willst, Paul, und weil ich träge gewesen zum Gebet, und Er wird Dich noch ferner schlagen mit hartem Leid, bis Du Deinen Nacken beugen wirst unter Sein Joch und wirst Ihm stille halten. Ach, Paulchen," sagte sie, indem sie ihr von Thränen überströmtes Gesicht ihm zuwandte und seine Hand ergriff, „bitte, bitte, laß mich zum Pastor gehen und für Dich bitten. Ich weiß, er wird es mir nicht abschlagen."

Paul wandte sich einen Augenblick unwillig ab; einen Augenblick nur, dann beugte er sich wieder freundlich über sie und küßte sie. „Nein, mein Mütterchen, das darfst Du nicht thun. Und wenn er selber zu mir käme und bäte mich auf den Knieen, wieder zu ihm in sein Haus zu kommen, ich thäte es nicht!"

Paul's Gesicht sah freundlich aus und sein Mund lächelte, als er das sagte, aber der Ton seiner Stimme war hart und rauh und fiel wie mit Keulenschlägen auf der Mutter Herz. Sie kannte diesen Ton nur zu gut. Was er in diesem Ton sagte, dabei blieb es, daran war nichts mehr zu ändern.

„Warum, Paulchen, warum?" fragte sie klagend.

„Weil er mich beleidigt hat, mein Mütterlein, weil der freche Alte glaubte, mich, der nichts ist, der nichts hat, könne er ungestraft beleidigen. Gieb mir das Geld! Geschehen muß Etwas; ich möchte gerne schon heute Abend fahren!"

Die Mutter stand auf und wollte zur Kommode gehen, aber die Kräfte versagten ihr. Paul unterstützte sie rasch und legte sie auf das Sopha. Er schob ihr ein Kissen unter den Kopf, und nun lag sie da und schluchzte herzbrechend, während der Sohn auf- und niederging in der Stube mit schweren Tritten, mit schwererem Herzen.

So laut waren diese Tritte und so laut die Schläge seines Herzens, daß er nicht hörte wie ein Wagen vor der Thür hielt, nicht hörte wie Jemand rasch die Treppe herauf eilte und eine Hand hastig die Thüre aufriß.

Der Pastor war durch Paul's Benehmen auf's Lebhafteste erschreckt worden. Er hatte ihm nur recht den Kopf waschen wollen, ihn tüchtig durchschelten wollen, und geglaubt, das würde dem Jüngling selbst zum Besten gereichen. Jetzt erst fiel es ihm ein und fiel ihm schwer auf die Seele, daß es doch ein gewaltiger Unterschied sei, ob er, der Vater zum Sohne so spreche oder ob der Pflegevater diese Sprache gegen den Pflegesohn führe. Es fiel ihm schwer auf die Seele, daß er wenig edel gehandelt, als er Paul dessen Armuth vorgeworfen, seine eigene Großmuth gerühmt; endlich fiel es ihm schwer auf die Seele, daß er mit seiner Heftigkeit sich selber nur hatte Muth machen wollen. „Das hätte mich mißtrauisch machen sollen gegen die Gerechtigkeit meiner Sache, daß ich dessen bedurfte," rief es in ihm, „wo hätte es mir je an Muth gefehlt, wenn ich meiner guten Sache gewiß war." — Was aber das Schlimmste und Niederdrückendste für den Pastor war, das war die eben gewonnene Ueberzeugung, Paul könne unmöglich ein Gottesleugner und Demokrat sein. Mit diesen beiden Worten verband der Pastor den Begriff eines je nach den Umständen feigen oder frechen, jedenfalls aber immer niedrig denkenden Menschen. In dem Privatchristenthum des Pastors nahm die Demuth nur eine sehr untergeordnete Stelle ein, es schmeckte wesentlich nach dem alten deutschen Sprüchwort: „Gottes Freund aller Welt Feind;" — der Alte hätte das Zeug zu einem Götz von Berlichingen gehabt. — Der klügste Rathgeber hätte Paul keinen besseren Rath geben können, als zu handeln, wie er gehandelt. Der Pastor war zu sehr Kurländer vom alten Schlage, um nicht der Meinung zu sein, daß man auf dem Gebiete der Ehre, auf dem Gebiete trotzigen Hervorkehrens der Persönlichkeit, kaum je zu weit gehen könne. Paul hatte mit einem Schlage sein ganzes Herz gewonnen und er war jetzt ebenso eifrig bemüht, ihn sich und seinem Sohne zu erhalten, als er sich vor einer Stunde bestrebt, ihn möglichst weit von sich zu entfernen. „So handelt kein Mensch, der keinen Hinterhalt hat am lieben Gott, und wer sich selbst so hoch hält, der wird auch Anderer Rechte ehren," das waren die Schlußsätze seines Nachdenkens. Damit ging er hinüber zu den Seinigen und sagte:

„Hört einmal, Kinder, Euer Vater hat einen dummen Streich gemacht; helft ihm ihn wieder gut machen! Ich glaubte, Paul stecke hinter all' dem dummen Zeuge, das sich neuerdings in Wilhelm's Kopf festgesetzt hat, und habe ihn schwer beleidigt. Fahrt Ihr Beide zu ihm hinüber und schafft mir seine Verzeihung. Sagt ihm, daß, wenn er darauf besteht, ich ihn selber darum bitten will. Ich denke aber, er wird das von einem alten Manne nicht verlangen!"

Die Familie erschrack nicht wenig über diese Mittheilung und während Wilhelm in den Stall eilte um anspannen zu lassen, eilten die Pastorin und Gretchen auf den Pastor zu. Die Erstere war eifrig bemüht, ihn vor sich selbst zu entschuldigen; die Letztere umschlang den Hals des Vaters und küßte ihn anf den Mund und küßte seine Hand, sah ihn an voll heißer Liebe und sagte: „Mein liebstes, bestes Väterchen!" — Das that ihm wohl im tiefsten Herzen, das war der Dank seines frommen Töchterchens dafür, daß er sein Unrecht so offen eingestand, so männlich eilte, es wieder gut zu machen. „Schon gut, mein Gretchen," sagte er lächelnd, „so fahre nur hin und hilf mir den Trotzkopf wieder zurechtbringen. Wirst's nicht ganz leicht haben, es ist ein prächtig stolzer Junge. Aber wenn's Dir nicht glückt, glückt's Keinem!"

Sie war eine fromme Christin, das Mädchen, aber es that ihr wohl, daß er so stolz war, ihr Liebling! Auch die frömmste der frommen kurischen Frauen reicht lieber dem stolzen Bettler die Hand, als dem niedrig denkenden Fürsten! Es war ein demüthiges Geschöpf, dieses Mädchen, und doch that es ihr wohl, daß ihr vor Allen die süße Aufgabe wurde, diesen Stolz zu brechen.

Die Geschwister ließen ihr Pferd tüchtig ausgreifen, als sie auf Jakobsburg zueilten.

„Vater ist doch ein herrlicher Mann," rief Wilhelm, nachdem sie längere Zeit geschwiegen; „wie edel gesteht er nun ein, daß er Unrecht gehabt, wie groß ist's von ihm, daß er, der alte Mann, so bereit ist, dem Jüngling seine Schuld abzubitten!"

„Das kann er, Wilhelm," erwiederte die Schwester, „weil er an Gott glaubt, weil er weiß, daß es ein kläglich Ding ist, seine Sache hier auf Erden durchzusetzen durch Trotz und Eigensinn, wenn man sie doch verlieren muß vor dem Weltrichter, dem Herrn der Heerschaaren. Der wahre

Christ, Wilhelm, wird immer offen sein, offen auch sein Unrecht eingestehen vor den Leuten, denn, was thut ihm ihr Urtheil und sei es noch so hart, wenn er weiß, daß sein Heiland ihm vergeben. Ach, Wilhelm, gebe Er, der alle Dinge vermag, daß die schweren Stunden, die Paul jetzt erlebt um Deinetwillen, das letzte Unheil seien, was Deine Ansichten anrichten! Brüderchen, ich will nicht über sie urtheilen, mag sein, daß ich als Mädchen nichts von ihnen verstehe, aber Eines weiß ich: „Was ohne Gottes Beistand unternommen, das gedeiht nicht; was nicht von Gott ist, das geht zu Grunde!" — Ich glaube gerne, daß Ihr das Beste wollt, Ihr Beide; wie sollte ich von Euch wohl etwas Anderes glauben, aber eben deßhalb wünschte ich, daß Ihr diese Uebergangsperiode rascher durchmachtet. Ich weiß es gewiß, ganz gewiß, daß wir uns am Herzen Gottes wieder zusammenfinden werden, aber ach, das kann noch so lange dauern!"

Als die Geschwister eingetreten, eilte Wilhelm mit offenen Armen auf Paul zu und Gretchen auf dessen Mutter, und als sie sie weinend fand, neigte sie ihr schönes Haupt über die alte Frau und weinte leise mit, ihren Schmerz durch ihre langen Locken keusch verbergend.

Paul erwiederte in herzlicher Weise Wilhelm's Umarmung und Kuß. „Ich danke Dir, Wilhelm, daß Du gekommen bist, Abschied zu nehmen," sagte er.

„Wie so, Abschied?" fragte Wilhelm.

„Weil nach Dem, was vorgegangen, dies das letzte Mal sein muß, daß wir uns sehen!"

„Höre, Paul," sagte Wilhelm treuherzig. „Selbst wenn Alles so bliebe, wie es ist, so wäre damit denn doch noch nicht gesagt, daß auch unsere Freundschaft damit zerrissen; die steht denn doch, wie ich hoffe, auf festeren Füßen. Dann aber stehen die Sachen auch, Gottlob, noch nicht so schlimm. Wir sind gekommen, um Dich in Vaters Namen um Verzeihung zu bitten für seine heftige Uebereilung. Er hat Dich falsch beurtheilt, Paul, und nun schickt er zu Dir und läßt Dir die Versöhnungshand reichen! Schlag' ein um unser Aller willen und" — — Wilhelm hielt ihm die Rechte hin.

„Und um Jesu Christi Willen," sagte Gretchen, ihr Haupt erhebend, und reichte ihm ihre Hand hin.

Ein dunk'les Roth stieg in Paul's Gesicht auf; er zitterte am ganzen Leibe. Er ergriff sie nicht, die dargebotenen Hände; er verhüllte sein Angesicht und wandte sich ab in hastigster Bewegung.

„Paul," sagte Wilhelm und schlang seinen Arm um den Nacken des Freundes, „willst Du den alten Mann so demüthigen, soll er selbst kommen und um Deine Vergebung bitten? Wenn Du es verlangst, wird er es thun, das ließ er Dir sagen!"

„Gieb nach, Paul," sagte Gretchen leise, indem sie die Hand auf seine freie Schulter legte; „uns Allen muß viel vergeben werden!"

Paul wandte sich um, drückte Wilhelm hastig an's Herz, küßte stürmisch Gretchen's Hand, nickte mit dem Kopf und trat dann rasch zurück und an's Fenster. Sie durften sie nicht sehen, die großen Thränen, die aus seinen Augen rollten, eine nach der anderen.

Die Mutter wollte auf ihn zueilen, aber Gretchen hielt sie zurück: „Lassen Sie ihn jetzt," bat sie.

Wohl eine Viertelstunde schwieg die Gesellschaft, dann wandte Paul sich um. „Habt Ihr noch einen Platz frei im Wagen," fragte er, „ich will Euch begleiten!"

„Das ist hübsch, Paul," rief Wilhelm und drückte ihm die Hand.

„Ich danke Dir," sagte Gretchen.

Paul trat auf die Mutter zu, sah ihr lange und tief in die Augen und drückte sie an sein volles Herz. „Mein liebstes, liebstes Mütterlein," sagte er leise.

Sie gingen, die Drei. Im Wagen sprach Keines ein Wort. So kamen sie in's Pastorat.

Der Pastor umarmte Paul auf der Flur, dann ging er mit ihm in sein Zimmer und zog ihn neben sich nieder auf das Sopha.

„Höre, mein Junge," sagte er, „ich bin Dir eine Erklärung meines Betragens schuldig. Damit, daß ich sage, ich bin heftig gewesen, ist's nicht gethan; Du mußt auch wissen, wie ich dazu gekommen. Siehe, Du wirst mir selbst zugeben, daß Du ein durchaus ungewöhnliches Kind gewesen, daß Du jetzt ein ungewöhnlicher junger Mann bist. Ich bin eine offene gerade Natur; da war mir, ich will's Dir nur offen gestehen, Dein kaltes verschlossenes Wesen gründlich antipathisch, und so stieg in mir

der Verdacht auf, dahinter stecke nichts Gutes. Als ich nun sah, daß der Wilhelm sich allerlei Zeug hat in den Kopf setzen lassen, da dacht' ich, — es war schlecht von mir, aber ich dachte so, daß Du es am Ende bist, der ihm das Alles beigebracht. Ich weiß nicht, ob Du auch so thöricht denkst, wie er?" — Der Pastor hielt wie fragend inne.

„Ich theile Wilhelm's Ansichten," sagte Paul.

„Nun," fuhr der Pastor fort, „dann verzeih' meine herben Ausdrücke. Aber ich bin ein gut Stück Jahre älter, als Ihr, da kann ich denn freilich nicht viel davon halten. Nun, es mag besser sein, wenn ich mich nicht hineinmische, wenn Ihr Euch auf Euere Weise austoben könnt; jetzt, da ich weiß, daß ich Dir Unrecht gethan, daß Du nicht schlecht denkst, sondern nur auf Abwege gerathen bist, kann ich's ja auch. Also sei wieder mein lieber Sohn wie bisher und vergieb dem alten Bären, daß er so täppisch zugefahren. Er hielt Dich für jünger als Du bist!"

„Vater," sagte Paul ('er hatte ihn bisher immer so genannt), „Du bist so lieb und offen gegen mich gewesen, daß ich es Dir nicht besser vergelten kann, als indem ich es auch bin. Glaube mir, daß ich Dir nicht mehr zürne wegen der harten Worte, die Du zu mir gesprochen, ganz und gar nicht mehr; glaube mir auch, daß ich nicht undankbar bin, daß ich weiß wie viel ich Dir schulde, nicht für den Unterhalt, den Du mir gütig gewährt, nicht für das Geld, das ich Dir gekostet, nein, für diesen Augenblick! Vater, der wird nicht verloren gehen, das fühle ich tief im innersten Herzen. Ich will Dir ein guter gehorsamer Sohn und Wilhelm ein treuer Freund sein, aber fordere nicht von mir, daß ich in Dein Haus zurückkehre, daß ich auch fernerhin mich von Dir erhalten lasse! Das kann ich nicht. Es mag thörichter, kindischer, sündhafter Stolz sein, der mich daran verhindert, aber ich kann seiner nicht Herr werden. Jeder Bissen Brod würde mir im Halse stecken bleiben, mein Rock würde mir zum Nessusgewand, mein Lager zum Folterbett. Ich mag ein schlechter, unedler Charakter sein, aber selbst bisher trug ich schwer an den Wohlthaten, die mir Deine Güte erwies; von jetzt an würde mir die Last unerträglich sein. Ich wollte mich heute Morgen nach einem Subalternposten umsehen; das will ich nicht mehr. Ich will bei'm Studium bleiben, aber erlaube mir, daß ich mir das Geld dazu selbst als Lehrer erwerbe. Schone des kindischen Knaben, dringe nicht in ihn, zu übernehmen, was durchzuführen über seine

Kräfte geht. Nur Selbstständigkeit kann mich retten, kann mich machen wie Du mich willst: offen und frei! Müßte ich noch ferner Wohlthaten annehmen, selbst von Dir, ich würde ein feiger, tückischer Knecht. Was meine Ansichten aubetrifft, so habe ich sie mit Wilhelm zugleich von Winter empfangen. Ich will aber auch nicht leugnen, daß ich versucht hätte, sie, wenn das nicht der Fall gewesen wäre, Wilhelm mitzutheilen, denn, Vater, sie mögen so thöricht sein, als sie wollen, ich halte sie für die rechten, und Du selbst mußt es billigen, daß der Mann, daß der Jüngling schon eintritt für das, was er für das Rechte hält!"

Der Pastor drückte gerührt Paul's Rechte. „Wenn das der Grund Deiner Zurückhaltung war, wenn Du selbst von mir keine Unterstützung empfangen kannst, ohne sie als Last zu empfinden, so will ich sie Dir nicht aufdringen. Eines aber versprich mir, Paul, daß Du bis Weihnachten wenigstens nach wie vor auch in dieser Beziehung mein Sohn bleibst! Hast Du dann Dein Abgangsexamen gemacht, so kannst Du ja Deinen Willen immer noch haben. Willst Du das thun?"

„Ja," sagte Paul, „herzlich gern!"

„Nun gut also! Noch hoffe ich, daß Du Dich besinnst und einsiehst, daß Armuth Niemand schändet, daß Du bedenkst, wie Viele vor Dir auf Kosten anderer Leute studirt und die Besten geworden im Lande. Doch wie dem auch sei, jedenfalls, mein Junge, hat diese unangenehme Geschichte doch das Gute gehabt, daß unsere Herzen sich gegen einander aufgeschlossen. Brauchst Du je Rath oder Hülfe, so komm' zu mir. Ich kenne Dich jetzt und, Paul, ich habe Dich herzlich lieb!"

Als Paul am Abend zur Mutter zurückkehrte, ging sie ihm mit strahlendem Gesicht entgegen und schloß ihn in ihre Arme.

„Ist Alles wieder in Ordnung, mein Herzenskind?" fragte sie.

„Ja, mein Mütterchen! Ich bleibe bis Weihnachten noch in Flussau und dann will ich Lehrer werden und mir das Geld, das ich zum Studiren brauche, selbst verdienen."

Die Mutter fuhr erschreckt zurück. „Hat er Dir denn nicht ganz verziehen?" fragte sie.

Paul's Lippen zuckten schmerzlich. „Ja, und er wollte, das Alles bei'm Alten bliebe, aber das kann nicht sein! Doch bis dahin ist noch ein halbes Jahr Zeit, mein Mütterchen!"

Mit diesem Trost gab sich denn auch die Doktorin zufrieden. „Steht er erst wieder mit den Bewohnern des Pastorats auf vertrautem Fuß," dachte sie, „so wird er diese Ideen schon wieder aufgeben." Aber Mutter und Sohn waren Beide doch noch in großer Aufregung, als sie ihr Lager suchten und Beide lagen noch lange wach in ihren Betten und suchten Herr zu werden über die Eindrücke dieses ereignißvollen Tages.

Im Hirschpark.

Wilhelm hatte den Freund bis nach Jakobsburg begleitet, einmal, weil sein Herz des Erlebten voll war und er das Bedürfniß hatte, darüber mit dem Freunde zu sprechen, dann auch, weil das der prächtigste Vorwand war, sein Pferd mitzunehmen und lange auszubleiben. Er befand sich in der größten Aufregung. Seine ohnehin erregten Nerven ließen ihn die Spannung, in der er sich befand, noch quälender empfinden. Er hatte dem Freunde den Schritt, den zu thun er im Begriff stand, mitgetheilt, dieser aber denselben durchaus gemißbilligt und alle seine Beredtsamkeit aufgeboten, ihn davon zurückzuhalten. „Warum," hatte Paul gefragt, „hast Du das junge Mädchen zu einem Schritt überredet, der es möglicherweise auf's Aergste compromittiren kann? Auch abgesehen davon, daß ich von Eurer Verlobung durchaus nichts Gutes erwarten kann, auch abgesehen davon, daß ich überhaupt ein entschiedener Feind langer Brautschaften bin, muß ich Dich schon um Deiner Geliebten willen bitten, auszubleiben. Auch scheint es mir wenig edel, ein solches Verhältniß gegen den Willen der Eltern anzuknüpfen und fortzuführen, und ich mache in solchen Fällen nicht das junge Mädchen, wohl aber den Mann verantwortlich. Daß aber Euer Verhältniß gegen den Willen Deiner und ihrer Eltern geschlossen ist, darüber könnt Ihr Euch unmöglich Illusionen machen. Damit will ich Dir nicht zureden, Mathilde aufzugeben, ich weiß, daß Du das nicht kannst, aber wenn Ihr Euch

wirklich liebt, so wird Eure Liebe auch ausdauern, ohne durch Küsse und Umarmungen angefeuert zu werden!" — Aber wann hat je über einen Liebenden eines Freundes Einfluß etwas vermocht? So war denn der Erfolg dieser Unterredung vorauszusehen; als Paul ihn verlassen, stieg Wilhelm zu Pferde und eilte auf allerlei Feld- und Waldwegen schnurstracks auf Götzenhof zu. „Wenn sie mich liebt und ich sie liebe, was gehen uns da die Eltern an?" dachte er. „Wir sind, Gottlob, keine Inder, und wenn die alten Leute Vorurtheile haben, so ist's an uns jungen, sie eines Besseren zu belehren." — Bei Alledem war ihm doch unheimlich zu Muthe und sein Gewissen wollte sich nicht ganz zur Ruhe bringen lassen. Er ließ sein Pferd Schritt gehen und ging nochmals mit sich zu Rathe. Aber das wäre ja ganz erbärmlich gewesen, wäre er jetzt, nachdem er selbst Mathilde um das Stelldichein gebeten, jetzt, wo sie ihn erwartete, ausgeblieben! Vorwärts also! Noch jenes Birkenwäldchen und vor seinen Augen lag die weiße Mauer des Hirschparks. Aber wie hinüber kommen? das war jetzt die Frage. Die Mauer war hoch und kein Baum nahe genug, um als Leiter zu dienen. Ueber dem Hin- und Herreiten verging viel Zeit. Endlich half er sich dadurch, daß er sein Pferd mit dem Rücken nach der Mauer zu stellte, den Halfter an einer Birke befestigte und nun vom Rücken des Pferdes aus einen tollkühnen Sprung machte. Dieser glückte, es gelang ihm, den oberen Rand der Mauer, in der einzelne Steine ausgebrochen waren, zu erfassen und den Körper dann nachzuziehen. Das Herunterkommen war leicht, denn im Innern standen dicht an der Mauer viele Bäume. Unten angelangt, stand Wilhelm hoch aufathmend still. Sein Herz klopfte hörbar, ihm war zu Muth, als bestände er nicht sein erstes Liebesabenteuer, sondern, als begehe er den ersten Diebstahl. Er horchte ängstlich. Nichts regte sich und nun eilte er auf den Fußspitzen über den weichen Rasen durch das Gebüsch, der Mitte des Parks zu, wo, wie er wußte, Mathilden's Gartenhäuschen stand. Aber es war lange her, seit er zum letzten Male mit ihr dort gewesen, und damals hatte er es am hellen lichten Tage gesehen; jetzt war die Sommernacht zwar hell, aber hier im Walde war es doch immer dunkel genug. So fand er sich denn, nachdem er wohl eine halbe Stunde rasch vorwärts geeilt war, zu seinem Schrecken plötzlich wieder an der Mauer und als er nun still stand, um sich zu orientiren, sah er, daß er sich verirrt hatte und durchaus nicht wußte, wo er war. Der Thierpark war groß und weitläufig, man konnte in ihm lange herumirren, ehe

man einen bestimmten Punkt fand. Wilhelm war in der verzweifeltsten Stimmung und wollte eben wieder auf gut Glück in den Wald hineineilen, als nicht weit von ihm die Büsche rauschten und knackten. Er hielt ängstlich still. Wer konnte das sein? Er drückte sich fest an eine mächtige Tanne und hielt den Athem an. Das Rauschen im Laub und das Brechen der Zweige dauerte fort. Es kam offenbar Jemand immer näher, stand dann eine Weile still und kam wieder näher. Wilhelm strengte seine Augen auf's Aeußerste an, endlich sah er, was es war; er hatte vor sich einen stolzen stattlichen Edelhirsch, der nun auf der kleinen Lichtung wieder still hielt, mit dem Fuße stampfte und jetzt ein lautes, Mark und Bein erschütterndes Gebrüll ausstieß. Er hatte Wilhelm offenbar bemerkt und bot nun der fremden, ihm unheimlichen Erscheinung, den Kampf an. Wilhelm erschrack. Er wußte, daß der Götzenhöf'sche Hirschpark einen Hirsch beherbergte, vor dessen Wildheit sich Jedermann fürchtete; daß dieses Thier nur dem alten Parkwächter, Herrn von Langerwald und seiner Tochter wohlwollte; er wußte auch, daß ein zorniger Hirsch ein gefährlicher Feind ist und speciell von diesem wußte er es nur zu gut, denn derselbe hatte vor etwa einem Jahr einen Buschwächter, der den Parkwächter besuchen wollte und sich unvorsichtig in den Park gewagt, überfallen und ihn, obgleich der Mann mit einem derben Knotenstock bewaffnet gewesen, auf das Entsetzlichste zugerichtet. Mathilde hatte Wilhelm zwar versprochen, das Thier einzusperren und erst nach seinem Eintreffen als Liebeswächter wieder loszulassen, aber er konnte sich ja befreit haben. Noch eine Hoffnung blieb übrig. Vielleicht war es ein anderer Hirsch, der sich verscheuchen ließ. Wilhelm trat also rasch vor und klatschte in die Hände, aber das schien den Zorn des Thieres nur noch anzufachen. Der Hirsch kam langsam näher und stand endlich kaum fünf Schritt vor Wilhelm, der sich, so gut er konnte, durch die Tanne deckte und sich bereit machte, bei einem etwaigen Angriff zur Seite zu springen. Es war eine fürchterliche Lage. Um Hülfe zu rufen, wagte er nicht, denn was hätte man dazu gesagt, wenn man ihn zu dieser Zeit hier im Park gefunden hätte, und andererseits ließ sich nicht absehen wie er den Hufen und dem Geweih des Hirsches, der immer lauter, immer zorniger brüllte, entkommen sollte. Jetzt beugte das stolze Thier den Nacken und stürzte vorwärts. Nur durch einen verzweifelten Sprung gelang es Wilhelm, dem Schicksal gespießt zu werden, zu entgehen und sich hinter eine andere Tanne zu retten. Blitzschnell warf sich der Hirsch nun dorthin und Wilhelm flüchtete hinter einen

anderen Baum. So wechselten sie mit rasender Geschwindigkeit stets den Kampfplatz. Aber es war ein ungleicher Kampf. Glitt Wilhelm in der Dunkelheit, auf dem unebenen Boden, aus, so war er verloren; auch konnten auf die Dauer seine Kräfte es nicht mit denen des Hirsches aufnehmen. Schon rann der Schweiß in Strömen von seiner Stirn, kaum konnte er noch weiter springen, mehrmals schon hatten ihn die abstehenden Enden des Geweihes getroffen. Er sah ein, er mußte zu einer anderen Kampfart übergehen. Vor Allem galt es, sich vor dem Geweih und den Hufen des Thieres zu schützen. Wilhelm sprang das nächste Mal nicht bei Seite, er sprang dem Hirsch, noch ehe der vom Fehlsprung ganz umkehren konnte, gerade entgegen und faßte mit beiden Händen die Wurzeln des Geweih's dicht über der Stirn. Die Todesangst gab ihm Riesenkräfte; er drückte sich eng an den Hirsch. Vergeblich suchte das wüthende Thier die Last loszuwerden; es warf den Kopf zurück, aber sein Feind blieb daran hängen; er stürzte mit ihm gegen einen Baum, aber Wilhelm ließ nicht los, obgleich er das Gefühl hatte, als würden ihm alle Knochen zerbrochen; er suchte nur mit den vorgehaltenen Füßen die Wucht des Stoßes zu pariren. Das Thier warf sich wie rasend zu Boden, sein Feind blieb dicht an ihm; es warf sich in's dichte Gebüsch, der Feind ließ sich nicht abstreifen. Der Staub und der Rasen, den es aufwarf, blendeten Wilhelm's Augen, sein fürchterliches Brüllen, das Knistern der brechenden Zweige, das Krachen seines eigenen Leibes betäubte sein Ohr. Er hatte nur noch den einen Gedanken: „Was werden sie sagen, wenn sie Dich morgen zerfleischt finden?“

Er hörte nicht, daß der Ton einer Pfeife greller und immer greller, näher und immer näher ertönte; er hörte nicht den entsetzten Ruf einer Frauenstimme dicht neben sich. Nur einen Blitz sah er die Dunkelheit erhellen, hörte einen Knall, fühlte, daß der Hirsch mit ihm niederstürzte und dann verlor er die Besinnung. Als seine Gedanken wieder zu ihm zurückkehrten, allmählig, anfangs wirr und wüst, dann immer geordneter, immer bestimmter, da fühlte er, daß er nicht mehr auf dem feuchten Rasen, sondern auf einem Lager ruhte und daß man seinen Arm und seine Brust mit kaltem Wasser wusch. Er hörte auch wie eine rauhe Männerstimme lettisch sagte: „Er ist nicht todt, verlassen Sie sich darauf! Es würde ja sonst das Blut nicht fließen. Wie werden wir ihn nur nach Hause schaffen?“

„Ach, Jakob," hörte er Mathilde sagen, „ich fürchte, das wird nicht nöthig sein. Sollte ich doch nicht lieber nach dem Hofe eilen?"

„Wie Sie meinen, Fräulein! Das ist Ihre Sache. Aber nöthig ist es nicht und ich meine, der Herr Baron wird nicht gerade sehr erfreut sein, wenn er den Jungherrn hier findet!"

„Ja, wenn er nur nicht stirbt!"

„Das wird er ganz gewiß nicht. Halten Sie nur die Wunde hier etwas auseinander, damit das Wasser hineinkommt. So!"

Wilhelm hielt die Augen geschlossen. Es war ein gar zu schönes Gefühl, so von der Geliebten gepflegt zu werden, und er fühlte sich todtmüde. Endlich aber hielt er es doch nicht mehr aus, sie so in der Angst zu lassen und schlug die Augen auf. Mit einem Jubelschrei warf sich Mathilde auf ihn und bedeckte seinen Mund, seine Stirn, seine Augen mit feurigen Küssen.

Auch Mathilde hatte den ganzen Tag in großer Aufregung zugebracht. Zwar wies sie die auftauchenden Bedenken ihres Gewissens damit ab, daß es ja nichts Schlechtes war, was sie vorhatte, daß es ja ganz natürlich war, wenn sie mit ihrem Geliebten, ihrem künftigen Gemahl, ein Paar Stunden allein im Park zubrachte. Wenn es ohne Wissen der Eltern geschah, so lag es nur daran, daß Wilhelm noch so jung war und es lächerlich wäre, jetzt mit dem Vater über ihre künftige Verbindung zu sprechen, und wenn sie der Mutter nichts davon gesagt hatte, so geschah's, um ihr die unnütze Sorge zu ersparen, aber trotz all' dieser Ausreden war Mathilde voll banger Erwartung und Spannung. Sie hatte den alten Jakob, den Parkwächter, in's Geheimniß gezogen und der hatte, nachdem er allerlei Bedenklichkeiten erhoben und sich ohne Ende den Kopf gekratzt, zuletzt gnädig darein gewilligt, das Parkthor zu hüten und den Hirsch einzusperren übernommen. Sie war den Tag über wohl zwei, drei Mal in's Gartenhäuschen, das sie mon repos benannt, gegangen und hatte nachgesehen, ob darin Alles in Ordnung sei. Sie pflegte dort oft halbe Tage zu verbringen mit Lesen, Arbeiten, dem Füttern der Fasanen und Hirsche, wohl auch mit dem Schießen in's Ziel.

So langsam nun auch die Sonne ihre Rundreise vollzog, endlich war sie doch herabgesunken am Horizont und färbte die Gipfel der Bäume mit purpurnem glühendem Roth.

Mathilde erklärte, sie würde in den Park gehen und erst spät zurückkehren, und da der Baron nichts lieber hatte, als wenn seine Tochter selbstständig, ja excentrisch verfuhr, auch sonst Alle daran gewöhnt waren, so wurde ihr keinerlei Hinderniß in den Weg gelegt. So eilte sie denn nach mon repos. Dem am Eingange des Parkes sie erwartenden Jakob schärfte sie noch einmal ein, ja alle Pförtchen zu schließen, und überzeugte sich durch den Augenschein, daß der Hirsch wohl verschlossen war.

Mon repos war aus schlanken, ungeschälten Birkenstämmen sehr zierlich erbaut, und Tisch, Sopha und Stühle wetteiferten an Weiße mit den Wänden und dem Dach. Ein Bücherbrett enthielt die Lieblinge in Goldschnitt: Göthe, Reinecke Fuchs, altdeutsche Dichter, Don Quixote, zwei Mappen reichliches, geduldiges Papier, das sich beschreiben ließ so gut wie bemalen. An der Wand hingen Büchse und Armbrust, auf dem Tisch lag ein Revolver neben der Reitpeitsche. Mathilde setzte sich auf die Bank vor der Thür und wartete. Von Zeit zu Zeit sah sie nach der Uhr und wartete weiter. So sah sie wie erst noch die Wipfel der höchsten Bäume geröthet waren, wie dann die leichten Wölkchen hoch oben am Zenith strahlten in fliegender Gluth, wie die Nacht dann immer dunkler und dunkler herabsank auf die Erde. Warum kam er nicht? Längst schon konnte er bei ihr sein. Warum versäumte er leichtsinnig kostbare Minuten? So dachte sie anfangs. „Was kann ihn nur zurückgehalten haben?“ dachte sie dann und „wann kommt er, damit wir eine neue Stunde verabreden?“ — Endlich war's entschieden, daß er heute nicht mehr kommen würde.

„Laß den Wolfgang los, Jakob,“ sagte sie zu dem herbeikommenden Wächter, „der junge Herr kommt heute doch nicht mehr!“

Sie lehnte sich zurück an die Lehne der Bank und blickte hinauf zu den funkelnden, blitzenden Sternen am Firmament. „Wie lange,“ seufzte sie, werde ich warten müssen, bis wir endlich und für immer vereinigt sein werden?“ — Einen Augenblick dachte sie, daß es doch schön wäre, wenn Wilhelm ein oder zwei Jahre Landwirthschaft studirte und dann zurückkäme, um Landwirth zu werden, aber sie verwarf den Gedanken, er durfte nicht von dem Gelde seiner Frau leben. Sie schloß die Augen und träumte von einer schönen, schönen Zukunft.

Ein lauter gellender Ton riß sie aus ihren Träumereien. Das war Wolfgang's Gebrüll. Ihr fuhr der Gedanke durch den Sinn, ob Wilhelm nicht am Ende doch noch gekommen sei, und sie erschrack. Sie horchte ängstlich.

Alles war still. Dann ertönte das Gebrüll von Neuem, kurz, abgerissen, zornig. Aber das war ja an einer ganz anderen Stelle, als von woher Wilhelm hatte kommen wollen. Wieder das Gebrüll und jetzt wieder und wieder. „Fräulein," rief der herbeieilende Jakob, „um Gottes Willen pfeift, am Ende ist es der Jungherr!"

Mathilde eilte hinein und ergriff die Pfeife, sie griff auch nach dem Revolver. Rasch setzte sie die Pfeife an die Lippen und der Pfiff drang schrill und gellend durch die stille Nacht. Kam Wolfgang nicht, so war das ein sicheres Zeichen, daß ihn etwas ganz Außergewöhnliches abhielt. Wieder erscholl das Gebrüll und jetzt nicht mehr von Zeit zu Zeit, nicht mehr stoßweise, nein, immer fort und fort. Mathilde flog wie ein Pfeil der Gegend zu, in der der Kampf Statt fand, denn daß es ein solcher war, hörte sie jetzt an dem Krachen und Brechen der Aeste. Endlich sah sie den Hirsch und dicht an ihm eine dunkle Masse, offenbar ein Mensch. „Wilhelm," rief sie entsetzt, „Wilhelm, bist Du es?" — Keine Antwort. Jetzt war sie dicht an den Kämpfenden; sie erkannte Wilhelm, trat dicht an den Hirsch heran und jagte ihm die Kugel mitten in's Herz. Aber ach, mit dem Hirsch zugleich brach auch Wilhelm zusammen und während der Hirsch sich wenigstens noch im Todeskampf bewegte, lag Wilhelm regungslos da. Verzweifelt warf sich Mathilde über ihn; auch der alte Jakob, der mittlerweile herbeigekommen, wußte kein Wort des Trostes, auch er hielt Wilhelm für todt. „Schade, daß Sie schossen," sagte er, „dem Jungherrn halfen Sie doch nicht mehr und was wird der Herr sagen, wenn er den Hirsch todt findet?"

„Schweig," rief ihm heftig Mathilde zu, „und hilf mir den Herrn aufheben!" — Der Alte gehorchte. „Der lebt noch," sagte er. Er trug den Bewußtlosen, mehrmals unterwegs anhaltend, um sich etwas zu erholen, glücklich nach mon repos.

„Mein lieber, lieber Mann," sagte Mathilde endlich, als der erste Freudensturm über sein Erwachen vorüber war, „wie fühlst Du Dich? Bist Du schwer verletzt?"

„Ich weiß nicht ob ich es bin und wie sehr," antwortete Wilhelm und machte einen Versuch sich aufzurichten. Es ging. Er fühlte sich freilich sehr müde, sein Körper war wie zerschlagen und seine fast ganz von der Haut entblößten Hände, sowie die vielen kleinen Wunden, brannten wie Feuer, aber er wußte nun auch, daß er nicht ernstlich verwundet war. So richtete er sich denn auf, suchte seine Kleidung, die tüchtig zerfetzt war, in

Ordnung zu bringen, so gut es gehen wollte und sah lächelnd zu, wie Mathilde eifrig bemüht war, durch kaltes Wasser seine Schmerzen zu lindern.

„Laß es genug sein," sagte er endlich, „schicke den Alten fort und setze Dich zu mir; wir haben uns noch viel zu erzählen und es ist uns viel kostbare Zeit geraubt!"

Und als sie sich nun neben ihn gesetzt und er sie umschlungen hielt und ihre traute Nähe fühlte und sie küßte, da vergaß er all' seiner Schmerzen und begann zu erzählen von seinen Plänen und Hoffnungen und Träumereien. Die liefen auf so ein Stück kurischen Volkstribun im Talar hinaus, und so gern Mathilde auch seinen begeisterten, feurigen Worten lauschte, so hatte sie doch von ihrem Vater ein zu großes Theil gesunden Menschenverstandes mit auf die Welt bekommen, um nicht dazwischen im Schutz der Dunkelheit, sich fest an Wilhelm schmiegend, überlegen zu lächeln. Aber sie freute sich an seiner frischen, lebensvollen Begeisterung und freute sich an dem feurigen Wein, den dieser Most einst geben würde. Und sie genoß in vollen Zügen das Glück, den Geliebten so ganz anders geartet zu sehen, als alle die anderen jungen Männer ihrer Bekanntschaft, mit ihrem Geschwätz von Bällen, Jagden, Pferden und Hunden. Wilhelm erzählte ihr von den heutigen Ereignissen und sprach besorgt davon, daß Paul am Ende wirklich auf seinem Plan, in Zukunft auf eigene Kosten studiren zu wollen, bestehen würde. Mathilde beruhigte ihn darüber, indem sie versprach, im schlimmsten Fall dafür zu sorgen, daß ihr Vater Paul *seine* Kasse zur Verfügung stelle. Es wurde beschlossen, schon jetzt eine regelmäßige Correspondenz einzuleiten und eine alte Dame, die früher in Götzenhof Haushälterin gewesen und jetzt in Flussau lebte, als Vermittlerin in Aussicht genommen. Auch kamen sie überein, Gretchen in's Geheimniß zu ziehen, weil diese es mit Recht schmerzlich empfinden könnte, daß man ihr bei einer so wichtigen Angelegenheit kein Vertrauen geschenkt habe.

„Gretchen wird zwar mit vielem Eifer gegen unser Verhältniß sich erklären," sagte Mathilde, „aber daraus mußt Du Dir nichts machen, Willi! Du weißt ja, wie sehr ich sie liebe, aber sie sieht das Leben denn doch gar zu sehr von der Jammerthal-Seite an. Wir werden Beide einen tüchtigen Strauß mit ihr ausfechten müssen. Uebrigens liebt sie den Paul, wie ich Dich liebe!"

„Ja, aber sie sind nicht verlobt. Das weiß ich. Sie hält das eben für Unrecht und dann, unter uns gesagt und geblieben, ich weiß nicht, ob

sie wiedergeliebt wird! Ich glaube es freilich wohl, aber Paul fängt nicht davon an mit mir zu sprechen, und ich, als Bruder, kann ihn natürlich nicht darnach fragen!“

„Mathilde,“ fragte plötzlich Wilhelm nach einer Pause, „hast Du mich lieb?“

„Sehr, sehr, über alle Dinge in der Welt!“

„Wirst Du mich immer so lieb behalten, wird Dir nie ein Anderer mehr gefallen, auch nicht wenn er schöner, reicher, besser ist, als ich?“

„Nein, Wilhelm! Ich weiß nicht, ob es Leute giebt, die besser sind, als Du, aber wenn Einer auch tausend Mal besser wäre, als Du, ich würde ihn doch nie auch nur ein ganz klein wenig so lieb haben wie Dich!“

„Wirst Du mich auch lieb behalten, Mathilde, wenn ich, was Gott verhüten möge, abwiche von meiner Bahn, wenn ich leichtsinnig würde und schlecht?“

„Das ist doch eine ganz unnütze und sündliche Frage; Du kannst es gar nicht werden!“

„Aber wenn ich nun schlecht würde, wenn ich gemein würde?“

„Sprich nicht so lästerlich!“

„Aber wenn ich gemein würde?“

Mathilde richtete sich auf und sagte lachend: „Was willst Du nur damit?“

„Ich will wissen, ob Du mich auch lieb behalten würdest, gerade so lieb behalten, wie Du mich jetzt liebst, wenn ich ein gemeiner Schuft würde!“ sagte Wilhelm hartnäckig.

„Nun hör' damit auf,“ antwortete Mathilde und wurde ihrerseits ärgerlich; „Du bist kein Kind und ich nicht Dein jüngeres Schwesterchen!“

Wilhelm zog seine Arme beleidigt fort von ihr und lehnte sich mißmuthig zurück in die Ecke des Sopha's. Er zürnte dem Mädchen, das ihn so heiß, so innig liebte, das ihm eben erst das Leben gerettet, weil sie seine alberne Frage nicht beantworten wollte. „Sie liebt mich nicht!“ rief es schmerzlich in ihm.

Mathilde wartete einige Augenblicke, ob er sich nicht auf sich selbst besinnen, ob er sie nicht wieder in seine Arme schließen würde, aber als sie sah, daß er fortschmollte, umfaßte sie in leidenschaftlichem, schmerzlichem

Gefühl seinen Hals und flüsterte ihm halb zornig zu: „Ja, ja, ja!" — Nun war er wieder gut und sprach weiter, und sie mußte ihm versprechen, es nie vor ihm zu verheimlichen, wenn er sie verletzt, ihm nie zu verschweigen, wenn sie sein Verfahren mißbillige, nie, nie irre zu werden an ihm.

„Eben deßhalb," fuhr er fort, „weil ich weiß, daß ich keiner ehrwidrigen Handlung fähig bin, bestand ich darauf, daß Du mir auch in diesem Falle treu bliebst in Deinem Herzen, denn mit halber Liebe will ich, kann ich nicht zufrieden sein! Ganz mußt Du mich lieben, völlig willenlos, als ob das Mährchen vom Liebestrank zur Wahrheit geworden und Du ihn getrunken hättest von meiner Hand. So auch liebe ich Dich und wenn Du heute zu mir sprächest: „Wilhelm, springe auf und stürze Dich in's Meer!" so thäte ich es, und wenn Du sagtest: „Wilhelm, dort in das brennende Haus wirf Dich, mein Glück erfordert es!" nicht einen Augenblick besänne ich mich! Dich würde ich lieben, ob Du Königin wärest oder die niedrigste Magd, Dich immer, nur Dich, und je elender, je ärmer, je kranker, je sündhafter Du wärest, nur um so mehr. Mathilde, wenn ich mich für die Zukunft darauf freue, daß ich neben der Erreichung meiner Ziele auch Ruhm erwerben werde, Gott ist mein Zeuge, daß ich mich nur deßhalb darauf freue, weil er auch Dir zu Theil werden wird, weil Dein Name genannt werden wird von dankbaren Nachkommen, als das süße Frauenbild, das mich ermuntert, wenn ich verzagte, das mich angeregt, wenn ich träge war, mich zurückgehalten, wenn ich allzu feurig vorwärtsstürmte!"

Und so schwärmten sie fort die jungen Seelen und freuten sich an einander, an dem Guten, das sie wollten, an dem Herrlichen, das sie erhofften, und vergaßen darüber der Gegenwart, bis der alte Jakob ihre Unterhaltung störte und sie darauf aufmerksam machte, daß der Morgen heranbrach. „Gleich," sagten sie und blieben doch sitzen; „gleich," sagten sie zum zweiten, zum dritten Male und rührten sich doch nicht und genossen in wonnigem Wechselkuß alle Seligkeiten unaussprechlicher Liebe.

Wilhelm ermannte sich zuerst. „Ich muß fort," sagte er und wollte sich erheben. „Gleich," sagte sie und hielt ihn wieder.

„Man wird Dich vermissen, Mathilde," flüsterte er.

„Gleich," sagte sie.

„Mathilde, man wird mich sehen!"

„Gleich!"

„Mathilde, ich fürchte, die frische Morgenluft wird meinen Wunden schaden!"

Sie ließ ihn los und sprang auf. „Wirst Du reiten können?" fragte sie besorgt.

„O ja!"

Und nun gingen sie langsam, Wilhelm auf Mathilde sich stützend, durch den erwachenden Park. Die Schnarwachtel schlug im Felde ihr lautes eintöniges Lied; hie und da schlüpfte ein früh erwachter Vogel durch das Laub; wie ein zarter Schleier lag der Thau auf dem Rasen. Der alte Jakob trug die Leiter bedächtig hinter ihnen her. Ach, da war schon die Mauer! Noch ein langer, langer Kuß, dann half er sich mühsam die Leiter hinauf, nun war er fort. — Der Jakob, der mitgestiegen war, um Wilhelm auf's Pferd zu helfen, kam wieder zurück. Mathilde sah noch starr auf den Punkt, wo er verschwunden.

„Was werden wir sagen wegen des Hirsches?" fragte Jakob.

„Konnte er reiten?"

„Ja, er klagte über starke Schmerzen, aber es ging doch. Aber was werden wir dem Herrn sagen?"

Mathilde antwortete nicht. Sie wandte sich um und ging langsam mon repos zu. Sie fühlte deutlich, daß Wilhelm sie noch umschlang, sie fühlte seine Küsse auf ihrer Wange und ihre Lippen bewegten sich, sie küßte ihn wieder.

Erst in mon repos sah sie mit Schrecken, daß Alles voll Blutflecken war, das Sopha, die Diele, sie selbst, der Jakob, der trostlos vor ihr stand. Aber sie konnte sich nicht aufraffen von der Betäubung, die sie gefangen hielt. „Dem Herrn," sagte sie mechanisch und ging langsam dem Parkthor zu; sie fühlte wieder nur, daß Wilhelm sie umschlungen hielt und immerfort küßte und ihre Lippen bewegten sich wie zum Kuß.

Als sie in ihrem Zimmer war und sich ausgekleidet hatte und zu Bett gelegt, sprach sie wieder mechanisch: „Dem Herrn," und fühlte wieder, daß Wilhelm sie umschlang und sie küßte und ihre Lippen bewegten sich wie zum Kuß, bis sie in schweren, tiefen Schlaf versank.

Und als Wilhelm durch den hellen Morgen im Schritt nach Hause ritt, fühlte er, wie sein köstlich Mädchen an seiner Brust ruhte, und er fühlte es, als er sich todtmatt zu Hause in Kleidern auf sein Bett warf, und er fühlte, wie es mit ihm einschlief an seiner Brust.

Auseinandersetzungen.

Mathilde erwachte nach kurzem Schlaf durch den Schreckensruf, den ihre Zofe ausstieß, als sie die Blutflecken auf Mathilden's Kleidern bemerkte. Jetzt, da die Ruhe sie erquickt und die Sonne hell in's Zimmer schien, war Mathilde wieder das selbstständige, energische Mädchen. Sie befahl ihrer Dienerin, das strengste Stillschweigen zu beobachten, damit die Eltern, denen sie die Ursache selbst mittheilen werde, nicht erschreckt würden, kleidete sich rasch an und eilte nach dem Thierpark und mon repos, wo sie den alten Jakob eifrig bemüht fand, die Blutflecken aus Diele und Geräth zu entfernen. Sie schärfte ihm ein, sorgfältig Acht zu geben auf Das, was sie ihm sagen würde, um sich nicht etwa in Widersprüche verwickelt zu sehen. Sie wollte, sagte sie ihm, zu Hause erzählen, daß sie gestern Abend, durch das heftige Brüllen des Wolfgang aufmerksam gemacht, nach der Gegend geeilt sei, woher der Lärm ertönte, daß sie dort den Hirsch im Kampf mit einem Menschen gefunden und das Thier, als es auf ihren Ruf nicht hörte, niedergeschossen, daß es aber dem Fremden gelungen sei, im Schutze der Dunkelheit zu entkommen. Sie erzählte ihm dieses Mährchen mehrere Mal und er mußte es ihr wiederholen, um ihr zu beweisen, daß er es verstanden und behalten. Dann befahl sie ihm noch, nach dem Schauplatz des gestrigen Kampfes zu gehen und sorgfältig nach etwaigen verrätherischen Ueberresten von Wilhelm's Kleidung zu suchen, falls sich welche finden sollten, sie aufzuheben und in Sicherheit zu bringen. Sodann sollte er mon repos um jeden Preis, schlimmsten Falls auch mit Hülfe des Hobels von den häßlichen Flecken reinigen. Dann begab sie sich auf den

Rückweg, nachdem sie des Alten Eifer noch durch das Geschenk eines fünf Rubelscheines angefeuert hatte. Zu Hause fand sie die Eltern bei'm Kaffee und erzählte ihnen ihr gestriges Abenteuer nach der oben angegebenen Version. Die Mutter billigte ihr energisches Verfahren durchaus; der Vater gerieth darüber in großen Zorn und war der Ansicht, daß es dem Fremden, der sich doch jedenfalls in diebischer Absicht über die Mauer geschlichen, ganz recht geschehen wäre, wenn ihn der Hirsch getödtet hätte, daß Mathilde, wenn sie sich so wenig besann, den Hirsch zu opfern, jedenfalls doch mit dem andern Lauf den Dieb hätte niederschießen sollen und daß sie am Besten gethan hätte, den Hirsch und seinen Gegner sich selbst zu überlassen. Er fügte noch hinzu, indem er ärgerlich mit seinem Taschentuch sein Lorgnon rieb, der Wolfgang sei ein durchaus unersetzliches Thier gewesen, selbst ein Dutzend Wächter könnten ihn nicht ersetzen und man habe alle Ursache zu glauben, daß nun die Bäume im Park binnen wenig Wochen abgehauen und gestohlen, die Hirsche und Rehe aber abgeschlachtet und geraubt werden würden. Dann stieß der Baron seine von ihm noch kaum berührte Tasse Kaffee bei Seite, stand auf, ging in's Vorhaus, nahm Hut und Reitpeitsche und begab sich in's Freie, um den Schauplatz des Kampfes, so wie die Leiche des muthigen Wächters in Augenschein zu nehmen. Er war eben am Rande des Teiches, auf dem das grüne Boot ruhte, in dem Wilhelm neulich die Damen gefunden, als der Roßhändler Moses aus einer der, den Teich einschließenden Hecken hervorkroch, ihn mit lebhaftem Mienenspiel mit der Hand herbeiwinkte und mit lispelnder Stimme rief: „Herr Baron, Herr Baron, auf ein Wort!“

Der Baron, im höchsten Grade ärgerlich über des Juden unvermuthetes Erscheinen, so wie über die Vertraulichkeit und das Heimlichthun im Gebahren des Mannes, blieb stehen und rief überlaut: „Was kriechst Du da in den Hecken umher, Du Schurke? Komm hierher zu mir, wenn Du mir was zu sagen hast und sprich laut, Du Hund! Ich habe mit Deinesgleichen keine Geheimnisse!“

Der Jude, der sich durch die abstoßende Antwort nicht warnen ließ, lief eilig herbei, stellte sich, ohne die Mütze vom Kopf zu nehmen, vor den Baron hin, lächelte ihn verschmitzt an und sagte:

„Herr Baron! Wie haben Sie mit mir keine Geheimnisse nicht, wenn ich habe Sie mitzutheilen ein Geheimniß?“

Der Baron, welcher in hohem Grade über das seltsame Wesen des Menschen erstaunt war, und unruhig wurde, fragte ihn heftig, was das wäre.

„Herr Baron! Der junger Mensch, was vorgestern kam mit Ihre Damens, als wir machten den Handel wegen der Füchse, war den Pastor aus Jakobsburg sein Sohn?“

„Ja, was ist's damit?“

„Nu! kann man doch fragen, ob er ist den Pastor sein Sohn. Werden Sie hören auch warum ich habe gefragt! Seind Sie doch ein gütiger Herr Baron und ein zuverlässiger Herr Baron, was kauft viel Pferde und was bezahlt die Pferde, was er kauft, baar! Sind Sie doch anders, als der Dseltepill'sche Baron, was hat von mir gekauft“ —

„Zur Sache, Moses, in's Teufels Namen,“ rief der Baron ungeduldig, „was geht Dich der junge Wolfschild an?“

„Können Sie erfahren auch was er mir geht an! Werden Sie erfahren, daß er Ihnen geht auch an. Aber der Dseltepill'scher Baron hat gekauft von mir“ —

„Gott straf' mich,“ rief der Baron in höchster Ungeduld, „zur Sache, oder, so wahr ich lebe, meine Reitpeitsche soll Dich lehren, mich ein anderes Mal nicht unnütz aufzuhalten!“

Moses, der aus Erfahrung wußte, daß mit dem alten Herrn nicht zu spaßen war, und auch glaubte, ihm Appetit genug nach seiner Mittheilung gemacht zu haben, um eines reichen Lohnes für seine Botschaft gewiß zu sein, blinzelte den Baron listig an und fragte halblaut: „Herr Baron, haben Sie gewußt, daß der junger Mann gestern Abend ist gewesen in Ihrem Park?“

Herr von Langerwald fuhr zurück. Ihm ahnte, was kommen würde; blitzähnlich fuhr ihm der Gedanke durch den Kopf, daß Wilhelm jener Fremde gewesen und daß der Hergang der Sache vielleicht nicht eben ganz getreu von Mathilde wiedererzählt worden. Er kreuzte die Arme über der Brust und sagte kurz: „Vorwärts!“

„Nu, werde ich kommen vorwärts; werde ich erzählen Alles. Gestern Abend habe ich mit meiner Kobbel geschlafen hier im Kruge. Des Abends hab' ich gedacht: „Willst 'mal hinübergehen zum Nammickwirth, ob er Dir nicht wird verkaufen seinen schwarzbraunen Hengst, wovor er hat verlangt

vorigte Woche den gora großen Preis von drei und siebenzig Rubel. Nu! hab' ich gedacht, wenn er ihn Dir wird verkaufen für fünfzig Rubel, kannst Du ihn nehmen zu, vor den Apotheker in Jakobsburg, wer sucht ein Schwarzbraunen zu sein Pferd, zu ein Paar. Nu! bin ich gegangen zu ihm, aber er hat bestanden auf seinen sündhaften Preis, und ich hab' ihm gewünscht, der schwarze Korn soll wachsen vor seiner Thür, und bin gekommen zarrick durch die Felder. Seh' ich, wie kommt ein Reiter durch den Roggenfeld und reit' hin und her mangs der Mauer. Oi! denk' ich bei mir: „Das ist ein junger Mann, das ist ein großer Mann, das hat blonde Haare, das muß sein der Sohn von seinem Tättle, daß muß sein der Jungherr von dem Pastor aus Jakobsburg! Was will der hier zu die Zeit?“ Hab' ich gedacht, ich werd' sehen, was er will und hab' mir versteckt im Roggen und hab' gesehen, was er will. Ist er geritten hin und wieder und hat immer gesehen nach der Mauer und dann hat er wieder gesehen nach der Erd', und dann hat er wieder gesehen nach rechts und nach links. „Moses,“ hab' ich zu mir gesprochen, „gieb Acht Moses, der Jungherr will klettern über die Mauer und wenn er sieht nach der Mauer, dann sucht er a ausgebrochene Stell', und wenn er sieht nach der Erde, dann sucht er a hohen Stein, und wenn er sieht nach rechts und links, dann sucht er a Baum, was steht nah' genug an der Mauer!“ Hernach hat er den Pferd gebunden mit dem Kopf an ein Baum und hat ihn zugekehrt mit den Hintertheil nach der Mauer und hat gethan einen grausamen Sprung und hat gekriegt zu fassen den Rand und ist gestiegen herüber. — Hernach ist es eine Zeit lang gewesen ganz still, dann hat der böser Hirsch angefangen zu machen ein fürchterlichen Gebrüll. Dann ist gefallen ein Schuß, aber nicht laut, sondern muß es gewesen sein aus ein Pistol und hernach hat der Hirsch nicht mehr gebrüllt. Nu! hab' ich gedacht, willst sehen, Moses, was er hat gehabt vor! Ist doch en Sünde und en Schande von so 'n jungen Herren, hab' ich gedacht, daß er klettert des Nachts über die Mauer und schießt den Herrn Baron seinen Hirsch, und ist doch noch Sommerzeit. Hab' ich lange gelegen und habe müssen warten und seind mir die Kleider quatschnaß geworden von dem Thau. Hernach, wie es hat angefangen zu werden hell, ist der Juugherr wieder gestiegen herab, aber auf einer Leiter, was der Parkwächter hat gelassen vor ihm erst herunter. Und iß der Jungherr herabgestiegen, als ob er hätt' Eier in alle Taschen und die Sprossen hat er oben gehalten mit dem Kinn,

statt mit die Hände, und die Hände hat er gehalten weit weg von sich, wie ein Paar Flügel von ein Puter, welcher ist bös'! Der Parkwächter ist gestiegen nach ihm herunter und hat ihm den Pferd losgebunden und der Jungherr hat dabei gestanden mit weit weggefallene Hände. Er ist gewesen mit Blut, der Jungherr, und seine Kleider sind gewesen zerrissen und zerkoddert, als ob er wär' nicht den Pastor aus Jakobsburg sein Sohn, sondern ein jüdischen Bettler sein Kind. „Wird's gehen, Jungherr?" hat der Parkwächter gesagt und hat ihn aufgenommen und hat ihn gehoben auf den Sattel. Der Jungherr hat genommen die Zügel zwischen den Zähnen und hat genickt mit dem Kopf und gesagt: „Sag' dem Fräulein," hat er gesagt, „daß ich reiten kann!" und ist geritten fort im Schritt und hat gesehen aus wie ein geschlagener Mann und ein zertretener Mensch. Wie der Parkwächter ist gewesen gestiegen wieder über die Mauer, bin ich herangelaufen und hab' gehört wie er hat gesagt: „Was werden wir aber dem Baron sagen, Fräulein?" — Das gnädige Fräulein hat geantwortet und hat gesagt: „Konnte er reiten?" — Mehr hab' ich nicht gehört, aber ich hab' gedacht bei mir: „Gott gerechter!" hab' ich gedacht, „was für ein Glück vor Dir, Moses, daß Du bist gekommen diesen Weg und hast gesehen Alles und hast gehört Alles und kannst es sagen an den Herrn Baron!"

Moses schwieg und sah den Baron erwartungsvoll an. Letzterer blickte in heftiger Bewegung zu Boden. „Es ist gut so, Moses," sagte er endlich, aufsehend, und die zahllosen kleinen Fältchen um seine Augen bewegten sich, in einander übergehend, hin und her. „Willst Du nun auch den Lohn haben, den solche Kunde verdient?"

„Wenn der Herr Baron wird geben dem armen Moses noch einen besonderen Lohn, wird der nicht zuhalten die Hand!"

„Gut," sagte der Barou und fuchtelte mit der Peitsche hin und her. „He da!" rief er dem eben in einiger Entfernung vorübergehenden Gärtner zu, „gehen Sie nach dem Stall und schicken Sie mir den Kutscher und die Reitknechte her. Sagen Sie ihnen, Jeder solle einen tüchtigen Strick mitnehmen!" „Ich habe noch erst ein anderes Geschäft abzumachen, Moses!"

„Ich kann warten," antwortete dieser und verbeugte sich.

Auf dem Teich, der tief und von ziemlich weitem Umfang war, ruhte ein schmales und langes Floß, das dazu benutzt wurde, den Wäscherinnen

als Standpunkt zu dienen, und das nun nicht weit vom Ufer regungslos dalag. Der Baron bestieg ein Boot, ruderte sich an's Floß, zog dieses dann an's Ufer und setzte sich nun auf den Rand des Bootes.

„Bist Du ein Freund vom Baden?“ fragte er den Juden.

„Nein,“ erwiederte dieser grinsend. „Ich kann nicht begreifen, wie man kann finden eine Freud' und haben ein Vergnügen, daß man geht in's kalte Wasser!“

„Es kommt nur auf den ersten Versuch an,“ fuhr der Baron lächelnd fort, indem er den Kopf beugte und über sein Lorgnon weg den Juden fixirte. „Wie wär' es, wenn Du heute Deinen ersten Schwimmversuch machtest?“

„Der Baron sein ein lustiger Mann, ein witziger Mann, ein spaßhafter Mann,“ war die Antwort.

„Nein, ich meine es ganz ernsthaft,“ sagte der Baron, der den Kutscher und die Stallknechte, mit Stricken versehen, herbeieilen sah. „Ich habe die Absicht, Dich Deinen ersten und letzten Schwimmversuch abhalten zu lassen. Ich werde Dich nämlich ersäufen lassen, Du Hund!“

Der Jude versuchte zu lachen, aber ihm wurde doch unheimlich, als er nun die vier Leute an seiner Seite sah. Der Baron war nicht minder durch seine Excentricität, als durch seine Energie und Tüchtigkeit, und hartnäckige Ausdauer im Durchsetzen der aberwitzigsten Einfälle bekannt; ihm war auch das Tollste zuzutrauen.

„Was der Herr Baron für grausame Scherze kann machen!“ sagte Moses, sich mit scheuen Blicken umsehend.

„Bindet ihn,“ befahl der Baron.

Die Leute, an den strengsten Gehorsam gewöhnt und in diesem Falle noch durch Nationalhaß angespornt, fielen über den laut schreienden und sich verzweifelt wehrenden Roßkamm her und banden ihn in wenig Sekunden so fest, daß er auch kein Glied rühren konnte.

„Soll ich ihn knebeln?“ fragte der Kutscher, ein langer, hagerer Mensch mit mächtigem Schnurrbart, indem er aus seiner Rocktasche ein großes, roth carrirtes Taschentuch hervorzog und es in die Form eines Knebels brachte.

Der Baron nickte mit dem Kopf. Im nächsten Augenblick konnte der Geknebelte nur noch gurgelnde Töne ausstoßen. — Der Baron stand auf und trat vor ihn hin. „Du Schurke," sagte er langsam, „ich will Dich lehren, um der Leute Höfe herumkriechen und mit Deiner verfluchten Zunge die Töchter anständiger Leute verleumden!" — Dann rief er die Leute bei Seite und gab ihnen so leise, daß der Jude ihn nicht hören konnte, seine Befehle, die darin bestanden, den Gebundenen an einen Strick zu binden, ihm den Knebel aus dem Munde zu nehmen und ihn dann so lange unter dem Floß hin- und herzuziehen, bis er die Besinnung verliere, ihn aber bei Leibe nicht etwa wirklich zu ersäufen. Dann trat er nochmals an den Juden heran.

„Schade um Dich, Moses!" sagte er höhnisch. „Bist ein geschlagener Mann, mußt sterben wie eine Katze!" „Nehmt ihn!"

Die Leute hoben den Juden auf und trugen ihn auf das Floß, mit dem sie sich jubelnd vom Ufer entfernten. Dann verfuhren sie streng nach der ihnen gegebenen Vorschrift, warfen den laut um Hülfe Rufenden in's Wasser und zogen ihn der Länge nach unter dem Floß durch, worauf sie ihn unter rohen Späßen am anderen Ende wieder auffingen, und das trieben sie so fort, bis er regungslos wieder auftauchte und die Besinnung verloren zu haben schien.

„So," sagte der Baron, „und nun sorgt dafür, daß er wieder zu sich kommt!"

Sie banden ihn los und es gelang ihnen, den Geschwemmten in kurzer Zeit wieder zu sich zu bringen. Er sprang auf und sah sich entsetzt um.

„Mach', daß Du mir aus den Augen kommst!" rief ihm der Baron zu, „fort, oder ich lass' die Hunde rufen!"

Der Jude warf einen wirren Blick auf den Baron und seine grinsenden Helfer, hob mit beiden Händen seinen durchnäßten Kaftan auf und floh davon, so rasch ihn seine Beine tragen wollten, während die von Nässe triefenden langen Haare ihm wirr und wüst um das todtenbleiche Gesicht flogen.

Der Baron sah ihm ingrimmig nach. „In den alten guten Zeiten hätte ich die Bestie wirklich ersäufen dürfen," murmelte er ingrimmig, und

schlug den Weg nach dem Park ein. Er wußte sehr wohl, daß der tolle Streich straflos bleiben würde, denn er war der Verschwiegenheit seiner Leute gewiß und kannte Moses hinreichend, um zu wissen, daß dieser sein Abenteuer für sich behalten würde, um noch manchen Fuchs oder Rappen an den Baron zu verkaufen. Er fühlte das lebhafteste Bedürfniß, Jemand zu prügeln und war fest entschlossen, demselben zu genügen. Wenn er sich dem Juden gegenüber ungläubig gestellt hatte, so war das nur Erzeugniß seines Stolzes; er war nur zu sehr überzeugt, daß dieser Recht hatte. Langsam schlug er den Weg zum Gartenhäuschen ein und fand daselbst den Jakob beschäftigt, mit einem Filzlappen den Boden von mon repos zu reinigen. Er ging, ohne ein Wort zu sagen, auf den Alten zu, packte ihn am Kragen und schlug schweigend mit der Reitpeitsche so lange auf ihn los, bis er den Arm nicht mehr heben konnte. Der Parkwächter seinerseits schwieg ebenfalls und suchte sich nur durch allerlei lebhafte Bewegungen von dem allzu hartnäckigen Verweilen der Peitsche auf einer und derselben Stelle seines Körpers zu schützen. Endlich hörte sein Herr mit dem Schlagen auf, setzte sich auf einen Stuhl, schlug das eine Bein über das andere und sagte, indem er den Knopf seiner Reitpeitsche an die Lippen preßte: „Erzähle!“

Dadurch gerieth nun Jakob in die größte Verlegenheit, da ihm nicht bekannt war, in wie weit der Baron in die Ereignisse der vorigen Nacht eingeweiht war. Er entschloß sich übrigens kurz und erzählte den Hergang in der von Mathilde ihm eingeprägten Weise.

Als er geredet, stand der Baron wieder auf, packte ihn am Kragen und verfuhr mit ihm genau wie vorhin, setzte sich dann wieder in die vorige Positur und wiederholte sein lakonisches: „Erzähle!“

Jakob kam auf diese Weise zu der Ueberzeugung, daß der Baron von Allem wisse und daß ein ferneres Leugnen daher Mathilde nicht nützen, ihm selbst aber sehr schaden könne. Er versprach also, indem er die Kniee des Barons, um Verzeihung flehend, umfaßte, die ganze Wahrheit zu erzählen und erfüllte dieses, sein Versprechen, bis in's Detail, nur hin und wieder in seinem Bericht innehaltend, wenn die Augen seines Herrn ihn gar zu zornig anfunkelten. Er versicherte dabei immer, er sehe wohl ein, daß er durchaus vom Hofe gejagt werden müsse und gejagt werden würde, daß er verdient habe, gebunden dem Hauptmannsgericht eingeschickt zu werden, ja,

daß er von rechtswegen werth sei, niedergeschossen zu werden. Alles dieses aber betonte er blos, weil er den Widerspruchsgeist, der in dem Baron steckte, hinreichend kannte, um zu wissen, daß nichts ihn so sicher vor allen drei Eventualitäten schützen konnte, als eine seinerseits ausgesprochene Erwartung derselben. Wie sehr er Recht gehabt hatte, zeigte sich sogleich, indem der Baron nach längerem Nachdenken also zu ihm sprach: „Gott straf' mich! Hör' 'mal Jakob, wenn Du zu schweigen verstehst, so soll Dir durchaus nichts weiter geschehen. Ich verlange von Dir auch so wenig Klagen oder Angaben über das Fräulein, daß ich Dich vielmehr, falls Du mir mit solchen kämest, kopfüber die Treppe hinunterwürfe, ich erwar'e aber von Dir künftig zweierlei: Erstens, daß Du dem Fräulein bei seinen Thorheiten nicht noch behülflich bist, und zweitens, daß Du mir, wenn ich Dich selbst darnach frage, die reine Wahrheit sagst. Daß der junge Herr mit meiner Tochter verlobt ist, wußte ich," fügte er noch hinzu, denn der Gedanke, der Knecht solle wissen, daß seine Tochter hinter seinem Rücken ein derartiges Verhältniß gehabt, war ihm unerträglich, „ich wußte nur nicht, daß sie noch so spät Abends zusammengekommen."

Er fragte nun noch nach einigen Details des Kampfes und der alte Mann, der seinen Herrn seit dessen Kinderjahren kannte, verfehlte nicht, Mathilden's Entschlossenheit, Schnelligkeit und Kaltblütigkeit, so wie Wilhelm's Kraft, Muth und Gewandtheit in's hellste Licht zu stellen. Er sah, wie wohl seine Worte dem Baron thaten.

„Ein Teufelsmädchen," dachte dieser, als er wieder dem Ausgange des Parks zuschritt. „Ein prächtiges, großes Mädchen! Mein Blut, Gott straf' mich! Vorsichtig, Reinecke, vorsichtig! Jetzt gilt es klug sein! Widerspruch meinerseits, wäre da einfach Oel in's Feuer! Wenn überhaupt noch ein Mittel hilft, so ist das völliges Gewährenlassen! Der Junge geht fort; da muß man dafür sorgen, daß er ein Paar Jahre lang nicht zurückkommt und unterdeß wird sie nicht blind sein! Ich werde sie im Winter nach Flnssau bringen, im Sommer in's Bad, und es werden sich schon Leute finden, die ihr mehr zusagen, als der Knabe!"

Aber so recht glaubte der Baron doch selbst nicht an die Kraft dieses Mittels; die Langerwald's waren ein stahlhartes Geschlecht in Haß und Liebe, und Mathilde eine ächte Tochter ihres Hauses. „Im schlimmsten Fall," tröstete er sich, „ist das Unglück ja auch so alle Welt groß nicht.

Der Junge ist, wenn auch kein Edelmann, so doch aus einer der besten und geachtetsten Familien des Landes, dazu erträglich wohlhabend und von noblem, ritterlichem Sinn. Ihm einmal das Indigenat zu verschaffen, würde so alle Welt schwer nicht halten und dann mögen die Beiden meinetwegen ein neues Geschlecht begründen. Das Sprüchwort sagt: „Pastors Kinder und Müllers Vieh, wenn's gut geräth, ist's gutes Vieh!“ Aber wenn es geht, soll sie mir lieber doch ihresgleichen heirathen! — An der ganzen Geschichte ist doch eigentlich wieder nur mein Lappen von Frau schuld, die sich um nichts bekümmert, als um Verse und um den Doktor, ich will sie“ — —

Damit ging er hinauf zu seiner Frau, die er in ihrem Boudoir, über eine Stickerei gebeugt, fand. Mathilde war nicht zugegen, das war ihm lieb. Er setzte sich der Baronin gegenüber in einen Sessel, schlug das rechte Bein über das linke und faßte mit beiden Händen den rechten Fuß, während er mit gebeugtem Kopf über das Lorgnon weg seine Frau fixirte. Ein Blick auf ihn genügte letzterer, zu bemerken, daß ihr eine jener Stunden bevorstand, in denen ihr Gemahl seine böse Laune an ihr auszulassen pflegte. Davon überzeugte sie seine ganze Stellung, sein lachendes Auge, seine spöttisch über einander gekniffenen Lippen. Sie machte die Bemerkung, daß er in diesem Augenblick einem Affen sehr ähnlich sah. Sie beugte ihren Kopf über die Arbeit und erwartete geduldig den Angriff, der, wie sie wußte, nicht eher erfolgte, als bis nur noch die Linke den Fuß hielt, während die Rechte nach einer Scheere griff, nm jede Spottsalve mit leichtem Klirren begleiten zu können. Endlich beugte er sich vor und die Scheere klirrte.

„Gott straf' mich!“ sagte der Baron im Tone größter Heiterkeit.

Die Baronin schwieg.

„Gott straf' mich, Isalie!“ wiederholte der Baron, indem er ihr durch das Hinzufügen ihres Namens zu verstehen gab, daß sie es keineswegs mit einem Ausruf, sondern mit einer Anrede zu thun habe. Seine Frau schien diesen Wink aber nicht zu verstehen, wenigstens beharrte sie in hartnäckigem Schweigen.

„Gott straf' mich! Isalie, solltest Du für Deinen, Dir angetrauten Mann gar kein Wort mehr haben?“

Die Baronin erröthete. „Ich kann nicht wünschen," sagte sie, „daß der gottlose Wunsch, der in Deinem Lieblingsausruf liegt, in Erfüllung gehe!"

Diese Antwort machte auf den Baron einen sichtlich angenehmen Eindruck; er reckte sich behaglich, wie Jemand, der von einer sehr angenehmen Aussicht für die Zukunft spricht.

„Ich wünsche das wohl, Isalie! Jeder Christenmensch sollte sich das wünschen. Bist Du keine Christin, Isalie?"

Sie schwieg.

„Ich wünschte, Isalie, Du wärest eine recht eifrige Christin!"

Sie blickte auf und sah ihn erstaunt an.

„Ich bin der Meinung," fuhr er fort, „daß Du in diesem Falle Deinen häuslichen Pflichten mehr nachkommeu würdest, meine Liebe, als das bisher der Fall gewesen zu sein scheint!"

„Hast Du Dich über irgend etwas zu beklagen?"

„Ueber Vieles, meine Theure, über sehr Vieles! Beispielsweise erlaube ich mir der Ansicht zu sein, daß von dem, was Deinen Büchern nach, wir fünf Menschen verzehren sollen, die ganze Garde zu Pferde gesättigt werden könnte!"

Dieser Vorwurf war so ungerecht, daß er so wenig eine Antwort verdiente, als er eine fand.

„Dann," fuhr der Baron langsam fort, „möchte ich, ehe ich zu etwas Wichtigerem übergehe (er betonte die letzten Worte ganz besonders), Dich darauf aufmerksam machen, daß ich von meiner Frau erwarten zu dürfen glaube, daß sie bei Zusammenstellung des Speisezettels mehr auf meinen Appetit, als auf den des Doktors Rücksicht nehme!"

„Das geschieht auch, Friedrich, wie Du es ja selbst weißt. Es wird in dieser Beziehung nicht nur mehr, sondern einzig und allein anf Dich Rücksicht genommen!"

„Gott straf' mich!"

„Ja, Friedrich, nur auf Dich!"

„Gott straf' mich! Warum fährst Du mich so an?"

„Ich habe Dich nicht angefahren," sagte die Baronin mit vor Erregung zitternder Stimme, denn sie wußte nun im Voraus, was kommen würde.

„Gott straf' mich! Das ist weit gekommen! Ich darf nicht einmal mehr zu sagen wagen, daß ich es nicht in der Ordnung finde, daß der Doktor als Hauptperson in meinem Hause behandelt wird, ohne angefahren zu werden! Ich darf das nicht einmal in der bescheidensten Form auszudrücken wagen; dieser Gedanke darf mir gar nicht einmal durch den Kopf gehen!"

Die Baronin erhob sich, richtete sich zu ihrer vollen Höhe auf und wollte das Zimmer verlassen. Ihr Gemahl rührte sich nicht, ließ sie aber keinen Augenblick aus den Augen.

„Jetzt soll nun gar Deine Tochter dieselben Pfade wandeln; in der That sehr mütterlich!"

Die Baronin, die schon die Thür erreicht hatte, wandte sich um und trat vor ihn hin: „Was soll das heißen, Friedrich?" fragte sie.

„Das soll heißen, daß Du besser thätest, Deine freundliche Gesinnung gegen die Literaten nicht auch auf Deine Tochter zu verpflanzen!"

„Ah, also das sind die Pfade, die ich wandle!"

„Leider!"

„Damit hat es keine Noth!" sagte sie und wandte sich um, um zu gehen.

„Du solltest bedenken," fuhr ihr Gemahl fort, „daß nicht Jede das Glück hat, in Deinem Alter zu stehen und einen so kühlen und vorsichtigen Liebsten zu besitzen, wie Du!"

„Friedrich," sagte sie traurig, „ich bitte Dich nicht, mich mit solchen Rohheiten zu verschonen; Du solltest bei Deinen Scherzen aber wenigstens unser Kind aus dem Spiele lassen!"

„Ja, wenn ich das nur könnte! Das ist's ja eben, was ich will! Dein platonisches Verhältniß mit dem Doktor macht mir sehr wenig Sorge, denn weiter zu gehen ist der Biedermann viel zu furchtsam, und daß er sich durch Liebesgeplauder mit Dir eine bessere Verköstigung auszuwirken

glaubt, dagegen habe ich auch nichts. „Chacun a son goût," sprach der Ochs zur Kuh! Wenn aber mein Kind anfängt, bei Nacht und Nebel Rendez-vous zu haben, so geht mir das über den Spaß und ich frage die Mutter: „Wo warst Du, als das geschah?"

„Das ist eine abscheuliche Verleumdung, Friedrich! Wer Dir das auch gesagt haben mag, er hat frech gelogen. Mathilde hat nie etwas Derartiges gethan!"

„Gott straf' mich! Hast Du schon gehört, Frau, daß ich etwas als wahr erzählte, was sich nicht nachher als zuverlässig erwiesen hätte? Ich will Dir nun aber was sagen: „Ein ander Mal sprich weniger von Schiller und Göthe, und denke mehr an Dein Kind! Würde ich einmal zu der Ueberzeugung kommen, daß Dein platonischer Hausfreund Dich allzusehr von deinen Pflichten abzieht, so würde ich ihm ohne Weiteres den Stuhl vor die Thüre setzen. Von jeher hat man mit Recht von den Müttern verlangt, daß sie über Alles au fait sind, was ihre Töchter angeht, und nun frage ich Dich: „Weißt Du, daß Deine Tochter mit Wolfschild's Sohn ein Liebesverhältniß hat? daß sie gestern Nacht im Park mit ihm zusammengewesen? daß sie um seinetwillen mir meinen schönen Wolfgang niedergeschossen?"

„Nein," erwiederte die Baronin mit fester Stimme, „ich weiß von Alledem nichts, gar nichts, denn das Alles ist lediglich nicht wahr!"

„Lediglich nicht wahr!" spottete der Baron; „Du hast eine angenehme, wohlthuende Festigkeit in solchen Fällen. Du folgst in solchen Fällen „lediglich" Deinem Gefühl und in der That mit glänzendem Erfolg. Wie wäre es, wenn Du nun jetzt, statt Dich den Eingebungen Deines Gefühls zu überlassen, „lediglich" hinaufgingest zu Deiner Tochter und sie nach der Wahrheit oder Unwahrheit dieser von ihrem leiblichen Vater ausgesprochenen Verleumdung fragtest? Mir scheint das ein ebenso praktisches, als empfehlenswerthes Verfahren!"

Frau von Langerwald befolgte seinen Rath und verließ das Zimmer. Der Baron stand auf, ging auf sein Zimmer, steckte hier einige geheftete Büchelchen mit der Inschrift: „Inventarium am rc." — in seine Tasche, begab sich in den Stall und kündigte plötzlich eine Generalrevision des Inventariums an. Nachdem er hier die erwünschte Gelegenheit, seine böse

Laune auszutoben, gefunden, begab er sich zu gleichem Zweck und mit gleichem Erfolg in den Viehstall und in die Ackergeräthscheune, und kam erst nach einigen Stunden zurück. Jetzt ging er direkt zu Mathilde hinauf.

Väter und ihre Kinder.

„Vorsichtig, Reinecke," sprach der Baron zu sich, indem er die Treppe hinanging, „vorsichtig! Vergiß nicht, daß das Mädchen kein Maul hat und daß, wenn sie die Trense zwischen die Zähne nähme, Graf Sandor selber sie nicht aufhielte!" — Vor der Thüre blieb er einen Augenblick stehen und horchte. Es war im Zimmer mäuschenstill, seine Frau also nicht mehr dort.

Als er eintrat, erhob sich Mathilde von ihrem Stuhl und eilte ihm entgegen. Er drückte sie an die Brust und richtete ihren widerstrebenden Kopf auf. „Du hast geweint, mein Turteltäubchen," rief er aus, als er ihre rothgeweinten Augen bemerkte. „Ist der Sperber auf Dich gestoßen, meine Lerche? Mag er sich vorsehen, daß ihm nicht ein Stärkerer über den Hals kommt, ja mag er!"

„Es ist nichts, Papa! Bist Du böse auf mich?"

„Nein, mein Vögelchen, durchaus nicht, aber wir wollen ein Paar ernsthafte Worte mit einander sprechen, wenn's Dir recht ist und Du's Deinem alten Vater nicht übel nimmst, daß er Freundespflicht an Dir erfüllen will. Komm', wir wollen uns auf das Sopha da setzen!"

Der Baron verschloß die Thür und Beide nahmen Platz auf dem kleinen Sopha unter dem Epheu.

„Und nun, mein Reh," begannn der Baron, indem er die Tochter zärtlich auf die Stirn küßte, „will ich Dir mein Herz ausschütten. Siehst Du, ich bin ein zu alter Waidmann, um nicht zu wissen, daß gerade das

beste Wild am ehesten austritt und fremde Aesung sucht; will's Dir auch nicht zur Schuld anrechnen, daß Du nicht den Buschwächter um Rath gefragt, welcher Bock Dir gefallen soll, denn eine Ricke ist keine Kuh und ein Buschwächter kein Viehpfleger! Dazu ist's natürlich und alt-hergebracht, daß man in Liebessachen mehr Vertrauen hat zu Milchbärten, als zu Graubärten, und den Liebsten für einen zuverlässigeren Freund hält, als den Vater. Auch weißt Du hoffentlich, daß ich nicht der Mann dazu bin, mein Kind zu verheirathen nach dem Geldgewicht, und daß Wappenglanz mich nicht lockt; weißt hoffentlich auch, daß ich Dich zu gut kenne, um zu glauben, daß ich, wenn ich ja auf dergleichen sönne, es bei Dir durchsetzen könnte, denn Du bist mein echtes Kind und, Gott straf' mich, in Dir fließt meiner Väter trotzig Blut, das kein Gesetz kennt, als den eigenen Willen. Aber, Mathildchen, in dem Acker, den Du da angebrochen, stecken viele Stobben. Daß der junge Mann kein Edelmann ist, thut nichts, einmal, weil's Deine Sache ist, ob Du einmal mit „Madame" zufrieden bist oder nicht, dann auch, weil ich's mir durchzusetzen getraue, daß er einmal das Indigenat bekommt, denn sein Vater hat viele Freunde unter uns, der Name hat einen guten Klang und als Dein Mann wird er steinreich sein!"

Mathilde drückte dem Vater die Hand; er küßte sie mehrmals und fuhr dann fort:

„Aber das Letztere hat nun auch sein Schlimmes! Ihr jungen Leutchen denkt jetzt gewiß nicht anders, als daß der Wilhelm auch als Dein Mann Pastor bleibt und von seinem Erwerbe lebt. Glaubt aber einem alten Manne: das ist eine Illusion! Ein Pastor, der Inhaber eines solchen Vermögens ist, ist ein Unding; das führte auch der wackerste Mann nicht durch. Er würde also sein Amt aufgeben und Gutsbesitzer, mit andern Worten Verwalter der Güter seiner Frau werden! — Unterbrich mich nicht, mein Kind, ich weiß, was Du sagen willst. „Mein Gut ist sein Gut," willst Du sagen, „und meine Habe ist seine Habe!" — So denkt der, des die Habe ist, aber nicht der Andere. Ist's ein nobler Mann, und nur an der Seite eines solchen kann ich mir mein Kind denken, so reibt's ihn wund, das Hemd, das seine Frau ihm angeschafft, und auch der leichteste Traber stößt, den er für ihr Geld erworben. Er möchte lieber als Tagelöhner sich und sein Weib ernähren bei saurer Grütze und Häring, als sich von ihr ernähren lassen bei Champagner und Pasteten. Und wenn

er's nun nicht kann, wird er mißtrauisch und hart, und das Glück fliegt davon, noch ehe die Zeit es flügge gemacht. Es giebt nichts Unerträglicheres, nichts Eckigeres und Schneidenderes, als einen noblen Mann, der nicht sein eigener Herr, der sich gedrückt fühlt von den Verhältnissen, die er nicht ändern kann. Er würde Dir zwei Dinge nie vergeben, an denen Du unschuldig bist und denen nicht abzuhelfen ist: daß Du von altem Adel und daß Du reich bist! Je hochgesinnter er ist, um so härter würde er Dich behandeln, einzig und allein, damit auch in der böseſten Stunde nie in Dir der Verdacht aufsteigen könnte, daß er Dich deßhalb gewählt. — Sage nicht: „Nun, so will ich mein Geld dem Lande schenken und als Pastorin Wolfschild bin ich bürgerlich so gut wie er!“ Das ist ein zu unnatürlicher Schritt, als daß sich darauf auf die Dauer ein Menschenglück bauen ließe. Auch müßtest Du Dich dazu losmachen von Deiner Familie, die Rebe müßte sich loslösen vom Weinstock, und es bleibt doch selbst das unvernünftige Vieh, die Feldhühner, in einer Kette beisammen. Aber auch in dem jungen Mann selbst liegt so Manches, was Du nicht wahrnimmst, ich aber sehe, denn so kurz die Tochter sieht, so scharf sehen die Eltern. Er ist zu feurig, leidenschaftlich, voll edler Gesinnung, aber noch sehr jung, jung, nicht nur den Jahren, sondern auch dem Charakter nach. Kannst Du Dein Lebensglück bauen wollen auf ein so schwankend Fundament, Dein Nest anlegen auf einem Bäumchen, von dem Du noch nicht wissen kannst, wie hoch es wird, ob es eine Edeltannne abgiebt, oder eine Krüppelfichte? Aber selbst wenn er ein rechter Mann wird, wer steht Dir dafür, daß Ihr Euch vollständig mit einander einlebt? Wer bürgt Dir dafür, daß Du in seiner Abwesenheit nicht Jemand anderes lieb gewinnst, oder er sein Auge wirft auf eine Andere? Ich gebe Euch zu, daß Beides höchst unwahrscheinlich ist, aber es ist doch schon zu oft und von zu Vielen geschehen, als daß Ihr Euch davor gesichert dünken könntet. Und damit komme ich zu der Moral meiner ganzen langen Rede. Ich verlange von Euch nicht, daß Ihr Euch aufgebt, aber ich bitte Euch um Eines: „Verlobt Euch nicht!“ Thue Deinem Vater den Gefallen, mein Kind, und warte damit bis er zurück ist von der Universität, bis er erwachsen ist auch dem Geiste nach! Nimm mir's nicht übel, aber noch seid Ihr Beide denn doch nur große Kinder. Habt Ihr Euch wirklich lieb, so ist's dann noch immer Zeit genug, Euch zu finden. Versprich mir, daß Ihr Euch nicht verloben werdet!“

„Vater, das kann ich nicht, wir sind schon verlobt!“

„Nun, so nenne es anders! Versprich mir, daß Ihr Euch nicht sehen und nicht schreiben wollt in dieser Zeit. Willst Du mir das versprechen? Denke daran, daß Du keinen Menschen hast auf der Welt, der Dich mehr liebt, als ich, nicht hast und auch nie haben wirst; denke daran, daß die Kinder Vater und Mutter ehren sollen, damit sie lange leben und es ihnen wohlgehe auf Erden, denke daran, daß Du selbst einmal Mutter sein wirst und bemüht sein um das Glück Deiner Kinder. Glaubst Du freilich, daß Dein Liebster eine solche Trennung nicht aushielte, Gott straf' mich, ohne Schaden zu nehmen an seiner Liebe, nun, so mag er herkommen, ich will ihn willkommen heißen als meinen Sohn!“

„Ich will's thun, Vater,“ sagte Mathilde und sah ihn mit großen leuchtenden Augen an. „Da hast Du mein Wort darauf, daß ich ohne Deine Einwilligung keine Silbe zu ihm sprechen will, ihm keine Zeile schreiben. Gott straf' mich, Vater,“ fuhr sie mit zornigem Zittern in der Stimme fort, ihre Stirn faltete sich und sie sah den Vater an mit stolzem, hartem Gesicht, „es kann Dein Ernst nicht gewesen sein, daß er die Trennung nicht sollte aushalten können. Der Mann, der Deine Tochter geküßt, der wird ihr Gemahl oder“ — sie sah starr vor sich hin, „oder“ —

Der Vater blickte sie entzückt an. „So ist's recht, mein Kampfhahn,“ rief er. „Brauch' die Sporen, aber gegen den Vater hast Du sie nicht nöthig! Hab' von dem Mann, der Dich geküßt, nichts Schlimmes sagen wollen! Verhüt's Gott, daß er je was Schlimmes thäte! Würdest mich auch dann an Deiner Seite finden! Könnte aber nichts Schlimmes darin erblicken, wenn er aufhörte Dich zu lieben, so lange Ihr ungebunden seid und frei! Also Du willst das Experiment wagen?“

„Vater, wie sprichst Du? Hältst Du mich für so demüthig, daß ich ein Experiment darin sehe, wenn ein Mann, der mich liebt, vier Jahre lang nichts von mir hört? Eines Hühnerhundes Gedächtniß bestände diese Probe!“

„Victoria!“ dachte der alte Schalk bei sich, „so ist's recht, sie wird warm; vielleicht erobere ich mir auch noch den Abschied! Jedenfalls,“ sagte er laut, „würde ich mir ihn in Deiner Stelle noch einmal herbitten

lassen! Ihr werdet viel zu besprechen haben! Ich habe nichts gegen sein Herkommen!"

„Ich danke Dir," sagte Mathilde stolz, „aber wir werden uns auch treu bleiben ohne Abschied! Theile Du ihm meinen Entschluß mit, sage ihm, daß ich ihn um" — sie sann einen Augenblick nach, „um fünf Jahre hier erwarte und Vater," fuhr sie mit lauter Stimme fort, „behalte den Tag, um fünf Jahre steht er hier!"

„Glaub's gern, mein Töchterchen, und Gott straf' mich, ich will ihn dann herzlich willkommen heißen!" Er stand auf.

„Fährst Du in's Pastorat?" fragte sie.

„Ja, mein Liebchen!"

„Grüß' ihn, Vater! Sag' ihm, daß noch auf jeden Winter ein Frühling gefolgt ist!"

Als der Vater sie verlassen, sprang Mathilde auf und durchmaß in heftiger Erregung mit schnellen Schritten das Zimmer. Der Gedanke, daß es einer Verlobung bedürfen sollte, um Wilhelm an sie zu fesseln, hatte sie empört bis in's innerste Herz; sie war in der Stimmung, sich zu verpflichten, ihn zwanzig Jahre nicht zu sehen und doch gewiß zu sein, von ihm geliebt zu werden, ihn zu lieben. „Fünf Jahre sind nicht die Ewigkeit," murmelte sie; „es hat schon manche deutsche Frau länger warten müssen auf ihren Herrn und Gemahl, wenn er ausgezogen war auf den Kreuzzug, oder in Italien, oder in Gefangenschaft. Das hat an ihrer Liebe nichts geändert. Es ist auch besser so, das Zusammensein auf kurze Zeit macht den Sinn nur trübe und das Herz sehnsüchtig. Mein ist er und mein bleibt er und mein wird er sein! „Guten Morgen, Frau Strohwittwe," rief sie und stellte sich vor den Spiegel, neigte sich, beugte sich und ihre Augen leuchteten keck und übermüthig. „Siehst nicht aus, Du kleine Person, Du, wie Jemand, den man so leicht vergißt!" Sie griff nach ihrem Strohhut, stieg leichten Schrittes die Treppe hinab und eilte, ein lustig Liedlein summend, in's Freie. Ihr Herz war so leicht wie ihr Schritt; sie hatte einen härteren Kampf mit dem Vater gefürchtet.

„Du bist gefangen
In meinem Herzen;
Verloren ist das Schlüsselein,
Nun mußt Du ewig drinnen sein!" —

hieß es in dem alten Liedlein, das sie sang.

Der Baron seinerseits war höchlich zufrieden mit dem Ausgang der Unterhaltung. Er steckte die Hände tief in die Hosentaschen und ging, laut pfeifend, über den Hof nach dem Stall. „Zeit gewonnen, Alles gewonnen," dachte er; „soll's aber durchaus nicht anders kommen, nun — dann ist er jedenfalls kein Kind mehr, sondern ein Mann! Muß aber nun hinüber zu Reinhard, muß das Eisen schmieden, dieweil es warm ist!"

Im Pastorat fand er den Freund in sehr trüber Stimmung.

„Mein Junge ist gestern verunglückt," sagte der Pastor, „und hat sich ganz entsetzlich zugerichtet. Er war Abends noch in Jakobsburg und auf dem Heimweg hat ihn die Lust angewandelt, noch einen Spazierritt zu machen. Als er bei den Steinbrüchen durch den Fluß reiten wollte, ist das Pferd scheu geworden und hat sich mit ihm überschlagen; da haben ihm denn die vielen spitzen Steinchen übel mitgespielt; seine Haut sieht aus wie ein Sieb, und die Hände sind geschunden. Der Doktor sagt zwar, es sei nicht gefährlich, aber ich fürchte doch für ihn. Das Pferd muß ihm gerade auf die Brust gefallen sein. Es ist mir ganz unbegreiflich; der Rappe ist sonst das sicherste Thier von der Welt, reite ihn seit fünf Jahren täglich und habe ihn noch nie scheuen sehen!"

„Was ist's denn gewesen, was ihn so erschreckt?" fragte der Baron.

„Das weiß mein Sohn nicht. Wird aber wohl ein Fuchs gewesen sein, in den Gruben läßt der Neuhöf'sche oft Köder auswerfen!"

„Kann ich hinein zu ihm?"

„Ja, komm', Du bist ja auch so ein Stück von Mediziner, vielleicht weißt Du ein Mittel, ihm wieder rasch zu Haut zu verhelfen! Du kannst Dir denken wie wir erschraken, als wir ihn heute Morgen in Kleidern und über und über blutbedeckt in seinem Bette fanden."

Der Baron seufzte. „Ja, ja," dachte er, „mit meinem seligen Wolfgang war schlecht Kirschen essen!"

„Ist der Gaul auch verletzt?" fragte er.

„Nein, denke Dir, nicht im Mindesten! auch nicht ein Schrammchen ist an ihm wahrzunehmen!"

„Muß ein höchst merkwürdiger Fall gewesen sein! Wirklich! Habe mein Lebtag nichts Derartiges erlebt!"

Im Krankenzimmer saßen Gretchen und die Mutter an Wilhelm's Bett und kühlten seine Wunden mit Eiswasser. Als Wilhelm den Baron eintreten sah, wandte er sich ab, das flammende Roth zu verbergen, das, wie er fühlte, in seinem Gesicht aufstieg. Er mußte sich aber doch wieder umwenden und den Baron ansehen. Es schien Wilhelm, als ob dieser seine Aengstlichkeit bemerkte und ihrer spottete.

„Gott straf' mich! Wilhelm," sagte er, indem er neben dem Bette Platz nahm, „müssen nicht so' spät Nachts noch ausreiten! Gott bescheert über Nacht Beides, Gutes und Böses! Die Nacht ist keines Menschen Freund! Nun, was war's denn, was Ihr Pferd so erschreckt? Doch nicht etwa ein Hirsch?"

„Wie sollte ein solcher wohl in die Brüche kommen?" sagte der Pastor.

„Nun, ich weiß auch nicht wie Dein Sohn zu einem Hirsch kommen sollte. Wünsche ihm ein solches Rendez-vous auch durchaus nicht, sind unangenehme Gesellen, wachsame, boshafte Thiere; ich sage Dir, Reinhard, so ein Hirsch ist schlimmer, als der beste Fanghund; so ein Hirsch hat schon Manchen geschoren heimgeschickt, der nach Wolle kam!"

„Verwundet Dich der Hirsch, wird Dich der Tod ereilen,
Der Wundarzt aber wird des Ebers Hauer heilen!"

„Haben Sie heftige Schmerzen?" fragte er Wilhelm, der es nicht länger aushielt und sich stöhnend abwandte.

„Ja!" war die Antwort.

„Was wird das werden?" dachte Wilhelm, „er weiß von Allem!"

„Ja, also," fuhr der Barou fort, „um auf unseren Hirsch zurückzukommen, wer mit einem solchen zu thun bekommt, namentlich in Sachen der Liebe, dem ist nicht zu helfen und er muß, Gott straf' mich, nach dem Nürnberger Recht die Prügel auch behalten, die er bekommen. Aber wirklich, Wilhelm, Sie müssen ein ander Mal nicht so weit reiten, wenn Sie Sommerluft eiuathmen wollen, haben Sie es zu Hause im Park näher und besser und: „Wer gut sitzt, rücke nicht!" heißt es im Sprüchwort. Namentlich vor dem Fluß müssen Sie sich in Acht nehmen. „Oft fängt man Fische von Ungefähr, da man nicht meinte, daß einer wä[illegible]" „Nun, ich hoffe, Sie werden künftig das Feuer scheuen und das: „Bleibe im Gleise, so gehst Du nicht irre!" beherzigen! Wer läßt Sie auch von Jakobsburg nach dem Pastorat über die Steinbrüche reiten! Nun, gefährlich

ist's ja wohl nicht, mein junger Freund, halten Sie sich nur still, so sind Sie in ein Paar Tagen wieder munter! Komm, Reinhard," wandte er sich an den Alten, „ich habe Dir noch etwas unter vier Augen zu sagen!"

Im Zimmer des Pastors umfaßte er den Freund und sagte, während sie langsam auf und nieder gingen: „Mache Dir keine unnütze Sorge, mein alter Freund! Dein Junge ist in acht Tagen wieder so munter wie ein Fink im April. Ich will Dir auch sagen, was ihm gestern zugestoßen ist!"

„Nun?" fragte der Pastor erstaunt, indem er stehen blieb.

„Die ganze Pferdegeschichte ist nicht wahr; der Junge ist so wenig mit dem Pferde gestürzt, als Du und ich. Er ist gestern Nacht in meinem Hirschpark gewesen und dort meinem bösen Hirsch, dem Wolfgang, unter die Hände oder richtiger gesagt vor's Geweih gekommen und der hat ihn so zugerichtet. Meine Mathilde ist noch eben zur rechten Zeit hinzugelaufen und hat das Thier niedergeschossen, sonst wäre es um ihn geschehen gewesen. So aber hat's nichts auf sich; Haut wächst wieder!"

„Aber wie ist er denn spät Nachts in Deinen Park gekommen?"

„Das ist's eben, worüber ich mit Dir sprechen will! Er hat da ein Rendez-vous mit meiner Tochter gehabt!"

Der Pastor prallte zurück. „Nicht möglich, Reinecke, das muß ein Irrthum sein!"

„Nichts weniger, als ein Irrthum. Ich habe es aus meines Kindes eigenem Munde. Haben sich Dir die Beiden verlobt; sie ging in den Park, er stieg hinein und die ganze liebe Nacht war Dir da das junge Blut beisammen. Nun, bitte höre mich erst aus, habe ich zunächst dem einen Riegel vorgeschoben und mir von meinem Mädel das Wort ausgewirkt, daß sie für's Erste nicht mehr zusammenkommen wollen. Das ist die Hauptsache, denn, Gott straf' mich! so junges Volk sieht im Dunkeln nicht, was es thut, und wenn man mit Füchsen zu thun hat, muß man den Taubenschlag fest machen. Das habe ich Alles nur dadurch durchsetzen können, daß ich an dem Verhältniß selbst nicht gerührt, nur Correspondenz und Wiedersehen abgeschnitten, denn da mit väterlicher Autorität drein zu fahren, wäre bei meinem Wildfang Oel in's Feuer gegossen. Nun mußt Du Dir bei Deinem Sohn dasselbe Versprechen auswirken, was ja wohl

gehen wird. Haben wir sie erst für die nächsten vier bis fünf Jahre auseinander, so ist damit viel gewonnen. Man mag lieben, wie heiß man will, Augen behält man deßhalb doch immer im Kopf und ein stattlicher Mann und ein schmuckes Mädchen erscheinen einem darum nicht häßlicher, weil man verlobt ist. Fahre nur bei Leibe nicht derb zu, Reinhard, sei einmal etwas mehr Fuchs und etwas weniger Löwe. Mit Widerspruch richtet man in solchen Fällen nichts aus; abwarten und den allgemeinen Regulator, die Zeit, walten lassen, ist da das Beste und Klügste! — Ich weiß, daß Dir eine Verbindung zwischen unseren Kindern noch viel unlieber wäre, als mir, denn Du hängst im Grunde noch mehr am Alten, als ich, auch würde Dein Junge dadurch noch mehr aus der Bahn des bei Euch Hergebrachten gerissen, als meine Tochter, aber eben darum — vorsichtig, vorsichtig und noch einmal vorsichtig! Willst Du Dein Pastorat nicht einmal in fremde Hände übergehen sehen, ist der Gedanke, daß Dein Sohn einmal den Verwalter der Güter seiner Frau abgeben soll, Deinem Stolze unerträglich, willst Du ihn sein Leben lieber als Repräsentanten einer alten, ehrwürdigen, bürgerlichen Tradition, denn als neugebackenen Edelmann, verbringen sehen, so thue bei Leibe nichts, was seinen Widerspruch reizen kann. Stelle ihm das Mißliche eines solchen Bundes mit ruhigen, freundlichen Worten vor, aber versprich ihm Deinem Segen, wenn er nach vollendetem Studium noch eben so denkt, wie heute. Glaube mir, Deine Worte werden schon wirken zu ihrer Zeit. Siehst dem Waldboden Jahr und Tag nicht an, daß er besäet und kommt seine Zeit, so steht Stamm bei Stamm und ist kein Samenkörnchen verloren gegangen, noch verdorben. Mein Rath ist also der: Du sagst ihm, Du und ich sähen ihr Bündniß zwar sehr ungern, wären aber nicht gesonnen, ihnen hemmend in den Weg zu treten, nur verlangten wir von ihnen, um ihre Treue zu prüfen (bitte, betone diesen Punkt möglichst), daß sie sich während Wilhelm's Studienzeit weder sehen, noch an einander schreiben. Sage ihm, der Wahrheit gemäß, daß Mathilde bereits auf diese Propositionen eingegangen!"

Der Pastor, der, wie sein Freund richtig vorausgesetzt, noch vielmehr gegen diese Parthie war, die ihm all' seine Zukunftspläne zu zerstören drohte, als der Baron, billigte alle gemachten Vorschläge und war mit Allem einverstanden. „Will's Gott, bringen wir sie noch auseinander," sagte er seufzend. „Käme Jakobsburg aus meinem Saamen, es bräche mir

das Herz, und wenn er Mathilde heirathet, so geschieht's gewiß, es ist unvermeidlich, denn ein Pastor, dessen Frau eine Millionärin ist, wird eine Karikatur und ein Unding. Dazu passen Eure Töchter so wenig in unsere Häuser, als die unsrigen in Eure; es ist halt ein verschiedener Schlag, der trefflich paßt und sich ergänzt in der Freundschaft, aber schlecht in der Ehe!"

Als der Baron sich verabschiedete, fragte er noch: Apropos, wie wurde es mit Deinem Pflegesohn?"

„Dem haben wir Unrecht gethan, Reinecke," sagte der Pastor lebhaft, und erzählte nun dem Freunde den Hergang, mit großer Sorge den Umstand hervorhebend, daß Paul möglicherweise bei seinem Plan, sich die Mittel zum Studium selbst zu verdienen, beharren könnte.

Der Baron sagte: „Ist er wirklich ein rechter Mann, so wird's dabei schon bleiben müssen. Hättest ihn besser kennen sollen; jetzt wird sich daran nichts mehr ändern lassen. Gott straf' mich, ein fixer Kerl! Leb' wohl und lass' nicht zu lange auf Dich warten!"

Auf dem Rückwege begegnete der Baron Felix Langerwald, der von der Entenjagd zurückkehrte. „Hast Du viel geschossen, Brüderchen?" fragte er ihn, indem er anhielt.

„Ein Dutzend wird's sein; habe heuer keinen rechten Küchenhund und mein Flanqueur ist zu gut dressirt, um zu packen. Kann sie nicht recht herausbringen aus dem Morast. Warst Du bei'm Pastor?"

„Ja! Sag' 'mal, kennst Du des Pastors Pflegsohn, einen gewissen Schwarz?"

„Nein, warum?"

„Der Junge hat sich charmant gemacht. Der Pastor hat ihn in Verdacht gehabt, ein Demokrat zu sein und den Wilhelm Wolfschild mit der verfluchten Seuche anzustecken; hat ihm also den Stuhl vor die Thür gesetzt, ihm aber das Geld angeboten, auf einer anderen Universität zu studiren. Der Pastor hat sich aber versehen, dem Jungen steht's Herz auf dem rechten Fleck, er nimmt nun keinen Pfennig mehr von dem Alten. Der Pastor hat eingesehen, daß er einen Bock geschossen und hat ihn um Verzeihung gebeten; hilft aber Alles nichts mehr; der Schwarz ist wieder gut Freund mit ihm geworden, aber sein Geld will er nicht mehr nehmen!"

„Was wird er denn nun aber jetzt machen?“

„Will sich sein Studiengeld selbst zusammenschulmeistern!“

„Wo hält er sich denn jetzt auf?“

„Bei Laßmann; das soll sein Onkel sein! — Dein Fuchs hat sich da links wund gerieben!“

„Thut nichts, die Bestie von Buschwächter hat nicht recht Acht gegeben — Hast Du schon viel Heu herein?“

„Die Hälfte etwa! Komm' doch einmal herüber, läßt Dich ja gar nicht mehr sehen bei uns! Adieu!“

„Viel zu thun! Grüße die Deinigen!“

Unterdeß ging der Pastor in Wilhelm's Zimmer, schickte Frau und Tochter hinaus und setzte sich an des Sohnes Bett.

„Wilhelm,“ begann er, „habe mein Lebtag nicht gedacht, daß Du mir noch einmal so viel Sorge machen würdest! Hab' es wirklich nicht geglaubt, noch für möglich gehalten! Deine Flussauer Erlebnisse, nun, sie waren nicht erfreulich, aber man brauchte sich nicht gerade darüber zu härmen; junger Wein will ausgähren und man darf's ihm nicht alle Welt verdenken, wenn er damit auch vor der Zeit anfängt, aber daß Du im Stande wärest ein junges Mädchen aus einem anständigen, Deiner Familie befreundeten Hause, zu einem nächtlichen Rendez-vous zu verleiten, hätte ich Dir, weiß Gott, nicht zugetraut!“

„Vater,“ sagte Wilhelm, „urtheile nicht zu hart über mich; wir hatten nichts Böses vor. Wir wollten in allen Ehren ein Paar Augenblicke allein sein!“

„Was heißt das: „In allen Ehren?“ Kann dabei wenig Ehrenhaftes erblicken, wenn ein junges Mädchen und ein junger Mensch in der Nacht allein im Park zusammentreffen. Bist Du so reif schon und klug, daß Du Dich berufen glaubst, die Welt zu reformiren, so fang' bei Dir selber an. Willst Du Dich selber nicht schonen und Deinen ehrlichen Namen, nun, so denke wenigstens an das junge Mädchen! Wäre ihr keine Empfehlung, wenn es herumkäme, daß sie solche Liebesaffairen gehabt! Am allerwenigsten hättest Du sie zu einem solchen Schritt verleiten dürfen, wenn Du sie wirklich wie Deine Braut ansiehst, denn das Heiligste

und bei aller Vertraulichkeit Fremdeste soll dem Jüngling die Braut sein. Wehe ihm, wenn er spricht: „Einst wird sie doch mein Weib, ein Leib und eine Seele mit mir!“ und wenn er plump zufährt und den Blüthenstaub abstreift vom Schmetterlingsflügel!“

„Vater, ist denn das, was wir gethan, wirklich so Unrecht gewesen?“

„Ja, mein Junge! Obgleich ich Dir glauben will, daß Du es nicht so bös' gemeint, so sei gewiß: Ist's immer schon ein schlimm Ding um ein heimliches Liebesverhältniß, so taugt es erst recht nichts, wenn daraus eine Ehe werden soll! Es bleibt etwas nach von dem heimlichen Wesen, reicht hinüber auch in die Zeit, wo man offen und vor aller Welt bei einander steht, und da der Mensch die Erbsünde im Leibe hat und die Lust am Verbotenen, Verborgenen, so vermißt er es bald. Die kräftige, gesunde, aber einfache und natürliche Kost der Ehe will dem verwöhnten Gaumen nicht mehr schmecken, er sehnt sich nach dem Haut-gout der Sünde und der gewürzten Heimlichkeit und das Ende vom Liede ist, daß Jeder seinen Weg geht, der mit Sünde gepflastert und von Schande eingehegt ist. Aus der Hand der Eltern soll der Mann die Braut empfangen, wie das Sakrament aus der Hand des Priesters, denn es ziemt dem Menschen nicht, daß er sein Bestes sich selber erringe! Es bleibt genug noch auf der Welt, daran er seine Thatkraft stählen, seinen Muth üben, seinen Fleiß bethätigen kann, seine köstlichsten Schätze soll er empfangen nicht nach seinem Willen, sondern von Gottes Gnaden! Gott giebt nun aber nur durch Menschen; durch den Priester das Sakrament, durch die Eltern die Braut, die Gefährtin für's Leben, denn die rechte Ehe ist allerdings im Himmel geschlossen! Zu einer solchen gehört aber nicht, was Ihr junges Volk Liebe nennt; dazu gehören ganz andere Dinge. Eine solche verlangt vor Allem ein frommes, demüthiges Herz, das Bewußtsein eines wohlerworbenen, festgegründeten Hausstandes sodann und vornehmlich Achtung; Achtung vor dem Namen und der Familie der Braut, Achtung vor dem Willen *ihrer* Eltern, wie vor dem der eigenen, Achtung vor dem Mädchen selbst! Sind alle diese Bedingungen erfüllt, da kann auf dem Boden des Fleißes, der Thatkraft und der Gesundheit eine wahre Liebe entsprossen und erblühen, eine Liebe in Gottes Gebot gefaßt und durch

Gottes Wort verbunden. Ich will nichts wissen von der Liebe der Poeten und Phantasten, ich halte an dem Bibelwort: Liebe! zu heilig, um damit das aus Eitelkeit, Nachahmungssucht und Sinnlichkeit gemischte Gefühl zu bezeichnen, das der Hans für die Grethe empfindet, wenn er sie ein Mal in der Kirche gesehen, oder einen Hopser mit ihr getanzt!“

„Vater, ich bin mit Mathilde aufgewachsen!“

„Eben darum glaube ich, daß Du Dich in Deinem Gefühl für sie täuschest! Du bist ihr gut; das ist natürlich, denn es ist ein liebes, prächtiges Mädchen, aber wie Ihr dazu gekommen sein solltet Euch zu lieben, verstehe ich nicht. Ich will's Dir übrigens offen bekennen, auf die Gefahr hin, von Dir für einen argen Spießbürger und Philister gehalten zu werden, ich glaube nicht an die Liebe junger Leute zu einander. Das, was ich Liebe nenne, kann nur aus durch die Erfahrung erprobter Achtung entstehen, wenn der Gewohnheit weiche Hand das Band geknüpft. Daraus folgt aber auch, daß ich nichts wissen will von einer Verlobung, wo sie nicht eine unmittelbare Vorbereitung auf die Heirath ist. So wie Du jetzt Mathilde liebst, so wirst Du noch gar manches Mädchen lieben und, wehe Dir, wenn die Ketten, die Dir jetzt aus Rosen dünken und sich so leicht tragen, Dich einst drücken und wundreiben und sich doch ehrenhafter Weise nicht abwerfen lassen. Kenne viel Unglück, das solche Verlobungen angerichtet, da man mit heißem Herzen Versprechungen machte, die man mit kaltem einlösen und erfüllen mußte. — Siehst Du, mein Sohn, gegen Eure Verlobung spricht meiner Ueberzeugung nach Alles und Jedes. Zunächst Eure übergroße Jugend; Ihr seid noch durchaus außer Stande, Euch zu Gefährten für's Leben zu wählen, denn noch kennt Ihr das Leben nicht, Euer Leben nicht; — sodann der geringe Altersunterschied zwischen Euch; das Natürliche in unserem Klima ist, daß der Mann mindestens ein Dutzend Jahre mehr zählt, als das Weib; — und weiter, läßt sich der Unterschied des Standes, der Familienkreise, denen Ihr angehört, durch nichts ausfüllen. Zur glücklichen Ehe gehört nicht derselbe Charakter, bei Leibe nicht, aber dieselbe Charakterart. Ein Mädchen, das aufgewachsen ist in einem Pfarrhause, das wird einmal eine bessere Pastorin abgeben, als jede Andere, und die, welche eine bessere Pastorin abgiebt, wird auch von dem Pastor mehr geliebt werden, wenn dieser ein rechter, ächter Pastor

ist; denn — und das wird Deinem Ohr wunderbar, wenn nicht lächerlich klingen, man liebt auf die Dauer doch die Tüchtigkeit, freilich die an einen bestimmten Leib gebundene Tüchtigkeit. Was aber mehr als alles Andere ein Bündniß zwischen Euch unmöglich macht, das ist der große Unterschied in Euren Vermögensverhältnissen. Du weißt, daß Du einmal nicht arm sein wirst, wenn ich heimgerufen werde zu meinen Vätern, aber trotzdem wird Dein Vermögen kaum den zwanzigsten Theil von Dem betragen, was Mathilde einst besitzen wird. Wirst Du einmal ihr Mann, Wilhelm, dann kannst Du nicht Pastor bleiben, und damit wäre die schöne Reihe unserer Vorfahren geschlossen, der sichere Boden unserer Tüchtigkeit verlassen, und Wilhelm, wer steht uns dann dafür, daß unsere Wasser nicht versickern werden in Sumpf und Morast? Mein Sohn," sagte der Alte mit weicher Stimme und legte die Hand auf Wilhelm's Schulter, „Gott hat Dich nicht geboren werden lassen als ein allein stehendes Menschenkind, das herkommt, da Keiner weiß und dahin gehet, ohne daß es Jemand merkt; Du hast eine Vergangenheit, ehe Du da warst, Du bist der Träger einer Tradition, der ungeheure Halt eines Familienberufes steht Dir zur Seite. Stoße ihn nicht zurück, weise ihn nicht von Dir! Reiße diese Neigung männlich aus Deinem Herzen, und wenn Du einmal so weit bist, so suche Dir ein Weib unter den Töchtern der alten Predigerfamilien des Landes!"

„Vater," sagte Wilhelm, „verlange nicht das Unmögliche! Ich achte Deine Ueberzeugungen und schätze sie hoch, aber ich kann sie nicht theilen. Nicht ich bin da um des Standes willen, der Stand ist da um meinetwillen!"

Der Pastor seufzte. „Daß Du es nicht zu können glaubst, weiß ich leider," fuhr er fort, „weiß auch leider, daß Du glaubst, es gebe Pastoren, damit Du einer werden kannst, und nicht Du würdest Prediger, damit ihre Zahl sich erhalte. Was ich oder richtiger gesagt: wir, der Herr von Langerwald und ich nämlich, von Dir wollen, ist auch nur dies: Versprich uns, daß Du von jetzt ab bis Du als gemachter Mann zurückkehrst von der Universität, Mathilde weder sehen, noch an sie schreiben willst. Wir unsererseits versprechen Euch dagegen, daß wir, falls Ihr Euch dann noch liebt wie jetzt, Euerer Verbindung kein Hinderniß in den Weg legen wollen. Du kannst Solches um so eher versprechen, als es auch

Mathildchen schon gethan hat. Gieb mir also die Hand darauf, daß jeder Verkehr bis dahin unterbleiben soll!“

Wilhelm schlug ein.

„So, mein Junge, das ist brav von Dir,“ sagte der Pastor, indem er sich über den Sohn beugte und ihn auf die Stirn küßte. Dann stand er auf und verließ das Zimmer.

Als er fort war, barg Wilhelm sein Gesicht in die Kissen und — weinte. Er hätte nicht recht angeben können warum, er schämte sich seiner Thränen, aber er fühlte etwas wie ein Gemisch von Reue und Angst und glühender Sehnsucht. „Ich will Dir treu bleiben, Mathilde,“ flüsterte er, „sie sollen uns nicht von einander trennen!“

Gretchen kam wieder herein und da sie die Aufregung bemerkte, in der sich der Bruder befand, sprach sie kein Wort, sondern nahm still ihre Samariterdienste wieder auf.

„Schwesterchen,“ sagte Wilhelm, nachdem Beide eine Zeit lang geschwiegen, „glaubst Du, daß ich Charakter besitze? Bitte, bitte,“ flehte er leidenschaftlich, „beantworte meine Frage ganz aufrichtig!“

Gretchen sann eine Weile nach, dann antwortete sie, während ihre Rechte über das weiche Haar ihres Bruders streichelnd hinglitt:

„Ich glaube allerdings, Brüderchen, daß Dein Charakter noch wenig entwickelt ist, glaube auch, daß Phantasie und geistige Empfänglichkeit bei Dir größer sind, als die Willenskraft, doch hoffe ich, daß die Jahre und die Religion diesem Mangel abhelfen werden!“

„Also Du hälst mich für schwach, für leichtsinnig?“

„Für leichtsinnig nicht, Willi, wohl aber für schwach, und eben darum glaube ich, daß Du mehr Grund hast, als mancher Andere, Dich nach dem einzigen, wahrhaft unerschütterlichen Halt umzusehen, den wir Menschen haben, und wenn Du ihn gefunden, Dich fest an ihn zu klammern!“

„Glaubst Du, Schwesterchen,“ fragte Wilhelm weiter und seine Stimme stockte, „daß ich fähig bin, einem Gefühl, einem großen, edlen Gefühl, das jetzt meine ganze Seele erfüllt, treu zu bleiben mein Leben lang?“

„Meiner Ueberzeugung nach, Willi, und die mag ja sehr falsch sein und ich nichts von solchen Dingen verstehen, wird bei Jedem das lediglich Sache des Zufalls sein, so lange er kein Christ ist, denn nur dem Christen ward die göttliche Verheißung, daß die Versuchungen, die an ihn herantreten, nicht stärker sein sollen, als seine Kräfte!“

Wilhelm lächelte. Es rührte ihn das gottdurchdrungene Dichten und Denken der Schwester, aber er fühlte sich doch darüber sehr erhaben und damit war er auch über die Zweifel an seiner Charakterstärke hinweg, die ihn eben noch so arg bedrängt.

„Du siehst doch Alles etwas einseitig an,“ sprach er; „was ein rechter Mann sich vorgenommen, das bleibt auch ohne göttlichen Beistand bestehen in allen Versuchungen, wie der Granit im Wellenschlag, die Eiche im Sturm. Schwesterchen, das Gefühl, das ich meinte, ist die Liebe, und der Vorsatz, von dem ich rede, besteht darin, die Geliebte einst zu meinem Weibe zu machen. Glaubst Du, daß, wer je ein Weib wahrhaft geliebt, damit aufhören kann, oder gar sein Herz an eine Andere hängen?“

„Denken kann ich mir's nicht, Willi, aber es muß wohl möglich sein, denn unser Herz ist ein so trotzig und verzagt Ding und unser natürlicher Sinn ist ein so schwankendes Rohr, daß ich auch an diese Möglichkeit glauben muß. Gott erbarme sich eines Jeden gnädiglich, dem das geschieht!“ setzte sie seufzend hinzu.

„Gretchen,“ sagte Wilhelm, nachdem sie wieder eine Weile geschwiegen; „könntest Du Dich entschließen, eines Mannes Weib zu werden, der — der — der etwa so denkt, wie Paul und ich denken?“

Gretchen erröthete und sah zu Boden. „Ja,“ sagte sie, „ich könnte das wohl! Nicht, weil ich so hochmüthig bin zu glauben, daß es mir gelingen würde, ihn auf den rechten Pfad und an Christi Herz zu bringen, aber weil ich hoffe,“ sie verbesserte sich, — „weil ich glaube, daß ja Gott gar wohl mich zum Werkzeug ausersehen haben könne, meinem Manne an einem Beispiel zu zeigen, wie viel mehr wir vermögen, wenn Gott mit uns ist, als wenn wir ohne Ihn wandeln, was für ein tüchtiges Weib aus einem schwachen Mädchen werden könne durch Seinen Beistand, wie mit Ihm Fleiß, Thätigkeit, Pflichtgefühl, Hingebung, Treue, Sanft-

muth, Geduld einkehren in ein Herz, dem an und für sich nichts eigen von all' diesen Tugenden. Könnte es sich da nicht ereignen, daß der Mann spräche: „Wenn die Religion so viel vermag bei meinem Weibe, solche Früchte zeitigte auf ihrem dürren Sandboden, ist's da nicht schweres Unrecht von mir, den Pflug des Wortes Gottes und die Egge seiner Predigt fern zu halten von meinem Weizenboden?“ — Und, Wilhelm,“ fuhr sie fort und sah den Bruder begeistert an, „Wilhelm, welche Seligkeit, wenn ich so vielleicht dazu gedient, daß des Geliebten Kräfte nun erst ihre ganze Spannkraft finden, wenn er, des Landes Bester, der neuen Zeit Errungenschaften anwendet mit dem alten Christensinn!“

„Du bist schön, mein Schwesterchen,“ sagte Wilhelm und sah sie an mit leuchtenden Augen, „Du bist schön und lieb und gut! Deine Gedanken sind nicht meine Gedanken, aber ich hoffe, daß wir stets fest und treu zu einander halten werden!“

„Das walte Gott, Brüderchen!“

Ueberraschungen.

Herr Laßmann stand in seinem Laden nnd ging seinem Gewerbe nach, d. h. er hatte seinen Rock der Hitze wegen abgelegt und war nun damit beschäftigt, Syrup aus einem großen braunen Faß in viele kleinere Fäßchen laufen zu lassen. War eines von den letzteren gefüllt, so wischte er das Spundloch desselben mit dem Zeigefinger der rechten Hand rein und steckte diesen dann einem von seinen beiden jüngsten Söhnchen, die vor ihm standen und den Syrup mit begierigen Blicken betrachteten, in den Mund. Er konnte das thun, denn im Laden war sonst Niemand bis auf seinen ältesten Sohn Karl, der für gewöhnlich Commisdienste bei'm Vater verrichtete, gegenwärtig aber, den Kopf auf die untergelegten Arme gestützt, fest eingeschlafen war. Die Familie war ganz unter sich. Von Zeit zu Zeit warf Herr Laßmann einen Blick auf den Marktplatz, auf dem die Strahlen der Nachmittagssonne lagen, gähnte und sagte: „Abscheulich heiß! Kein Wunder, daß kein Mensch kommt!“ — Bei einem dieser Rundblicke bemerkte er einen Reiter, der im Schritt über den Marktplatz und gerade auf sein Haus zugeritten kam. Er verstopfte rasch die Oeffnungen des Fasses und trat dann mit seinen beiden Söhnen vor die Thüre, um sich zu überzeugen, wer der Mann sei, der bei solcher Hitze sein Pferd nicht schone.

„Es ist Rosenthal, Vater,“ sagte der Kleinere von den Beiden, indem er den Vater an der Hose zerrte, „es ist einer von den Götzenhöf'schen Reitknechten!“

„Richtig, mein Kind! Ein schmucker Kerl! Wecke Karl; ich denke mir, der Gast wird wohl ein Glas Branntwein haben wollen!“

Der Reitknecht kam unterdessen heran, grüßte und band sein Pferd an einen, zu diesem Zweck in die Wand des Hauses geschlagenen Ring. „Guten Morgen, Herr Laßmann! Gott straf' mich! ist das eine verdammte Hitze! Kann man ein Gläschen Schnaps bei Ihnen bekommen?“

„Bitte, bitte, setzen Sie sich nur da auf die Bank, mein Junge bringt Ihnen sogleich einen! Kann man fragen, was Sie bei solcher Hitze herausgetrieben hat aus dem Stall?“

„Habe Ihrem Neffen, dem Herrn Schwarz, einen Brief gebracht vom Baron!“ antwortete der Angeredete, fuhr mit der Rechten in seine Brusttasche und zog einen Brief hervor. „Bitte, bringen Sie ihn recht dem Jungherrn! Ich soll auf Antwort warten. Puh! abscheuliche Hitze!“

Herr Laßmann ergriff rasch den Brief und betrachtete ihn neugierig. „Was hat Ihr Baron meinem Neffen zu schreiben?“ fragte er.

„Weiß nicht; der Baron pflegt mir den Inhalt seiner Briefe nicht mitzutheilen. Muß aber was Gutes darin stehen!“

„Warum das?“

„Ich habe so meine Merkmale! Giebt der Baron mir einen Brief und kaut dabei an seinem Backenbart, dann ist der Inhalt gewiß grob und wer ihn bekommt, wird fuchswild; streicht er sich den Schnurrbart, so ist der Brief boshaft und der Empfänger wird empfindlich; läßt er aber den Bart in Ruhe und nimmt das Knie in die Hand, dann geht es glatt und der Brief richtet eitel Freude an! Und sehen Sie, heute war die Hand am Knie. Gott straf' mich!“

„Hm!“ sagte Herr Laßmann und besah den Brief von allen Seiten. „Lauf' einmal in den Garten, mein Kind,“ sagte er zu seinem jüngsten Sohne, „und rufe die Mama her!“

Die Gerufene erschien nach wenig Augenblicken, von jeder Seite ein Töchterchen an der Hand haltend.

„Denke Dir, Frau,“ sagte Herr Laßmann, „da ist ein Brief vom Götzenhöf'schen Baron an Paul!“

„Zeig' her,“ rief sie lebhaft, indem sie ihm den Brief aus der Hand riß und denselben gegen das Licht hielt. Hier wurde sie nun aber den Reitknecht gewahr, ließ die erhobene Hand sinken, nickte ihm herablassend zu und sagte: „Wollen Sie nicht einen Schnaps haben, mein Guter, oder eine Flasche Bier?“

„Der Herr wird sogleich bedient sein,“ sagte Herr Laßmann, und in der That erschien Karl mit verschlafenem Gesicht, in der Linken ein

großes gefülltes Schnapsglas tragend, während er sich bemühte, mit der Rechten seine in Unordnung gerathene Frisur wieder herzustellen. Das Laßmann'sche Ehepaar betrachtete unterdessen noch immer aufmerksam und mit dem größten Erstaunen den Brief, obgleich es sich bereits überzeugt haben mußte, daß seinem Inhalt vorläufig durchaus nicht beizukommen war. Seine Verwunderung wurde aber noch größer, als nach einigen Minuten noch ein Reiter sichtbar wurde und sich als Reitknecht des Neuhöf'schen Herrn herausstellte.

„Guten Tag, Rosenthal!" rief der neue Ankömmling schon von weitem dem Götzenhöf'schen Berufsgenossen zu.

„Guten Tag, Lilienthal!" war die Antwort. „Wie zum Kuckuk kommen Sie hierher?"

„Was führt Sie diese Straße?"

„Muß hier einen Brief abgeben an einen Herrn Schwarz, der hier im Laßmann'schen Hause wohnen soll. Hol' ihn der Teufel! Seinetwegen hätten mein Orel und ich vom Schlage gerührt werden können!" — Hier wurde er Herrn Laßmann gewahr. „Guten Tag, Herr Laßmann! Wohnt in Ihrem Hause ein gewisser Herr Schwarz?"

„Ja wohl, es ist mein Neffe," sagte der Angeredete in höchster Verblüfftheit. „Und Sie haben auch eineu Brief an ihn? Was schreibt ihm denn der Baron?"

„Weiß nicht! Würde mich närrisch ansehen, der Baron, wenn ich ihn fragen wollte, was er schreibt. Was machen Sie hier, Rosenthal?"

„Habe auch einen Brief hierhergebracht und warte auf Antwort. Sollen Sie auch eine haben?"

„Ja, soll aber den Brief dem Herrn selbst abgeben. Ist er denn aber zu Hause?"

„Ja, mein Herr Neffe," sagte Herr Laßmann mit Selbstbewußtsein, „ist zu Hause!" — Es that seiner Neugierde bitterlich wehe, daß der Brief so unmittelbar an seine Adresse gelangen sollte und dieser Unwillen wurde noch durch Herrn Rosenthal vermehrt, indem dieser Herrn Lilienthal bat, auch seinen Brief dem Herrn Schwarz zu übergeben. Madame Laßmann wollte dagegen Einwendungen erheben, Herr Lilienthal aber, der sehr energisch war, nahm ihr einfach den Brief aus der Hand und fragte, wie er zu Herrn Schwarz gelangen könne. Unterdessen hatte sich die ganze Familie, die Dienstmägde und den Hausknecht nicht ausgenommen, versammelt

und geleitete nun den Briefträger die Treppe hinauf, bei welcher Gelegenheit ein so heftiges Gedränge entstand, daß der kleine Otto der kleinen Eleonore auf den Fuß trat und dafür von selbiger eine Ohrfeige bekam, die er sich natürlich nicht gefallen lassen konnte, vielmehr durch einen Faustschlag erwiederte. Laura wollte Eleonore zu Hülfe kommen, konnte es aber nicht, weil Karl ihr vorstand und kniff nun aus Aerger diesem in's Bein. Daraus entstand nun eine allgemeine Balgerei.

Oben saß Paul über seinem punischen Kriege, als es die Treppe hinaufstrampelte. Seine Mutter war ausgegangen und er war ganz allein. Verwundert blickte er auf die Thür, als diese aufgestoßen wurde und zunächst sein Onkel ohne Rock, den Hemdeärmel des rechten Armes aufgestreift, keuchend hineintrat. Ihm folgte Herr Lilienthal, hinter dem erschien Frau Laßmann, der die Mägde, der Hausknecht und die Kinder folgten. Die Letzteren machten sich gegenseitig den Eingang streitig, bis die Knaben mit den Mädchen fertig wurden und mit lautem Hurrah zuerst eindrangeu. Die ganze Gesellschaft bildete nun einen Halbkreis um Paul und den Reitknecht und theilte ihre Aufmerksamkeit zwischen beiden. Der Letztere machte eine Verbeugung, übergab Paul die Briefe und fügte hinzu, das Schreiben aus Götzenhof sei durch einen besonderen Boten hergebracht, der unten warte. Paul, auf dessen Wangen die Scham über das taktlose Betragen seiner Verwandten und das Erstaunen über die unerwartete Correspondenz ein brennendes Roth hervorgerufen hatten, nickte mit dem Kopf, nahm die Briefe und sagte, er würde die Antwort hinunter bringen. Darauf wandte sich der Reitknecht um, drang durch den Halbkreis der Zuschauer und verließ das Zimmer, während die Uebrigen da blieben und noch erwartungsvoll auf die Briefe sahen.

„Sieh' doch rasch nach, was Dir die Herren Barone schreiben," sagte Madame Laßmann endlich, als Paul mit einem verächtlichen Blick auf die ihn Umstehenden die Briefe auf den Tisch legte, sich dann wieder setzte und alle Anstalten traf, in seiner Arbeit weiter fortzufahren.

Paul beherrschte mit Mühe seinen Zorn. „Ich werde sie später lesen," sagte er.

Das Publikum, das die Briefe betrachtete, wie eine Schaar Raben das gefallene Thier, neben dem der Jäger steht, rührte sich nicht.

„Ich pflege meine Briefe nicht in Gesellschaft zu lesen," bemerkte Paul endlich.

„Kinder, geht hinaus, marsch, macht, daß Ihr fortkommt!“ rief Frau Laßmann, die vor Neugierde verging. „Anna, Grethe, Jakob!“ wandte sie sich an die Dienstboten, „was steht Ihr hier? ist hier ein Jahrmarkt, worauf wartet Ihr hier?“ — Die Kinder bewegten sich langsam zur Thür; hinter ihnen schoben sich die Dienstboten hinaus. Alle aber blieben auf der Treppe stehen und horchten.

„Nun, Paulchen, lies, rasch, rasch!“

„Ich lese Briefe nur, wenn ich ganz allein bin,“ sagte Paul.

„Nun, Laßmann, es scheint, daß auch wir lästig fallen, es scheint, daß die Tante und der Onkel dem Neffen lästig fallen,“ rief die enttäuschte Madame Laßmann, und da Paul gegen diese Annahme keinerlei Einwand erhob, so blieb dem würdigen Ehepaar nichts übrig, als nun auch selbst das Zimmer zu räumen. Der Zorn, in den Madame Laßmann über das undankbare Betragen ihres Neffen gerieth, entlud sich auf der Treppe über die Horcher, die mit Schimpf und Schanden fortgejagt und noch bis in die unteren Zimmer verfolgt wurden.

Paul stand auf, verschloß die Thüre und trat mit den Briefen an's Fenster. Was konnten die Herren ihm mitzutheilen haben? Er öffnete zuerst das Götzenhöf'sche Schreiben, zerbrach das Siegel mit den drei Hamstern und der Devise: „Aller Welt Feind, Gottes Freund,“ und las wie folgt:

Götzenhof, den . . Juli 18**.

Mein Herr!

Sie werden es einem alten Manne, wie ich einer bin, nicht übel nehmen, wenn er, ohne Sie persönlich genauer zu kennen, mit Ihnen Angelegenheiten zu besprechen wagt, die sonst nur unter Freunden abgemacht zu werden pflegen. Aber als Freund Ihres Pflegevaters, des Pastor Wolfschild, nnd auf mein Alter, wie auf unsere Nachbarschaft gestützt, glaube ich es schon damit wagen zu können. Wie ich höre, hat Sie die rauhe Art meines Freundes verletzt und Sie sind zu stolz, auch jetzt, nachdem Sie sich wieder mit ihm ausgesöhnt, fernerhin die Kasse eines Mannes in Anspruch zu nehmen, der Sie Ihre Armuth einmal in so rauher Weise fühlen ließ. Ich bitte Sie nun, von mir die nöthige Summe als unverzinsliches Darlehn zu empfangen und mir dieselbe zurückzuzahlen, wenn Ihre Verhältnisse es Ihnen einmal erlauben. Ich würde Ihnen den Vorschlag machen, Ihre Studienzeit über jährlich 500 Thaler von mir zu nehmen,

womit Sie, wie ich glaube, in Berlin auskommen können. Sollten Sie indeß zu Ihrem Zweck einer größeren Rate bedürfen, so bitte ich Sie, es mich wissen zu lassen. Falls Sie, wie ich hoffe, mein Anerbieten annehmen, so werden Sie das Geld in vierteljährlichen Raten von Mendelssohn ausgezahlt erhalten. — Ich bitte Sie, mein Herr, mein Anerbieten lediglich aus dem Standpunkt zu betrachten, aus dem es angesehen werden muß: als eine Unterstützung, die der reichere Kurländer dem ärmeren angedeihen läßt, damit ein Jeder seinerseits dem Lande so weit diene, als seine Kräfte reichen. Seien Sie überzeugt, daß ich mein Anerbieten durchaus nicht als ein anständiges Almosen, sondern lediglich als die Unterstützung eines ärmeren Bruders betrachte. Nehmen Sie es also an und danken Sie mir dadurch, daß Sie einmal fest zu Allen stehen, die unser Land lieben über Alles. Das wünscht aufrichtig

Ihr ergebenster

Friedrich Langerwald.

Das Neuhöf'sche Schreiben lautete also:

Hochgeschätzter Herr!

Euer Hochwohlgeboren werden erstaunt sein, von mir, den Sie gar nicht kennen, einen Brief zu erhalten. Ich bin im Briefschreiben sehr wenig geübt, hol' es der Teufel, und komme mit meinem Hengste besser zurecht, als mit dem Briefstyl, und mit meiner Büchse besser, als mit der Feder. Entschuldigen Sie also die Form über dem Inhalt! Wie ich höre, sind Sie, mein Herr, in Verlegenheit und haben für Ihre Studien kein Geld. Ich würde Sie nun also bitten, von mir 600 Thaler annehmen zu wollen, für so lange, als Sie dieselben brauchen. Ich kann sie Ihnen, bei Gott, geben, ohne daß es mich irgend genirt, und ein Landsmann soll dem anderen helfen. Ich würde persönlich zu Ihnen kommen, wenn ich nicht glaubte, es könnte Ihnen das peinlich sein. Sie meiner größten Hochachtung versichernd, zeichne ich mich als Ihr ergebenster

Felix Langerwald.

Der Brief hatte eine hübsche Anzahl orthographischer Fehler aufzuweisen und trug überhaupt ein sehr altmodisches Gepräge; statt der i's standen überall y's und fast auf jeden Vokal folgte ein h.

Als Paul geendet, legte er die Briefe auf den Tisch, kreuzte die Arme über die Brust und ging langsam im Zimmer auf und nieder. Sie hatten

ihn tief ergriffen diese Briefe und bis in's Innerste der Seele gerührt. Mächtig rüttelten die Erlebnisse der letzten Tage an seinen Vorurtheilen. Waren diese Männer, die sich so bereit zeigten, Jedem beizuspringen, den sie achteten und in Noth glaubten, denn wirklich so schlecht, so selbstsüchtig, wie er behauptete? Er hatte von solchen Fällen, wie die vor ihm liegenden, oft gehört, er wußte von Vielen, die der Götzenhöf'sche unterstützte, er wußte auch von Vielen, denen andere Barone geholfen, aber es ist doch ein gewaltiger Unterschied, ob man von solchen Zügen eines großen, edlen Sinnes auch noch so häufig hört, oder ob man sie selbst erlebt. Seine Erlebnisse mit dem Pastor, die Briefe der beiden Langerwald's riefen eine Krisis in ihm selbst hervor, das fühlte er wohl und dies Gefühl regte ihn mächtig auf. Er kniete nieder an dem Bett seiner Mutter, und was er nicht vermocht in den Stunden der Verzweiflung, als er von aller Welt verlassen aus dem Pastorat ging, das konnte er jetzt, er betete, daß Gott ihn zn einem guten, tüchtigen Manne machen möge, ohne Vorurtheile und Trotz, zu einem treuen Sohn seiner Heimath und zu seiner Landsleute warmem Freunde. „Nein, sie sind nicht verrottet, diese Deutschen," rief er aufstehend, „Edelsinn lebt in ihnen und Tüchtigkeit und —" fuhr er fort, „es sind auch nicht blos meine persönlichen Erfahrungen, die mich das aussprechen lassen. Nein, nein, es ist so; ich habe Grund, auf meine Brüder stolz zu sein nnd war doch ihr Feind!" — Er fuhr mit der Hand über seine Stirn. „Ich will einen Anfang damit machen," sagte er, griff nach einem Bogen Postpapier und setzte sich nieder zum Schreiben. Der Brief wurde an den Götzenhöf'schen Baron gerichtet. Er dankte diesem mit warmen, aus dem Herzen kommenden Worten für sein freundliches Anerbieten und nahm es dankend an. „Ich müßte lügen," schrieb er, „wollte ich Ihnen sagen, daß ich, Ihrem Wunsche entsprechend, das Land liebe. Ich habe es bisher im Gegentheil gehaßt. Das aber kann ich sagen: es ist in mir jetzt der feste Vorsatz lebendig geworden, noch einmal meine Ansichten zu prüfen und, mein Herr, ich kann sagen: ich fühle, daß diese Prüfung unter dem Eindruck von mancherlei Erlebnissen der letzten Zeit anders ausfallen wird, als alle früheren!"

Paul schrieb auch an den Neuhöf'schen; theilte ihm mit, daß er ein gleiches Anerbieten vom Onkel desselben erhalten und angenommen und dankte ihm für seine Freundlichkeit. Dann siegelte er beide Briefe und brachte sie hinunter in den Laden, wo er sie den Reitknechten mit einem reichlichen

Trinkgeld für ihre Mühe einhändigte. In sein Zimmer zurückgekehrt, wollte er seine Arbeit fortsetzen, aber es ging damit nicht vorwärts, es stürmte zu gewaltig in seiner Brust. Er ging mit raschen Schritten im Zimmer auf und ab und suchte der empfangenen Eindrücke Herr zu werden. Er suchte sich Rechenschaft davon abzulegen, ob nicht im tiefsten Grunde seines Herzens blos die Freude über den glücklichen und für ihn persönlich so wohlthuenden Ausgang seiner Wirrnisse ihn die That der beiden Langerwald's so schön und edel erscheinen lasse, aber er mußte sich, ein so strenger Richter er war, davon freisprechen. Nun konnte er mit aufrichtiger Freude an den Jubel seiner Mutter denken, auch an des Pastors Zufriedenheit und Gretchens dankbaren Blick. Er sah einen Augenblick hinaus in eine schöne, wonnige Zukunft, einen Augenblick nur, aber es war ein köstlicher, seliger Augenblick.

An die Thür klopfte es leise. Paul rief: „Herein!“ und Gretchen trat auf die Schwelle. „Ist Deine Mutter zu Hause?“ fragte sie.

„Nein, Gretchen, aber“ — fügte er zögernd hinzu, — „ich erwarte sie in jedem Augenblick zurück!“

Sie erröthete und trat ein. „Es ist mir nicht unlieb,“ sagte sie, „daß ich Dich einen Augenblick allein spreche; ich habe Dir Etwas unter vier Augen zu sagen!“ Sie hatte den Blick zu Boden geschlagen und die rechte Hand auf den Tisch gestützt. Sie war offenbar sehr verlegen und diese Befangenheit stand ihr sehr gut. Das liebliche Oval ihres Gesichtes, die sanften Wellenlinien, die ihr Haar an den bläulichen Schläfen bildete, ehe es in langen Locken zurückfiel, traten noch mehr hervor, da ein zartes Rosa ihre meist bleichen Wangen schmückte.

„Ich komme, um Dich mit einer recht großen Bitte zu belästigen,“ begann sie stockend, „oder richtiger, meine Mutter schickt mich mit einer solchen zu Dir. Siehe, Paul, wie sehr Dich auch Vater beleidigt haben mag, wir — Mutter ist daran doch in keiner Weise schuld. Ihr kannst Du deshalb doch immer ein Sohn bleiben. Sie läßt Dich nun bitten“ — Gretchen zog dabei ein Päckchen aus der Tasche und reichte es ihm hin, „die 700 Rubel, die darin enthalten sind, anzunehmen; sie hat sie nicht vom Vater, es ist ein Ersparniß von ihrem Wirthschaftsgelde. Mutter meint, die könntest Du doch nehmen! Wir wissen, daß es damit nicht genug ist, aber das Fehlende könntest Du Dir vielleicht anders woher verschaffen!“

Als sie das Päckchen noch immer hinhielt und er es ihr nicht abnahm, schlug sie die Augenlider auf und sah ihn aus ihren großen, dunklen Augen bittend an. Waren es diese Augen, war es der melodische, bedeckte Klang ihrer Stimme, oder die Bitte, die sie vorbrachte, oder wirkte das Alles zusammen, ihn zu erschüttern: Paul stand da, die Arme über der Brust gekreuzt, die Lippen auf einander gepreßt und blickte sie an mit strahlendem Blick und sein ganzer Körper bebte wie im Fieberfrost.

„Gretchen," fragte er langsam, „kannst Du mir Dein Wort geben, daß nichts von dem Deinen dabei ist?"

Dies Mal blieb es nicht bei dem zarten Rosa auf den Wangen; ein dunkles Roth stieg in ihnen auf, stieg auf in ihre Stirn, bedeckte ihren Hals.

„Belügen kann ich Dich nicht," sagte sie, sichtlich niedergeschlagen, „aber warum fragst Du darnach? — Ja, Paul, meine kleinen Ersparnisse sind auch dabei, aber," fügte sie schüchtern hinzu, „warum willst Du der Schwester nicht erlauben, was Du der Mutter hoffentlich nicht verwehrst?"

„Weil Du, Gottlob, nicht meine Schwester bist," sagte Paul zwischen den Zähnen. Etwas Derartiges mußte er sagen, das fühlte er, sonst wäre er erstickt. Etwas Derartiges durfte er auch sagen, das fühlte er, denn es war übermenschliche Kraft, mit der er sich überwand, nicht niederzustürzen vor dem lieblichen Mädchen und ihre Kniee zu umfassen. Aber nun hatte ihm das, was er gesagt, auch das Herz etwas erleichtert. Er nahm die Briefe der Langerwald's vom Tisch und reichte sie Gretchen. Als sie dieselben gelesen, sagte er ihr, daß er das Anerbieten des Götzenhöf'schen angenommen habe und darum ihrer Hülfe nicht mehr bedürfe. Er sagte ihr auch, daß er ihr Geld angenommen hätte, wenn er es noch brauchen könnte, und daß er diesen Augenblick nie vergessen würde. Sie reichte ihm schweigend die Hand und drückte leise die seine; an ihren Wimpern hingen Thränen und sie sah nicht auf. — Paul küßte ihr leicht die Hand, die sie ihm rasch entzog; dann eilte sie aus dem Zimmer. — Er stellte sich an's Fenster und sah ihr nach, wie ihre hohe, schlanke Gestalt leicht über den Marktplatz schritt, bis sie hinter der Kirche verschwand. Dann bedeckte er sein Gesicht mit den Händen und murmelte leise: „Ich habe Euch doch Unrecht gethan, Euch Allen, Allen!"

Zweiter Theil.

Alte und neue Bekannte.

Vor Arnim's Hotel unter den Linden in Berlin hielt eine lange Reihe von Wagen und die Schutzleute, die die Ordnung aufrecht erhalten sollten, hatten alle Mühe, dieser ihrer Aufgabe zu genügen, denn neben dem aristokratischen Rosselenker, der, an derartige Anfahrten gewöhnt, gleichmüthig seinen Haltplatz aufsuchte, hatten sie es mit dem gewöhnlichen Droschkenkutscher zu thun, der, die angeborene Dreistigkeit und Frechheit nicht verleugnend, seiner Antipathie gegen die Vertreter der Polizei unter der Maske der Ungewandtheit freien Lauf ließ und just dann hielt, wenn er fahren und dann fuhr, wenn er halten sollte. Die vielen Droschken und noch mehr die zahlreichen Fußgänger, die in das Thor des Hauses einbogen, bewiesen, daß hier nicht eine Privatgesellschaft, sondern ein öffentlicher Ball die Tanzlustigen anlockte. Und so war es auch. Die studirende Jugend hatte heute ihre Schwestern, Brüder und Eltern versammelt und ergötzte sich an Tanz, ihren bunten Schärpen über den Schultern und den bunten Fahnen an den Wänden. Für den Eingeweihten war das Fest kein vollständiges, denn nicht alle officiellen Repräsentanten des Studententhums, oder, um den Kunstausdruck zu gebrauchen, nicht alle Repräsentanten der historischen Entwickelung desselben hatten mit ihren Schildern und Fahnen die Wände des Ballsaals geschmückt. Es geht ein großer Riß durch die Welt, er geht sogar durch die Repräsentanten des historisch gewordenen Studententhums. Er theilt sie in Burschenschafter und Corpsstudenten, oder, da heute zu Tage Alles in die Rubriken „conservativ“ und „liberal“ muß, in Conservative und Liberale. Obgleich der Riß tief und entsetzlich ist, denn die Einen reden auf der Kneipe von Mädchen und Paukcomment und die Anderen von Keuschheit und Vaterlandsliebe, so hatten wohlmeinende Anhänger des auf gegenseitiger Nachsicht beruhenden constitutionellen Princips

doch eine Vermittlung versucht und, Dank sei es der Alles auszugleichenden Macht des Zeitgeistes, es war ihnen gelungen, eine Brücke ausfindig zu machen, die haltbar zu sein schien. Ein um das andere Mal sollte bei officiellen Gelegenheiten eine jede Parthei den Zug, resp. den Ball eröffnen und im Uebrigen die Gegner den betreffenden Abend über als gleichberechtigt ansehen. Aber dieser, mit so viel Mühe zu Stande gebrachte, Compromiß hatte sich nicht bewährt. Es war Streit darüber entstanden, wer den letzten Zug angeführt, oder richtiger, es erschien fraglich, was man unter dem „Festzug" des ungeschriebenen Compromisses zu verstehen habe. Die Burschenschafter meinten, darunter könne nur der Einzug einer höchstgestellten Person, der vor einem halben Jahre etwa stattgefunden, verstanden werden, und da damals die Corps präsidirt, so sei die Reihe jetzt an ihnen. Dagegen wandten die Letzteren ein, man müsse darunter jedes officielle Fest der Studentenschaft, und wäre es auch nur von 10 Studirenden besucht, verstehen. Nun hätten aber die Burschenschafter zur festlichen Begehung der Secularfeier eines obscuren aber gesinnungstüchtigen Dichters aufgefordert und dieselbe auch wirklich, wenn auch nur unter sehr geringer Betheiligung, durchgeführt. Da sie nun dabei eo ipso präsidirt hätten, so kämen jetzt die Corps an die Reihe. Darüber war es zu einer sehr lebhaften Studentenversammlung gekommen, in der sich die Burschenschafter durch Beredtsamkeit und genaue Bekanntschaft mit der Geschäftsordnung parlamentarischer Versammlungen, die Corpsburschen aber durch witzige Einfälle und directe Provocationen auszeichneten. Nachdem aber die Geschäftsordnung schließlich in lautem Geschrei erstickt und die nöthige Anzahl Visitenkarten, als später einzulösende Wechsel, ausgetauscht worden waren, unterlagen die Corps, deren Uebermuth die studirenden Studenten beleidigt hatte, der Stimmenmehrheit und faßten nun den Entschluß, sich officiell der Theilnahme an dem projectirten Ball zu enthalten, wobei sie es übrigens ihren Mitgliedern freistellten, mit „verdecktem Farbenbande" an den Freuden des Abends Theil zu nehmen.

So betrübend alle diese Vorgänge nun auch sowohl für wohlmeinende und compromiß-freundliche „alte Herren," als auch für die Mitglieder der unterlegenen Corps waren, so wenig fochten sie doch die große Mehrzahl der Studenten an, die sich nach und nach versammelten. Fahnen und Schärpen gab es ja doch genug und Frohsinn brachte man mit für zwölf; gab es auch so manchen Elegant mit blasirtem Gesicht und der abgespannten,

nach vorn übergebeugten Haltung des Roué, so war für die Mehrzahl ein solcher Ball doch ein Ereigniß, auf das man sich einige Tage vorbereitete, das man mit Herzklopfen erwartete und das man nachher fleißig mit Bekannten durchsprach und in Briefen nach Hause beschrieb. Für nicht Wenige war es das erste und vielleicht letzte Mal, daß sie sich an dem glänzenden Anblick einer zahlreichen Ballgesellschaft aus durchschnittlich guter Gesellschaft weiden konnten, und mancher Blick fuhr ängstlich am geliehenen Frack hinunter und bis auf die Stiefelspitzen, ob auch Alles in Ordnung sei.

Der Ball war schon im besten Gange, die erste Contredanse schon beendet, unzählige junge Herren hatten schon unzähligen jungen Damen die Versicherung gegeben, daß die Lucca köstlich singe, daß die neueste Posse bei Wallner charmant und daß das letzte L—sche Concert so besucht gewesen sei und darin eine so entsetzliche Hitze geherrscht habe, daß zwei Lieutenants und eine Dame ohnmächtig geworden; und ebenso hatten unzählige junge Damen unzähligen jungen Herren versichert, daß die Harries-Wippern am Ende doch noch lieblicher sänge, daß sie das jüngste Vaudeville des Friedrich-Wilhelmstädt'schen Theaters dem Stoffe nach vorzögen und daß sie sich selbst neulich bei einem L—schen Concert in einem der Ohnmacht ähnlichen Zustande befunden hätten, — als eine Gesellschaft junger Leute die Treppe hinaufeilte, ihre Paletots der Garderoben-Dame zuwarf und sich in den Ballsaal drängte. Es mochte ihrer ein halbes Dutzend sein. Sie waren alle comme il faut gekleidet und allen hing an einem schwarzen breiten Seidenband ein in schwarzes Fischbein gefaßtes Lorgnon herab. Nachdem sie sich bis in die erste Reihe gedrängt hatten, nahmen Alle ihren Hut unter den linken Arm, zogen ihre Taschentücher hervor, putzten mit ihnen die Lorgnons und preßten sie sich darauf auf die Nase. Nachdem sie in solcher Stellung eine Zeit lang die tanzenden Damen fixirt hatten, warfen sie Alle, wie auf Commando, die Lorgnons mit einer äußerst graciösen Handbewegung wieder ab, so daß sie geöffnet auf ihrer Brust hin und her schwankten, drängten sich wieder durch den Kreis von Herren, die die Thür besetzt hielt, und begaben sich in eins der Nebenzimmer.

„Rhein?“ fragte der eine von ihnen jetzt, als sie um einen runden Tisch Platz genommen, indem er das eine Bein über das andere schlug und ungeduldig am Handschuh der rechten Hand zerrte, der nicht rasch genug herunter wollte. Der Frager war ein schlanker, hagerer Mann mit hoher Stirn und ungewöhnlich dünnen Lippen.

„Roth — Doctor! Der geht in's Blut und das kann man brauchen."

Der das sagte, sah nicht aus, als ob er an Blutmangel litt. Es war ein schöner, schlanker Jüngling, das blonde Antlitz von lebhaftem Farbenspiel, mit leuchtenden blauen Augen.

„Leidest Du an Kälte?" fragte ein Dritter, „es ist ohnehin heiß genug hier. Ich schlage vor, wir pausiren etwas."

„Ach was, lari fari! Gegen die äußere Hitze ist das beste Mittel innere Hitze. Aber gegen den Rothwein bin ich, heute ist kein Tag nach Rothwein. Es ist nicht alle Tage Ball.

Wer heut nicht Champagner trinken kann,
Ist ewig ein geschlagner Mann. Lari, lari, lari!

„Jitzchack," sagte der Freund des Rheinwein boshaft, „Champagner ist nicht koscher!"

„Laß Deine Witzeleien, Winter, und rufe lieber einen Kellner herbei. Ich bin, weiß Gott, so durstig, wie der reiche Mann im Evangelium."

„Willi," sagte Winter zu dem großen Blonden an seiner Seite, „wie gefallen Dir diese Streifzüge in's neue Testament? Der Mensch ist im Stande, für ein Paar Flaschen Wein seine Medicin an den Nagel zu hängen und Theolog zu werden."

„Sein Satyrgesicht würde sich gut machen auf der Kanzel."

„Pah! was wäre dabei! Ich wäre immer noch ein besserer Theolog, als der beau courlandais. Sage, Junge," wandte er sich an den Blonden, „fällt es Dir nie ein, daß Du wirklich, ich will Dich nicht verwöhnen, zu schade zum Pfaffen bist?"

„Durchaus nicht. Ich hoffe es noch zu erleben, Dich unter die christliche Pumpe zu bekommen und meine Schuld soll es nicht sein, wenn Du bei dieser Operation nicht ersäufst. Paul, Veit und Pincus sollen Deine Pathen sein, nachdem die beiden letzteren zuvor getauft, und die werden mir schon helfen. Was meinst Du, Paul?"

„Ich meine, daß das ein unerquickliches Gespräch ist. Sagt, war der starke Mann mit der goldnen Brille, der eben durch's Zimmer ging, nicht der Doctor L.?"

„Ja," sagte Pincus, „was willst Du mit dem Fortschrittspinsel?"

„Ich wollte nur wissen, ob er's war. Ich präge mir gern auch die Gesichtszüge bedeutender Menschen ein."

„Und den rechnest Du zu den bedeutenden Männern," rief Pincus erstaunt aus.

„Ein solcher ist er jedenfalls."

„Durchaus nicht, durchaus nicht. Schwarz, Schwarz, ich hätte Dich nicht für so grün gehalten, in der Fortschrittsparthei nach bedeutenden Männern zu suchen. Ei, ei!" und Herr Pincus schüttelte bedenklich das wohl gepflegte Köpfchen, indem er mit beiden Händen an seinen Hinterkopf griff, man wußte nicht recht, ob aus Entsetzen über die jugendliche Verirrung oder um sich von der Integrität seines Scheitels zu überzeugen.

„Und ist schon drei Jahre in Berlin, ei, ei," sagte Herr Veit, indem er die ohnehin stark hervortretenden Augen aufriß und unruhig hin- und herrückte.

„Kein Wunder," sagte Winter mit sarkastischem Lächeln. „Bei den Kurländern verschlägt nichts, ihre Landesfarbe ist grün!"

„Grün ist die Farbe der Hoffnung!"

„Ja, Willi, Ihr seid hoffnungsvolle Jungen, aber Ihr werdet nie etwas Anderes und ein grüner Greis ist ein lächerlicher Anblick."

„Kein Wunder, wenn Du Recht hättest, Doctor, bist Du doch unser Lehrer gewesen."

„Ach ja, Willi! Schöne Zeit, charmante Zeit! Für eine Zeit lang lebt sich's prächtig bei Euch Bären, aber für die Dauer — brr — —. Wenn Ihr zärtlich werdet, schlagt Ihr einem das Auge aus und wenn Ihr Jemand küßt, so zerbrecht Ihr ihm die Nase. Aber schöne Weiber bei Euch! O, charmante Weiber bei Euch! Ihr müßt einmal hinüber nach Kurland, Veit und Pincus. O, ich sage Euch, — Weiberchen — so!" — Winter blies hier über die Fläche der rechten Hand.

„Nur ein Bischen strohern, nur ein Bischen hölzern."

„O, wir würden ihnen schon warm machen, würden sie schon lebendig machen," kicherte Pincus und rieb die Hände an einander. „Was, Veitchen, würden wir?"

Herr Veit schlug ein lautes Gelächter auf. Paul stand auf und griff nach seinem Hut.

„Wohin willst Du, Paul?“ fragte Wilhelm.

„Etwas in den Ballsaal. Eure Gespräche sind nicht nach meinem Geschmack.“ Damit ging er.

„Ein merkwürdiger Mensch, der Schwarz,“ sagte Pincus nach einer kleinen Pause, während welcher Alle schweigend Paul nachgeblickt hatten, indem er die Daumen in die Taschen seiner Weste steckte und mit den Händen auf seiner Brust trommelte. „Ein sehr merkwürdiger, ein sehr auffallender Mensch!“

„Ein sehr origineller Mensch, ein sehr auffallender Mensch,“ wiederholte Veit.

„Ihr müßt es mit seinem Wesen nicht so genau nehmen,“ sagte Wilhelm. „Es ist ein arger Widerspruchsgeist in ihm und daher pointirt er sich darauf, den Curländer zu betonen und zu reden, als könnte er sich einmal in der Rolle eines Hahns auf dem Misthaufen wohlfühlen. Im Grunde hängt er nicht weniger an Berlin und Deutschland, als ich, und denkt mit nicht weniger Schrecken der junkerbeherrschten Heimath unserer Leiber als ich.“

„So ist es recht,“ rief Winter, indem er seine Hand belobend auf Wilhelms übergeschlagenes Bein legte. „An Dir werden wir nie zweifeln, aber Paul ist im Grunde eine ganz aristokratische Natur. Ich bin überzeugt, daß er ganz das Zeug dazu hat, einmal ein echter pfäffischer Conservativer zu werden. Du brauchst ihm das nicht wieder zu sagen — siehst Du, ich kann ihm das nicht beweisen — aber Du wirst noch einmal sehen, daß ich Recht habe. Sprach er es doch neulich ganz unumwunden aus, daß seiner Ueberzeugung nach die ungeheure Mehrheit, und grade die Tüchtigsten des preußischen Volks, entschieden monarchisch gesinnt seien, ja, daß die ganze gegenwärtige Größe Preußens, die künftige Deutschlands, darauf beruhe, daß die altpreußische strenge Zucht, der Geist der Unterordnung, der Geist des Gehorsams mit den idealisirenden parlamentarischen Gelüsten fertig würden. Verlaßt Euch darauf: er schlägt um. Ich habe ihn immer mit Mißtrauen beobachtet und ich habe mich überzeugt, daß ganz allmälig sein hochmüthiges Temperament und seine aristokratischen Neigungen Herr werden auch über seine Ansichten.“

„Willi, Willi! beurtheilst Du wirklich den Menschen noch nach seinen Ansichten? Glaubst Du noch, daß bei den Menschen ihre Gedanken maß-

gebend sind? Auf's Temperament kommt es an. Bist Du von Natur ein Aristokrat, so hilft Dir kein Studium und kein Verkehr. Der Fuchs läßt wohl die Haare, aber nicht den Pelz, und die innerste Natur kehrt sich immer wieder heraus."

„Ich bin weit davon entfernt, die große Bedeutung des Temperaments zu unterschätzen, aber ich kann darum doch nicht zugeben, daß es in der Sittlichkeit des Menschen gar keinen Fortschritt geben sollte."

„Gewiß giebt es einen Fortschritt, aber nur in der Weise, daß das Temperament in seiner ihm eigenthümlichen Richtung fortschreitet. Der Aristokrat wird immer thörichter, hölzerner, verhärteter, die edle Natur immer weiter, immer vorurtheilsfreier, immer voraussetzungsloser, ein Uebergehen aus einer Gattung in die andere findet nicht statt."

„Dann wäre ja aber jede politische Agitation unnütz!"

„Nun, und ist sie es denn nicht auch?" Ward je ein Aristokrat überzeugt? Hat je die größte Beredsamkeit bewirkt, daß ein Edelmann andere Gedanken hatte, als hochmüthige, oder ein bourgeois andere, als selbstsüchtige. Ich kenne nur eine Agitation, die am Platz ist, die eine Zukunft hat: Das ist die Agitation des Socialismus, das ist die Agitation, die in den Arbeitern das Gefühl ihrer ungeheueren Mehrzahl und dadurch ihrer ungeheuren Ueberlegenheit erwecken soll, die verhüten soll, daß auch noch fernerhin das arme Volk von jener Verirrung, die man Bildung, von jener Raubbeute, die man Capital nennt, ausgebeutet werden soll. Diese Agitation ist berechtigt, aber auch nur diese, denn sie will nicht das Unmögliche möglich machen, sie will nicht überzeugen, sie will vernichten."

„Sie will ausrotten," wiederholte Veit.

„Ihr scheint mir zu weit zu gehen," erwiederte Wilhelm. „Niemand kann von der Verdorbenheit der höheren Gesellschaftsschichten mehr überzeugt sein, als ich, Niemand kann gewisser glauben, daß das einzige Heilmittel gegen die Uebel, an denen unsere Zeit krankt, die Herbeiziehung des Volkes, des braven, guten, unverdorbenen Volkes ist, ja ich bin selbst geneigt, Euren Temperamentstheorien Recht zu geben, nur möchte ich jedenfalls leugnen, daß das aristokratische Temperament sich in jeder Person findet, die dem Adel oder dem höheren Bürgerstande angehört. Ich selbst, z. B., bin, wie Ihr mir doch ohne allen Zweifel zugeben werdet, eine echt liberale Natur, und doch gehöre ich selbst dem letzteren an. Andererseits kenne ich so manchen Mann

aus dem Volke, der ein so starrer Aristokrat ist, wie nur irgend ein Baron."

„Was beweist das, selbst zugegeben, daß Letzteres der Fall ist? Die Ausnahme bestätigt die Regel und in politischen Dingen darf man nicht mit dem Einzelnen rechnen; da muß der Gerechte leiden um der vielen Ungerechten willen. Es kommt vor Allem darauf an, dem Volk die Ueberzeugung beizubringen, daß seine Feinde unverbesserlich sind, daß es einen unversöhnlichen Vernichtungskampf zu führen hat, wenn es endlich aufathmen will, frei von der Last des Feudalismus, Bureaucratismus, Bourgeoisismus, und wie alle die „ismus" heißen, die von seinem Fette zehren und sich mit seinem Marke mästen."

„Ihr wißt," fuhr Winter fort, nachdem er den Kellner herbeigewinkt und Wein bestellt hatte, „daß Schwarz scheinbar ein Anhänger des parlamentarischen Systems ist. Kann das wirklich die Ueberzeugung eines so scharfen Kopfes sein, wie er einer ist? Kann er wirklich glauben, daß den 96 Procent Menschheit, die das Volk bilden, damit geholfen ist, daß nun nicht mehr Einer die Steuern bestimmt, die es ruiniren, sondern 300, daß 300 die Gesetze verfassen, die es zu Zuchthaus und Schaffot verurtheilen, wenn es, von äußerster Noth getrieben, die Habe wieder an sich nimmt, die freche Diebe ihm, dem gutmüthigen, edlen, gestohlen und die sie nun ihr Eigenthum benennen? Ist es ein Gewinn für's Volk, wenn es zur Civilliste noch Diäten bezahlen muß?"

„Nein, so kann kein halbwegs gescheidter Mensch denken," bestätigte Pincus.

„Aber haltet Ihr denn die Koryphäen der Fortschrittspartei nicht für scharfsinnige Köpfe?" fragte Wilhelm.

„Durchaus nicht," entgegnete Winter, „gar nicht. Zum Beispiel: kann ich einen Mann scharfsinnig nennen, der in seiner Verfassungsgeschichte Englands dem Staatsstreich, der Säbelherrschaft das Wort redet und in der Praxis doch den Liberalen spielt? Ich will ihnen einen gewissen Professorengeist nicht absprechen, aber es ist der Geist, vermittelst dessen sie, nach einem trefflichen Ausdruck Heine's, mit ihren Nachtmützen und Schlafrockfetzen die Lücken des Weltenbau's stopfen. Sie denken nicht voraussetzungslos. So ein Mann ist auf dem richtigen Wege, er hat den Punkt gefunden, auf den es ankommt, wo er nur seinen Hebel einzusetzen braucht, um die ganze Welt

der hergebrachten Ansichten und Vorurtheile aus den Angeln zu heben, aber es fehlt ihm an Muth und Entschlossenheit. Das dumme: „Was wird daraus werden?“ lähmt seine Kraft. So in politischen Dingen die Altliberalen, die Fortschrittspartheì, so auf religiösem Gebiet die Tübinger, die Heidelberger. Scharfsinn ist mir gleichbedeutend mit rücksichtsloser Logik. Schwarz ist aber in diesem Sinn scharfsinnig; klappt er einmal um, so wird er in Wissenschaft und Politik wahrlich auch vor den äußersten Consequenzen der Reaction nicht zurückscheuen.“

Die Rückkehr des eben Genannten unterbrach das Gespräch.

„Willi,“ sagte Paul, „ich bringe Dir einen Gruß von einer Dame, die Dich zu sprechen wünscht. Ich soll Dir aber nicht sagen, wer sie ist, Du sollst sie im Ballsaal selbst herausfinden.“

„Wer ist es?“ fragte Wilhelm neugierig.

„Suche und finde sie selbst,“ war die Antwort.

Wilhelm wurde plötzlich kreidebleich. Seine Lippen zitterten. Er führte Paul bei Seite und fragte mit vor Aufregung bebender Stimme: „Paul, es ist doch nicht etwa Mathilde?“

„Nein,“ lachte Paul, „wie sollte die wohl hierherkommen? Aber eine alte Bekannte ist es.“

„Ist es Helene?“

„Getroffen! Sie ist ein wunderschönes Weib geworden, ich hätte sie nie erkannt, wenn sie mich nicht angeredet hätte.“

Wilhelm ergriff Hut und Handschuhe und eilte dem Ballsaal zu.

„Wer ist die Dame?“ fragte Winter Paul.

„Deine ehemalige Schülerin, Helene Annenburg, jetzt Frau Justizrath — ja wie heißt sie doch nur jetzt? Sie ist in Bartenberg verheirathet.“

„Was, hat sie einen Bürgerlichen geheirathet?“

„Ich weiß nicht, aber ich glaube, der Mensch ist bürgerlich.“

„Das hätte ich von der kleinen Person nicht erwartet. Sie krümmte sich, als ob sie einmal ein rechter Haken werden wollte. Wenn sie übrigens anderweitig geworden ist, wie sie zu werden versprach, so möchte ich nicht ihr Mann sein. Die kleine Person hatte den Teufel im Leibe.“

„Ja, den Teufel der Lüge,“ sagte Paul.

„Du warst von je her ihr Freund nicht und hieltest es mit der Pflegeschwester.“

„Ja. Aprops, habt Ihr den neuen Apoll im Museum schon gesehen?“

Unterdessen drängte sich Wilhelm in den Saal und suchte eifrig nach der Jugendfreundin, deren er sich mit großer Liebe erinnerte und für die er das lebhafteste Interesse bewahrt hatte, obgleich er nun seit vier Jahren Nichts von ihr wußte, als daß sie in Bartenberg lebte und großes Haus machte.

Obgleich Helene schon als Kind eine Schönheit zu werden versprach und das Gerücht im Allgemeinen, sowie Pauls Bemerkung, hohe Erwartungen in ihm erregt hatte, so war er doch noch überrascht, als er in einer auf ihn zukommenden Dame Helene erkannte. Sie war stark brünett und ihr Körper zeigte jene runden vollen Formen des slavischen Frauentypus. Der sinnliche Eindruck, den die ganze Erscheinung hervorrief, war noch durch das vorn in die ohnehin niedrige Stirn gekämmte Haar und durch eine coquette und auffallende, aber geschmackvolle Toilette verstärkt.

„Hier in Berlin also sehen wir uns wieder, mein mitleidiger Schulkamerad,“ sagte sie, indem sie ihm ihre lange, füllige Hand reichte und ihn mit bezauberndem Lächeln ansah. „Als ich nach Berlin kam, rechnete ich durchaus nicht auf diese Freude.“

„Es ist sehr gütig von Ihnen, gnädige Frau, sich meiner noch freundlich zu erinnern,“ erwiederte Wilhelm, „ich hätte das nicht zu hoffen gewagt.“

„Lassen Sie doch das „gnädige Frau,“ Wilhelm. Ich denke, wir stellen uns wieder auf „Wilhelm“ und „Helene“. Aber kommen Sie, wir wollen uns irgendwo ein stilleres Plätzchen suchen, wo wir ungestört plaudern können. Wenigstens den ersten Sturm von Fragen müssen Sie schon heute aushalten.“

Als sie in einem Nebenzimmer ein Paar Stühle gefunden, sah Helene unsern Helden von Kopf bis zu Fuß musternd an.

„Also das ist mein alter Wilhelm,“ sagte sie, „ich hätte nie geglaubt, daß aus Ihnen noch einmal ein solcher Lion werden würde.“

„Dann geht es mir glücklicher, gnädige Frau; ich erwartete schon eine Schönheit und finde meine Erwartungen doch noch übertroffen.“

Helene lachte hell auf. „Ei, ei, wie artig, Herr Wolfschild, denn so muß ich Sie ja wohl nennen, da Sie bei der „gnädigen Frau“ bleiben. Nun, ich will das Compliment zurückgeben. Sie können mit Ihrem Exterieure zufrieden sein. Aber nun erzählen Sie: wie geht es Ihren Eltern, wie Gretchen, wie den Langerwald's, den Fuchsberg's? lebt der alte Wagger

noch? wie geht es der Hofmutter und der alten Lawise, und existirt Pluto noch? wer hat geheirathet, wer ist gestorben, wer hat Kinder bekommen? Wann waren Sie zuletzt in der Heimath und warum besuchten Sie auf der der Reise nicht uns? Warum haben Sie das überhaupt nicht gethan? Warum haben Sie nicht alle Ihre Ferien bei uns zugebracht, Sie und Paul, der übrigens, beiläufig gesagt, auch ein schmucker Junge geworden ist."

„Sie fragen viel auf einmal, gnädige Frau — Pardon — Helene!"

„O, das thut nichts," rief Helene mit nervöser Lebhaftigkeit. „Dafür will ich nun auch aufhören und ganz still sitzen und mir von Ihnen erzählen lassen. So," sagte sie, indem sie die Arme über der Brust kreuzte und Wilhelm mit ihren großen schwarzen Augen fixirte. „„Nun kann es losgehen,"" wie wir früher sagten."

„Um mit mir anzufangen," begann Wilhelm —

„Pfui, Sie sind ein echter Mann, ein Egoist," unterbrach ihn Helene. „Ich will von Ihrem werthen Ich gar nichts wissen. Beginnen Sie mit Ihren Eltern."

„Nun, von denen kann ich auch nur nach Briefen berichten, denn —

„Wie so," fiel ihm Helene in's Wort, „wann waren Sie zuletzt zu Hause?"

„Vor drei Jahren, ehe ich in's Ausland ging."

„Wie, und Sie sind die ganze Zeit über nicht daheim gewesen?"

„Nein, ich versprach meinem Vater, erst zurückzukehren, wenn ich meine Studien ganz vollendet."

„Das ist aber doch auffallend. Warum verlangte er denn das?"

„Weil," erwiederte Wilhelm, „weil — weil er fürchtet, daß ein wiederholentlicher Ferienaufenthalt meinen Studien nicht eben förderlich sein würde. Er meinte auch," fuhr Wilhelm mit festerer Stimme fort, „daß ich meine Ferien besser zu Reisen verwende."

Helene lächelte. „Da wir alte Freunde sind," sagte sie, „müssen Sie es mir nicht übel nehmen, wenn ich Ihnen nicht recht glaube und mir meine Hypothese über den wahren Grund mache. Sonst schickt man seine Kinder doch nur auf so lange in's Ausland, bis über irgend etwas Gras wachsen soll, z. B. über eine Jugendliebe oder so etwas."

Wilhelm merkte, daß Helene ihm auf den Zahn fühlte und hätte viel darum gegeben, in diesem Augenblick nicht zu erröthen und nicht verlegen auszusehen. Eben darum erröthete er jetzt und sah sehr verlegen aus.

„Ja, ja, Wilhelm, alte Liebe rostet nicht," fuhr Helene höhnisch fort. „Nun, und das Experiment ist natürlich nicht geglückt und meine Freundin hält noch immer das ganze Herz gefangen; nicht?"

„Wen meinen Sie, gnädige Frau?" frug Wilhelm ungeschickt. Er fühlte, wie er zornig wurde über seine Verlegenheit und Helenen's höhnischen Ton.

Helene mochte das auf seinem Gesichte lesen, wenigstens lenkte sie rasch ein.

„Ja, Sie Glücklicher," sagte sie seufzend. „Ach Wilhelm, es war eine schöne prächtige Zeit, als wir Spielkameraden waren in Jakobsburg. Erinnern Sie sich noch an Paul's erstes Debut? Wie er davon lief! Es war köstlich! Mir hat selten im Leben etwas so viel Spaß gemacht!"

Wilhelm entsann sich jenes Abends noch gar wohl. Mathilde stand deutlich vor seinem Auge, ein kleines kräftiges Mädchen; das Blut lief ihr über das Gesicht hinab und der Kunistock, der neben ihr lag, war blutig. Ihm war es, als habe er jetzt diesen blutigen Stock in der Hand und wollte eben nach ihr werfen. Er sah unwillkürlich auf seine Hand, aber sie hielt nur sein Lorgnon und war mit einem schneeweißen Handschuh bekleidet. Es war eine Halucination, wie sie lebhafte Menschen, die ihrer Phantasie freien Lauf lassen, häufig haben.

„Sagen Sie, Wilhelm," fuhr Helene fort, indem sie auf ihr Armband niedersah und mit dem Kettchen, das es verband, spielte, „ist Gretchen noch so fromm?"

„Ich glaube, daß sie jetzt zwar ebenso fromm, aber weniger exaltirt und intolerant ist. Wenigstens schließe ich das aus ihren Briefen."

„Sind Sie fromm?" fragte Helene nnd fuhr dann, ohne eine Antwort abzuwarten, fort: „Nein, nein, Wilhelm, das war eine thörichte Frage, dann müßten Sie ja statt des Fracks einen langen Küsterrock anhaben und dicke rothe Hände haben und ein verbogenes Rückgrat und lange Haare. Ach, Wilhelm, ich kann die frommen Männer nicht leiden, obgleich es schön sein muß, sehr schön, fromm zu sein."

Helene seufzte tief. Sie sah Wilhelm dabei an und ihm schien es, als ob eine Thräne in ihrem Auge glänzte.

„Sie sind nicht glücklich, Helene,“ sagte er mit aufrichtigem Mitleid im Ton und im Herzen.

Helene sah einen Augenblick starr vor sich hin, dann stand sie rasch auf, biß sich auf die Unterlippe und schüttelte das Haupt, als wollte sie peinigende Gedanken los werden. Sogleich aber flog wieder ein leichtes neckisches Lachen über ihr ganzes Gesicht und sie sah aus wie ein ganz, ganz junges Mädchen, als sie sagte:

„Wilhelm, Sie werden einmal einen prächtigen Beichtvater abgeben; mir wenigstens haben Sie immer in's Innerste geschaut und mir meine tiefsten Gefühle und Gedanken hervorgeholt. Ich lebe jetzt ganz hier in Berlin, wohin mein Mann und ich seit ein Paar Wochen gezogen. Wir wohnen Victoriastraße Nr. 133. Und nun leben Sie wohl, ich muß wieder zu meiner Schwägerin, mit der ich den Ball besuchte. Lassen Sie nicht zu lange auf sich warten, Herr Beichtvater, ich habe Ihnen viel zu beichten!“ fügte sie, mit dem Finger drohend, noch hinzu, indem sie sich abwandte.

„Nun, wie fandest Du sie?“ fragte Winter den zurückkehrenden Wilhelm.

„Originell!“ war die zerstreute Antwort. —

Der Justizrath Lamstedt.

Es war ein elegantes repräsentables Haus, das Haus Victoriastraße Nr. 133. Wir sagen: Es war repräsentabel, nicht respectabel, denn neben einem jener guten alten Häuser, in denen seit Jahrhunderten eine reiche Adelsfamilie gehaust oder eine solide Firma genistet, hätte es denselben Eindruck gemacht, den der elegante jüdische Banquier hervorbringt neben dem Baron von ältester Familie im einfachen Schafspelz oder im groben Jagdrock und dem soliden Patrizier mit seinem Rock vom feinsten Tuch nach der denkbar steifsten und häßlichsten Mode: das heißt, den eines Parvenü. Und doch war es wirklich hübsch, hell, bequem und warm, wie es sich gehört für ein Haus, das keinerlei Erinnerungen bietet, die geschont werden müssen, und dessen einzige Aufgabe, eine möglichst hohe Miethe zu tragen. Da war ein hübscher Vorgarten, in den im Sommer die schönsten Treibhausblumen gestellt wurden und den ein stattliches Gitter einfaßte; da war eine Vortreppe, die im Sommer von grünem Epheu mit einem romantischen Teppich überdeckt wurde, und da waren Spiegelscheiben und messingene Fensterverzierungen und Thürklinken, die im Sommer und Winter gleich schmuck und hell glänzten. Hell und geräumig war das Treppenhaus, breit und bequem die Treppen darin. Auf den Livréeen der Diener hätte auch das schärfste Auge kein Stäubchen entdecken können und in ihren Gesichtern auch der wohlmeinendste Menschenfreund keinen Gedanken.

Auch die Bewohner waren sehr repräsentable Leute. Parterre wohnte der Banquier Baiersdörfer, in der Belletage der Geheimrath Grood und im zweiten Stock der Justizrath Lamstedt. Der Banquier war bekannt durch seine Wohlthätigkeit, der Geheimerath durch seine Gesinnungstüchtigkeit und der Justizrath war vorläufig nur erst durch seine schöne Frau bekannt und durch seine beiden russischen Schwarzbraunen. Dafür waren der Vicewirth des Hauses um seiner Starkleibigkeit, dessen Frau um ihrer Höflichkeit und dessen Töchter um ihrer Gefälligkeit willen um so bekannter.

Vor diesem Hause nun hielt um die Visitenzeit, an dem auf den Ballabend folgenden Tage, Wilhelm's Droschke.

Er wurde sogleich empfangen und fand Helene allein. Sie war in ein einfaches weißes Morgengewand gekleidet und sah etwas bleich und angegriffen aus.

„Es ist hübsch von Ihnen, daß Sie Wort gehalten, Herr Beichtvater," sagte sie, ihm die Hand reichend. „Nach einem Ball ist man ohnehin immer in reuiger und zerknirschter Stimmung und wenn Sie jetzt noch etwas energisch auftreten, so können Sie mich quälen trotz einem Konrad von Marburg."

„Sie sehen nicht aus wie die heilige Elisabeth, Helene!"

„Glauben Sie wirklich, daß ich nicht das Zeug zu einer Märtyrerin hätte? Ich denke," fügte sie traurig hinzu, „meine Jugendgeschichte und überhaupt meine bisherigen Lebensschicksale hätten mich hinreichend dazu vorbereitet."

Und wieder empfand Wilhelm jenes Gefühl lebhaften Mitgefühls, das er dieser Frau gegenüber immer gehabt.

„Sprechen Sie nicht so traurig, Helene," sagte er. „Sie haben kein Recht von einer traurigen Jugend zu sprechen; meinen Sie doch nur Ihre Kindheit."

„Sie haben Recht," erwiederte Helene, indem sie ihre Wange auf ihre rechte Hand stützte, so daß der lose Aermel herabfallend den weißen Arm halb entblößte, der mit den dunklen Haaren malerisch contrastirte. „Sie haben Recht. Wenn der Glückliche zu der Unglücklichen von ihrem Glück spricht, hat er immer Recht und sie immer Unrecht. Es sind nur weibliche Launen."

Sie sagte das mit derselben traurigen Stimme und ihre Augen schauten sinnend zu Boden. Ihr ganzes Wesen trug so sehr den Ausdruck eines wirklichen tiefen Kummers, daß Wilhelm ihr unwillkürlich näher rückte.

„Sind Sie in Ihrer Ehe nicht glücklich, Helene?" fragte er.

Sie verbarg ihr Gesicht in den Händen und schüttelte den Kopf.

„Warum uicht, Helene? Ist Ihr Gatte Ihrer nicht werth? ist er Ihrer unwürdig?"

„Wilhelm," sagte sie, indem sie mit der rechten Hand ihre Augen überschattete und die linke mit einer Seidentroddel ihres Kleides spielen ließ, „Wilhelm, Sie werden ihn selbst kennen lernen. Er ist ein guter Mensch,

was man so gut nennt, d. h. er wird ohne besondere Veranlassung nichts Böses thun. Aber, Wilhelm, Sie sind Theologe, Sie müssen den Spruch kennen: „O daß Du warm wärest oder kalt! Weil Du aber lau bist, will ich Dich ausspeien aus meinem Munde!“ — Er ist nicht schlecht, dieser Mann, und er hat mich lieb, so weit eine solche Natur lieben kann, aber nie pulsirt die Leidenschaft in seinen Adern, noch nie hat ihn ein hohes, stolzes Gefühl begeistert, nie fand der Ruf des Ehrgeizes, der Ruhmbegierde, der Habgier selbst oder Eitelkeit in seinem Herzen einen Wiederhall. Gutes Essen und Trinken, das, was er gute Gesellschaft nennt, im Uebrigen viel Schlaf — und möglichst wenig Anstrengung; das sind seine Ideale. Mit einem Worte Wilhelm — er ist Plebejer. Wenn ich ihn nicht so verachtete, ich würde ihn hassen. Sie werden ihn kennen lernen, Sie werden seine Witze hören, denken Sie sich dann, wie mir zu Muthe sein muß an seiner Seite in einer Zeit, wo der Staat auch dem ärmsten seiner Bürger die Fähigkeit giebt, aufzusteigen bis an die Stufen des Throns. Wäre er nicht so faul, so träge, längst schon wäre er Abgeordneter und vor ihm läge ein hohes Ziel in erreichbarer Nähe. O Wilhelm,“ fuhr sie mit leuchtenden Augen und vor Zorn zitternder Stimme fort, „ich wünschte, ich wäre der Mann und er mein Weib! Wahrlich, ich würde nicht ruhen, als bis ich meinen Platz einnähme an der Spitze der stolzesten Familien des Reiches! Wahrlich, mein Name sollte nicht vergehen, wie ein Tropfen im Meer der Lebenden, mein Nachruhm sollte währen, so lange es Menschen giebt und eine Geschichte! Und was gehörte denn dazu? Nichts, als ein kecker Muth und ein hoher Sinn. Was ist es, das die Louis Blanc, die Raspail, die Blanqui, einen Albert unsterblich gemacht? Der muthige, hohe Sinn, der männliche Abscheu vor dem ruhmlosen Tode eines Privatmannes!“

„Und was haben sie erreicht?“ fragte Wilhelm.

„Eben, daß sie hervortraten, daß man von ihnen sprach, daß mau ihre Namen mit Begeisterung nannte, daß man mit ihnen und für sie in den Tod ging. Ist nicht selbst ein langes Leben im Zuchthause noch einem Junitage, einer behaglichen Existenz bei Austern und Champagner vorzuziehen? Kennen Sie Lassalle!“

„Ich habe ihn gesehen und reden gehört.“

„Und Sie sind sein Anhänger?“

„Mit Leib und Seele!“

„Nun, was hinderte meinen Mann, seine Rolle zu spielen? Wir sind wohlhabend, wozu braucht er dem Staate zu dienen. Ein neues, glückliches Schlagwort und die feste Absicht: es muß gehen; mit meinem Leben bürgte ich ihm für den Erfolg. Alles um uns her schwankt, wie lange währt es, und ein neues, schrecklicheres 1848 ersteht. Nie waren die Verhältnisse auch dem in der Dunkelheit des Privatlebens Geborenen günstiger, und jetzt, jetzt muß ich diese Tage an der Seite eines ehrgeizlosen Mannes vertrauern, muß voraussehen, daß kein Mensch der Welt mich retten kann vor dem bescheidenen „Frau Justizräthin." Wilhelm, das ist komisch, drollig und eben deshalb schrecklich!"

Es war ein aus Bewunderung, Staunen und Mitleid gemischtes Gefühl, das dieser leidenschaftliche Ausbruch in Wilhelm hervorrief. Jung und unerfahren, wie er war, war er sehr geneigt, in dem eben Gehörten wirklich den erstickenden Hilferuf der gefesselten Titanenseele zu vernehmen, und dem Schicksal zu danken, das ihm eine solche Freundin geschenkt.

„Helene," sagte er endlich, „Sie setzen mich in das größte Erstaunen, diesen Sinn hätte ich in Ihnen nicht gesucht."

„Ah, Sie hielten mich auch für eine Coquette, Sie glaubten auch, daß mir die Eroberungen des Ballsaals Freude machen, daß sie mir genügen könnten. Sie glaubten, daß ich einen Mann lieben und durch seine Liebe glücklich werden könnte, der nichts hat, als ein hübsches Gesicht und eine hübsche Hand."

„Zürnen Sie mir, Helene?"

„Nein, gewiß nicht! Was sind denn die meisten Frauen anders, als Puppen oder Thiere? Mohamed wußte was er that, wenn er ihnen die Seele, die unsterbliche Seele absprach. Und was habe ich für ein Recht, zu erwarten, daß die Menschen mich für anders, für besser halten?"

„Helene," rief Wilhelm, „seien Sie nicht ungerecht gegen Ihr Geschlecht. Von Laura und Beatrice bis zu Frau von Stein, legt eine lange Kette genügend Zeugniß ab für die unsterbliche Seele der Frau. Helene, als Sie mich gestern Abend so freundlich willkommen hießen, da freute es mich nur um der Erinnerung an eine schöne gemeinsam verlebte Kinderzeit willen. Von heute an aber freut es mich, weil mir die Vorsehung an Ihnen das Höchste zu geben verspricht, was sie verschenken kann: eine theilnehmende, verständnißvolle Freundin. Möge Ihnen meine Bitte nicht zu kühn erscheinen, schenken Sie mir, dem unbekannten jungen Mann, Ihre

Freundschaft! Ich schwöre Ihnen, ich will Ihrer würdig zu werden suchen! Bitte, bitte, Helene, schlagen Sie ein," rief er, indem er ihr die Hand zum Bunde reichte.

Ein zufriedenes Lächeln spielte um Helenen's Lippen, als sie ihre Hand in die seine legte.

„Also auf treue Freundschaft," sagte sie. „Wollen Sie mir helfen, Carl's Seele anzuspornen, wollen Sie mir helfen, ihn mit dem Feuer unserer Jugend zu erfüllen? wollen Sie? O jetzt, da ich einen Bundesgenossen habe, wird es, muß es mir glücken. Wilhelm, wenn es uns gelingt, kein Dank wäre groß genug, keine Bitte so kühn, daß ich sie Ihnen abschlagen könnte."

Der Blick, mit dem sie diese Worte begleitete, war so voll und stechend, daß Wilhelm in unwillkürlicher Verlegenheit zu Boden sah.

„Aber nun, Wilhelm, erzählen Sie mir von sich. Wie haben Sie diese Jahre verlebt? Welche Pläne haben Sie für die Zukunft?"

„Ich habe eine schöne Zeit hinter mir, Helene," begann Wilhelm, „und, wie ich hoffe, eine noch schönere vor mir. Ein interessantes Studium, liebe Freunde, Gesundheit und Frohsinn, und das alles in Berlin. Wie könnte ich von einer solchen Zeit anders, als von einer schönen sprechen? Ich —"

„Verzeihen Sie, daß ich Sie unterbreche, warum haben Sie Paul nicht mitgebracht?"

„Paul kommt nächstens. Er ist sehr fleißig, wie ich glaube, sogar übertrieben fleißig, und so ließ er sich denn auch heute nicht überreden, irgend ein beliebiges, wie ich überzeugt bin, höchst unwichtiges Colleg zu versäumen und mitzukommen."

„Bringen Sie ihn doch nächstens mit. Sagen Sie, um noch bei der Gegenwart zu bleiben, ist Ihnen hier nie eine Frau gefährlich geworden?"

„Nein," sagte Wilhelm, dies Mal besser vorbereitet, lachend. „Den Berlinerinnen hat Gott versagt, was mir als die schönste Zierde der Frau erscheint: Grazie."

„Ach! und Sie finden, daß die Kurländerinnen graziös sind?"

„Gewiß, Helene, wie könnte ich Ihnen gegenüber anders denken?"

„O pfui, Wilhelm, was sollen diese Redensarten! Ich denke, für die ist zwischen Freunden (sie betonte das Wort scharf) kein Platz. Ich dachte nicht an mich bei dieser Frage, sondern an Jemand, der — — doch warum

soll ich dem Freunde gegenüber „Verstecken“ spielen, ich dachte an — — Mathilde!“

„An Fränlein Langerwald! Ja, ich finde sie allerdings recht graziös, obgleich sie es noch mehr wäre, wenn die angeerbte Derbheit den Eindruck nicht beeinträchtigte. Aber in der That, die Berliner Damen —“

„Wollen wir noch ein wenig bei den kurischen verweilen. Sie müssen nicht so eilig sein, Wilhelm. Was sagte Mathilde zu meiner Heirath?“

„Sie freute sich aufrichtig darüber und bedauerte nur, daß sie Ihren Hochzeitstag nicht mit Ihnen verleben konnte.“

„Seien Sie aufrichtig, Wilhelm. Spottete sie nicht ein wenig über meine plötzliche Heirath mit dem älteren Manne? Ließ sie ihrer Zunge nicht etwas freien Lauf?“

„Kein Mensch hat ein milderes Urtheil als Mathilde,“ erwiederte Wilhelm lebhaft. „Ich war oft zugegen, wenn sie Sie auf's Wärmste vertheidigte, und ich habe nie ein unfreundliches Wort über Sie aus ihrem Munde gehört!“

„So, so,“ frohlockte Helene; „also sie hat mich so oft in Schutz genommen? Nun und gegen wen denn, wenn ich fragen darf? Wer war denn so unbarmherzig, mich, die Abwesende, anzugreifen? Doch nicht etwa Sie, Wilhelm?“

Wilhelm biß sich auf die Lippen. „Nein, ich gewiß nicht,“ sagte er. „Das wissen Sie so gut wie ich. Sie wissen auch, daß Sie nicht lauter Freunde in Kurland zurückließen.“

„Leider,“ lachte Helene. Sie glauben nicht, wie sehr mich das bekümmert! Sagen Sie, denken Sie im Ernst daran, einst nach Hinterpommern — denn das ist ja Kurland im eigentlichsten Sinn des Wortes — noch zurückzukehren? Könnten Sie, nachdem Sie aus dem Born der deutschen Wissenschaft getrunken und des deutschen Lebens Süßigkeit geschmeckt, sich daran genügen lassen, den ohnehin genug gequälten Bauern die Hölle noch heißer zu machen, den Armseligen sogar die Aussicht auf dereinstige Seligkeit in einem Himmel, ohne Güter besitzende Barone, zu beschränken, ihnen Gehorsam zu commandiren, und immer wieder Gehorsam. Könnte Ihnen je die Gesellschaft der Langerwald's und Fuchsberg's und Annenburg's genügen mit ihrem faden, nach dem Pferdestall riechenden Witze, ihrer gespreizten Vornehmheit, ihren simpeln Gesprächen über den Junkerlandtag mit seinen

carrikirten Partheien und seiner Krähwinkelpolitik? Oder reizte Sie das Gespräch über die lieben unschuldigen Hasen, die gar nicht ahnen, welch' ein Unheil und wie viel Langeweile sie dadurch angerichtet, daß sie sich todtschießen ließen? — Halten Sie sich wirklich nicht für zu gut dazu, Ihr Leben einmal „im Lande“ zu verbringen, wo doch, wie ich meine, nicht Platz genug ist, daß ein rechter Mann sich ausstrecken kann, ohne die Decke einzustoßen und den frischen Zugwind hinein zu lassen von West oder Ost? Doch den können die Bewohner nicht vertragen, sie leiden selbst Alle am Rheuma, und noch dazu am veralteten, und ihr Haus ist ein Kartenhaus und kann jeden Augenblick zusammenfallen. Und das wäre doch ein Unglück, Wilhelm, ein gewaltiges Unglück! Mein alter Onkel Otto könnte dann nicht mehr auf die Jagd reiten, sondern müßte in die Behörde, und statt seine Leute zu prügeln, bekäme er die strengste Rüge von seinem Chef, ja, statt am Abend Patience auszulegen, müßte er Acten lesen!“

Helene lachte hell auf. „Ach, es wäre köstlich, Wilhelm! — Aber Scherz bei Seite, Wilhelm,“ fuhr sie fort, „es kann nicht Ihre ernstliche Absicht sein, einmal Prediger zu werden und vollends in Kurland?“

„Nein,“ sagte Wilhelm, „das ist auch durchaus nicht meine Absicht. Ich denke die akademische Laufbahn einzuschlagen und mir mein Haus in Deutschland zu bauen.“

„Das ist vernünftig! Nur Eines will mir nicht gefallen, Wilhelm. Weshalb studiren Sie überhaupt Theologie? Warum nicht Jurisprudenz? Der Jurist hat denn doch eine ganz andere Zukunft als der Theologe.“

„Das glaube ich nicht. Ich glaube vielmehr, daß gerade heut zu Tage uns Theologen ein weites Feld offen steht. Nur müssen wir es vorurtheilsfrei betreten. Noch harrt das Problem: Die Errungenschaften von Anno 1... mit denen von Anno 1789 zu versöhnen, seiner Lösung; noch ist der neue Luther nicht erschienen, der die Kette der symbolischen Bücher bricht, wie der alte Reformator die des Papstthum's, und schwerlich wird er auch dieses Mal in einer Person erscheinen. Die Zeiten, in denen der Geist der Menschheit, der Geist der Freiheit, nennen Sie ihn Gott meinetwegen, durch Inkarnationen wirkte, sind vorüber. Nicht mehr der einzelne erleuchtete Prophet verkündet die Wahrheit, nein, in geordneter Schlachtreihe rückt es vor, das ganze Geschlecht der Gelehrten, und in seinen Gliedern ist Platz für Alle, die Muth und Kraft haben, sich an dem Kampfe zu betheiligen. Unsere, der liberalen Theologen,

Aufgabe wird es sein, aus dem Schutt der zusammenstürzenden Mythen, die Edelsteine reiner Menschlichkeit, höchster Sittlichkeit, die, welche die heiligen Sagen, sie verbergend, bewahrten, hervorzuziehen, sie zu reinigen und dann ihr Licht leuchten zu lassen allem Volk. Und wenn wir die Bande sprengen, in die Fanatiker und Zeloten den Menschen geschlagen, wahrlich, so ward uns ein besseres Loos als auch dem rüstigsten Juristen, der energisch Ordnung schafft im Irrgarten der Prozesse und Gesetzbücher, dem unermüdlichsten Naturforscher, der die Nebel der Vorurtheile durch die frische Luft der Wahrheit zerstreut, dem rücksichtslosesten Geschichtsforscher, der, ohne sich durch das Geschrei um ihn her beirren zu lassen, die trügerische Decke abreißt, hinter der man die mißliebigen Thatsachen verbarg, denn dieser Aller Arbeit ist Kinderspiel gegen die Reinigung unseres Augiasstalles!“

Die Ankunft des Justizrathes unterbrach das Gespräch. Wir benutzen die Zeit, in der Helene ihn mit Wilhelm bekannt macht, um unsere Leser mit dem früheren Leben des Justizrathes bekannt zu machen.

Der Justizrath war von Geburt ein Thüringer und hatte, um mit den Biographen von Fach zu reden, das Licht der Welt in jenem deutschen Gau erblickt, dessen Hügel lieblich gerundet, dessen Thäler mit allen Reizen der Natur ausgestattet, dessen Gewässer klar wie der Himmel über ihnen, und dessen Wälder hoch, schattig und reich an den Königen des deutschen Waldes sind! — Seine Bewohner, blond, blauäugig, fleißig, mit dem unzerstörbaren Idealismus in der Brust, und Allem, was „Verein“ heißt, leidenschaftlich ergeben, stets zu Sammlungen für vaterländische Zwecke geneigt, vergegenwärtigen uns den Typus, den fremde Nationen als den deutschen bezeichnen, ihn belächelnd und gleichzeitig bewundernd. Wunderbar heimelt uns das Land an, gar heimisch und traulich fühlen wir uns unter seinen Bewohnern, und — lieber Leser — hast Du Dich vielleicht auch nicht recht finden können in jenes rosige Colorit, das der Idealismus ewiger Jugend über das Bild der Burgen auf den Bergen, der Fabriken im Thal, ausgegossen hat; hast Du auch nicht mit allem Eifer für Schleswig-Holstein Kegel schieben und für den Nationalfond Billard spielen können, verwandte Saiten wurden in Dir berührt, und altvertraute Klänge vom Kaiser Rothbart und des Tannhäuser's süßem Elend wurden in Deiner Brust wach gerufen, warst anders Du ein Deutscher, oder hattest Du wenigstens ein deutsches Großmütterlein.

Treuherzig, offen und brav sehen sie aus, diese Thüringer. Schon als Kinder tragen sie diesen unverkennbaren Stempel, hier fließt rein germa-

nisches unvermischtes Blut! Und doch — hast Du eine Zeit lang mit ihnen gelebt und hast sie lieb gewonnen, so fühlst Du, daß Du es hier mit einem eigenthümlichen Leben zu thun hast, einem traulichen, gemüthlichen, Dir verwandten Leben, aber doch wieder einem eigenartigen, mit dem Du, des Nordens Sohn, Dich nimmer verschmelzen könntest. Es verletzt Dich, daß während das Auge und die Seele in mondheller Sommernacht gen Himmel gerichtet sind, die Hand den Strickstrumpf führt, daß, während des Liedes schmelzende Töne Dich innig rühren, das Staubtuch über die Tasten fährt, daß, während man von Krieg und Aufstand spricht und fühlt, die Feder ruhig über das Actenpapier gleitet oder die Rechte den Deckelkrug fleißig zum Munde führt. Es verletzt Dich und reizt Deinen Spott, und der erwürgt Deine Sympathie und macht ihr den Garaus.

Denn wenn es bei uns lange, lange währt, bis die kalten Herzen sich erwärmen, bis sie erglühen und auflodern und wir wegwerfen die gewöhnlichen glatten Lebensformen, die witzigen Worte, die oft nur witzig erscheinen, weil es überrascht, daß man über gewisse Dinge Witze macht, so sind wir völlig außer Stande, unsere Empfindung gleich wieder zu beseitigen, und daher werden wir ungerecht gegen unsere Freunde, ihr Gefühl erscheint uns oberflächlich, ihre Art platt, und wie es zu geschehen pflegt, je mehr man von Jemand erwartete, um so erbitterter wird man gegen ihn, wenn man sich in seinen Erwartungen getäuscht zu haben glaubt.

Der Justizrath war der Sohn eines wohlhabenden Arztes und gehörte einer jener Familien an, die seit einer langen Reihe von Generationen den gelehrten Beruf ergriffen. Sein Leben verfloß wie dasjenige vieler seiner Stammesgenossen. Er besuchte die Schule seiner Vaterstadt und wurde ein tüchtiger Grieche und Lateiner. Er schwärmte in seinem zwölften Jahre für Schiller und verschlang dessen Werke ebenso, wie er es drei Jahre später mit Göthe machte, um dessen alternde Gigantengestalt sich damals alles geistige Interesse concentrirte. Vor seinem Abgang vom Gymnasium verlobte er sich mit einer Blondine, der Tochter eines Arztes, die ebenso jung, feurig und unschuldig war, wie er selbst, widmete ihr Gedichte und schwor ihr ewige Treue. Sie erwiederte diese Schwüre und vor seiner Abreise schenkte sie ihm ein blaues Sammetbändchen, das sie um den Hals getragen.

Nachher auf der Universität war er natürlich Burschenschafter und erfreute sich des wohlthuenden Gefühls, das uns in gewissem Alter das Bewußtsein verleiht, zu einem verbotenen Verein zu gehören.

Er sang sein „Deutschland, Deutschland über Alles“, oder dazwischen einmal auch sein „Wir hatten gebauet, ein stattliches Haus,“ haßte die Tyrannen und ihre Schergen und war im Uebrigen überzeugt, daß Deutschlands uralte Herrlichkeit sich lediglich auf dem Wege einer Vereinigung sämmtlicher Burschenschaften erreichen ließ. Nachdem er sein Examen gemacht, gab er diese Vorstellungen auf, machte sich von seiner Geliebten los, wobei es natürlich nicht ohne Thränen und neue Gedichte abgehen konnte, und trat auf den Wunsch seines Vaters in preußische Dienste. Im Jahre 1848 hatte er einen burschenschaftlichen Rückfall, aber der Rausch währte bei ihm nur kurze Zeit, und nun schwor er aller Politik ab und widmete sich lediglich seinem Fach. So repräsentirte er, zu der Zeit, da wir seine Bekanntschaft machen, einen jener deutschen Männer, die in ihrem Amte unermüdlich thätig und durchaus tüchtig, außerhalb desselben recht eigentliche Philister sind, ja, denen auch der schärfste Kritiker in der Gesellschaft nicht ansehen wird, mit welch' respectablen Fachmännern er es zu thun hatte. Solche Leute gelten in ihren Kreisen für äußerst gemüthlich, weil sie sorgfältig jedes Gespräch vermeiden, das irgend welchen Widerspruch hervorrufen und dadurch zu Debatten und scharfen Erörterungen Veranlassung geben könnten.

Warum heirathete ein solcher Mann Helene? Aus dem einfachsten Grunde von der Welt, weil er, der mehr als fünfzigjährige, sich in sie verliebte. Und doch waren nie ein Paar Menschen weniger für einander geschaffen, als diese Beiden, denn was er bei seinem Weibe suchte: einen einfachen häuslichen Sinn, eine heitere Stirn, ein allem Guten offenes Herz, eine allen Bedürftigen offene Hand, das fand er nicht, und was sie von ihrem Manne verlangte: Leidenschaft, Ehrgeiz nach außen hin, Kraft, das konnte er ihr nicht bieten. Fanden nun Beide sich bitter enttäuscht und in ihren Hoffnungen betrogen, so suchten sie doch aus verschiedenen Gründen einen Bruch zu vermeiden, und waren stillschweigend übereingekommen, Jeder seinen Weg zu gehen und sich nicht mehr zu nähern, als es eben das Zusammenleben unumgänglich mit sich brachte. Er besuchte öfter denn früher seine Freunde und die Weinstube, und sie ließ sich von den Offizieren der Garnison, wie von den jungen Referendaren und Auscultanten den Hof machen, soweit — als sie dadurch weder der Ehre ihres Mannes, noch ihrem Ruf zu nahe trat.

Passion für das Whistspiel und guten Wein bei ihm, ein kaltes Herz bei ihr, erleichterte Beiden ihre Rolle und machte sie erträglich. Daß Helene, indem sie ihr Bündniß mit Wilhelm schloß, mehr daran dachte, mit Wilhelm's,

als mit Karl's Seele zu experimentiren, wird sich der Leser nach dem Vorhergehenden selbst sagen.

„Apropos, wissen Sie," sagte der Justizrath, „ich habe heute eine prachtvolle Geschichte erlebt! Eine köstliche Geschichte! Sie wird Dich auch amüsiren, Helene! Denke Dir, heute kommt der Gerichtsdiener Schulze plötzlich zu mir herein, — stellt Euch dabei einen kleinen, dicken Kerl vor mit einem Schmerbauch, einem glattrasirten Gesicht und roth wie ein Puter. — „Herr Präsident," sagt er zu T......, „Herr Präsident, der Herr Gerichtsrath Schneider sagt, ich sei ein Esel!" T......, — nun Sie kennen T......, — nicht? Nun T...... nimmt eine Prise, klopft ihm dann auf die Schulter und sagt: „Müssen den Herrn verklagen, Schulze! Müssen ihn verklagen wegen Ausplauderung eines Amtsgeheimnisses!" Ha, ha, ha!" Und der Justizrath wollte sich ausschütten vor Lachen. „Köstlich, köstlich! nicht wahr, Herr Wolfschild? Prachtvolles Volk, diese Berliner! Was diese Berliner für einen Witz am Leibe haben. Ha, ha, ha! Tausend! wo kommen ihnen nur immer dergleichen schnurrige Einfälle! Amtsgeheimnisse! Ist Ihnen so etwas vorgekommen? Das soll ein Amtsgeheimniß sein, daß der Kerl ein Esel ist, Herr Wolfschild! Helene! ein Amtsgeheimniß!?! o es ist prachtvoll!!"

Helene, die Wilhelm unterdessen einen Blick zugeworfen, der sagen zu wollen schien: „Verstehst Du jetzt, was ich armes Weib erdulden muß?" — Helene zuckte die Achseln und sagte mit wegwerfendem Tone:

„Ich begreife nicht, wie Dir solche Dinge Spaß machen können. Dergleichen findest Du in jedem Anekdotenjäger, und noch weit Besseres!"

Der Justizrath hörte auf zu lachen, machte ein verdrießliches Gesicht und schien eine unfreundliche Antwort geben zu wollen, besann sich aber auf Wilhelm's Gegenwart und sagte trocken, den Berliner Volksjargon copirend: „Nicht, nicht, Madamchen? Es zwingt Sie ja kein Mensch zum Lachen! — Sind Sie auch kein Freund des Humor's?" wandte er sich dann an Wilhelm.

Wilhelm versicherte natürlich, daß er ein leidenschaftlicher Freund des Witzes sei, und daß namentlich der Berliner Volkswitz es ihm angethan. Er erzählte darauf seinerseits einige sogenannte Kalauer und gewann damit das ganze Herz des wieder fröhlich gestimmten Justizrath's, mit dem er jetzt allein blieb, da Helene sich umzukleiden ging.

Als Helene nach einer Stunde zurückkehrte, hörte sie, wie ihr Gatte zu Wilhelm sagte: „Wahrhaftig, ich habe schon geglaubt, die Kurländer hätten überhaupt keinen Sinn für eine lustige Schnurre und ein gutes Glas Wein. Freut mich, daß ich mich geirrt, freut mich wahrhaftig! Ihre Geschichten sind köstlich. Nun und der alte Herr von M..... Lebt er noch? Wie?"

Als Wilhelm, der, der freundlichen Aufforderung des Justizrathes Folge leisteud, bei Helene dinirt hatte, sich spät Abends empfahl, wurde seine Brust von sehr verschiedenen Gefühlen bewegt. Er hätte sich gern der alten Gespielin und neuen Freundin so recht von Herzen erfreut, und doch sprach eine unbequeme aber sehr vernehmliche Stimme, die Stimme seines — trotz alledem und alledem — gesunden Gefühls, daß er dazu eigentlich keine Ursache habe, daß Helenens Anschauung eine frivole, und daß sie, wo sie Begeisterung nannte, Eitelkeit meinte. Auch konnte er sich nicht überreden, den Justizrath Helenens so unwürdig und ihr Loos für ein so trauriges zu halten, als sie von ihm verlangte. Nachdenklich ging er nach Hause, durch die stürmische Nacht. Die Straßen waren wie ausgekehrt und der heftige Wind trieb sein wildes Spiel mit den Gasflämmchen der Laternen, den Schildern und Handwerkszeichen. Seine Gedanken aber waren weit fort, in der Heimath, wo die laueste Sommernacht ewig umgab Monrepos, den Thierpark, und seine schöne Herrin.

Drei Studienjahre.

Drei Jahre waren verflossen, seit in dem engen und düsteren Wartesaal des Rigaer Bahnhofes der Pastor, die Pastorin, die Doctorin und Gretchen standen, um Abschied von unseren jungen Freunden zu nehmen.

Des Reisens ungewohnt, hatten sie sich wohl schon eine Stunde früher zum Bahnhof begeben und erwarteten nun mit sehr gemischten Gefühlen den Abgang des Zuges. Sollten die Jünglinge doch ihren ersten Ausflug in die Welt machen, stand doch dem Mutterherzen die erste längere Trennung bevor. Und sie sollte nicht kurz sein, sollte mindestens zwei Jahre dauern. „Am Liebsten," — hatte der Pastor gesagt — „wäre es mir, Ihr kämet erst zurück, wenn Ihr mit Euren Studien fertig seid. Das ewige Nachhause-kommen raubt Euch jungen Leuten alle freie Zeit. Benutzt Eure Ferien lieber zu größeren und kleineren Reisen, damit, wenn Ihr dann ganz zurück müßt, Ihr Land und Leute kennt und etwas mehr gesehen habt, als Kneipe und Fechtboden."

Meinte nun die Mutter, das wäre allzuhart, die jungen Leute würden es nicht ertragen vor Heimweh, so schmunzelte der Pastor: „Ihr Frauen glaubt immer," sagte er, „daß unser Einer ebenso nur mit dem Gemüth lebt, wie Ihr. Das Heimweh werden die Jungen einmal haben, wenn sie zurückkehren müssen. Das Heimweh hat noch Keinen zurückgetrieben, das Heimweh bekommt man überhaupt nicht, wo alle Welt unsere Sprache redet, wie wir über Gott denkt und mit uns auf gleichem Bildungsboden erwachsen ist. Wenn unsere Bürschchen die Ferien über gern zu Hause sind, so liegt's an der Jagdlust oder an der Eitelkeit, daß sie ihre rothen, blauen und grünen Mützchen gern vor den einheimischen Mädchen zur Schau tragen, oder an der leidigen Oeconomie, die sie bedenken läßt, daß es sich in den Ferien theuer lebt auf der Universität, denn wo man sich langweilt, giebt man viel Geld aus!"

Die Pastorin hatte dazu mit den Achseln gezuckt und gemeint, sie wäre kein Mann, man dürfe es ihr daher auch nicht verdenken, daß sie wie eine Frau empfinde. Sie möchte nicht um alles Gold der Welt ein Jahr außerhalb Kurland's leben, ja nicht einmal in der Talsen'schen oder Grobin'schen Gegend, wo, wie sie höre, die Leute auch schon anders wären, als zwischen Bauske und Jakobsburg. Gretchen mußte dem Vater in der Theorie Recht geben, aber in der Praxis erschien es ihr hart, dem Bruder so lange fern sein zu müssen.

Die Doctorin dachte und fühlte wie Gretchen's Mutter, sagte aber Nichts. Die jungen Leute waren lustig und guter Dinge und meinten: „zwei Jahre seien nicht die Ewigkeit!“ — Es wäre ja auch unbillig gewesen, zu erwarten, daß sie schon an die Zurückkunft denken sollten, nachdem sie eben erst ihr Abgangsexamen gemacht und nun mit Paß und Creditbrief wohlversehen, in's Ausland gingen, entgegen dem schönen, freien ungebundenen Studentenleben!

Zwar die Trennungsstunde war auch ihnen fatal! — Schon auf der Fahrt von Flussau nach Riga waren sie sehr still gewesen, und obgleich, in letzterer Stadt angelangt, Alle sich die redlichste Mühe gegeben, munter zu sein, so hatte doch das zu keinem Resultat geführt. Daß vollends jetzt, in der Abschiedsstunde, Niemand sprach, war natürlich, waren doch Aller Herzen voll! Der Pastor hatte die Jünglinge umfaßt und ging mit ihnen langsam auf und nieder.

„Hört einmal,“ begann er, „wenn es sich so macht, so tretet in ein Corps ein. Ich sähe es gern. Das Alleinsein taugt in Euren Jahren nichts und das stete Verkehren mit Weibern zu keiner Zeit etwas. Ich wüßte Euch gern auch durch das äußere Zeichen, den Corpsverband, mit einer Anzahl junger Leute vereinigt. Werden sie Euch auch zu manchem Hundestreich verführen, auf den Ihr ohne sie nicht verfallen wäret, so werden sie Euch dagegen auch von manchem Schlechten zurückhalten. Dazu üben die Paukereien die Kraft und den Muth, und alle die Corpshändel und Seniorconvente bilden die Geistesgegenwart und die Lebensgewandtheit aus. Seht sie Euch doch jedenfalls an. Burschenschafter zu werden, will ich Euch zwar keineswegs verbieten, aber es wäre mir durchaus nicht angenehm. Mir sind die verstohlenen Bursche immer vorgekommen wie kindisch gewordene Greise, habe sie immer nicht leiden können, habe auch die Bemerkung gemacht, daß wenig

Kinder anständiger Leute unter ihnen waren, sondern mehr allerlei Plebejer. Ich weiß, daß sie Euch jetzt sehr ideal vorkommen, denn Ihr glaubt ja auch, daß es schon jetzt durchaus nothwendig ist, daß Ihr Politik treibt, glaube daher auch nicht, daß Ihr auf diese meine Worte sonderlich viel achten werdet, hoffe aber, daß die schlechten Maximen der Burschen sie Euch schon von selbst verleiden werden. Eure Empfehlungsbriefe gebt ab; ich empfehle Euch speciell, ja Würtemberg zu besuchen. Er ist ein prächtiger Mensch und empfängt, wie ich höre, bei sich sehr gute Gesellschaft. Auch die Briefe, die Onkel Wilhelm Euch gab, gebt ab. Zehn bis zwölf Familien könnt Ihr immerhin besuchen. Die Abende, an denen Ihr von Corpspflichten frei seid, verbringt bei ihnen, damit Ihr feine Sitte nicht vergeßt und nicht malpropre werdet: „Gecken oder Schmutzfinken." Sorgt auch dafür, daß Ihr eine anständige, hübsche Wohnung bekommt; je mehr es Einem daheim gefällt, je fleißiger ist man. In Geldsachen müßt Ihr Euch Eins zur Regel machen: „Leiht nie, oder doch nur, wenn Ihr einen Zudringlichen los sein wollt. Borgen ist das sicherste Mittel, sich Feinde zu machen. Wo es Noth thut und Ihr könnt es, da schenkt; ein verliehener Groschen ist so theuer wie ein verschenkter Thaler."

„Sucht, wenn es irgend geht, mit den Professoren persönlich bekannt zu werden. Man lernt von einem solchen in der Regel auf einem Spaziergang mehr, als in sechs Kollegien. Auf die Letzteren verlaßt Euch überhaupt wenig. Sollen sie was helfen, so schreibt nicht nach. Präparirt Euch vorher nach einem tüchtigen Handbuch und sitzt dann still und hört zu. Vor Allem aber studirt fleißig Eure Quellen: Du, Wilhelm, Deine Bibel, Du, Paul, Dein corpus juris. Leset tüchtig in ihnen, der Reihe nach, einen Abschnitt nach dem andern, und seid Ihr fertig, so fangt wieder von vorn an. Stellt diese Lectüre wie ein Morgengebet, (das dadurch freilich weder ersetzt werden kann, noch soll,) an die Spitze Eurer täglichen Studien. Das Uebrige wurzelt doch Alles in dieser einen Quelle. Wenn Ihr ein Buch les't, so habt immer Feder und Papier zur Hand. Nur was wir excerpiren können, haben wir ganz verstanden. Das giebt uns einen prächtigen Maßstab. Du, Wilhelm, treibe fleißig die Kirchenväter. Da giebt's eine Fülle schöner Gedanken, eine Frische und Unmittelbarkeit des Gefühls, wie in keinem andern Autor, unsern lieben, theuern Doctor Luther ausgenommen. Daß Du den nicht vergissest, dafür wird er selber sorgen, denn ich denke, wir Alle haben sein treuherzig' und holdselig'

Deutsch zu lieb, als daß wir es je lange missen könnten. Wenn Du in späteren Semestern an die Dogmatik kommst, und dann nicht bei Twesten und Dorner stehen bleibst, sondern auf die loci der Alten zurückgreifst, so wird es Dir keineswegs zum Schaden gereichen. Vergiß keinen Augenblick, daß das Studium allein übrigens den Theologen nicht macht, sondern drei Dinge: „erstens — ein gottesfürchtiges Herz, zweitens — ein gottergebenes Herz, drittens — ein gottvertrauendes Herz!“ Zu diesen drei Dingen kann man aber nur gelangen durch fleißiges Gebet, und man kann sie nur behalten bei keuschem Wandel! — Aber nun kommt, da pfeift es schon, Ihr werdet einsteigen müssen!“

Und nun war er da der Zug uud die Jünglinge saßen im Waggon. Ihnen war doch wehe um's Herz, Jedem iu seiner Weise. Paul empfand ein tiefes kummervolles Gefühl, Wilhelm fühlte eineu heftigen Schmerz in der Brust und die Thränen stiegen ihm in die Augen, die nun die Seinigen für so lange Zeit zum letzten Mal sahen. Des Pastors hohe aufrechte Gestalt ragte weit empor über das Gedränge um ihn her, und seine kleine Frau, die seinen Arm hielt, reichte ihm kaum bis zum Herzen, während Gretchen ihrerseits die weinende Doctorin um eines Kopfes Länge überragte. Der Pastor blickte nach rechts und links, als wolle er verhüten, daß seine Kinder ihm in's Auge sähen, seine Frau sah starr in den Waggon hinein, als sollte sie den Sohn nie wiedersehen, und müßte sich sein schönes Bild einprägen für alle, alle Zeit. Gretchen war am Gefaßtesten und sah nur noch etwas bleicher aus, als gewöhnlich. „Lebe wohl, Gretchen!“ riefen beide Jünglinge wie aus einem Munde, als sich der Zug nun endlich in Bewegung setzte, als fühlten sie, daß sie doch am Meisten litt bei der Trennung.

Eine lebhaft bewegte Welt war es, die die Jünglinge erwartete. Die großen Hoffnungen, welche die neue Aera erregt, waren zu Grabe getragen worden und zornig waren die Aeußerungen der Liberalen, wenn sie ihrer gedachten. Um Leben und Tod rangen zwei mächtige Heerlager, die Anhänger der alten, die Freunde der neuen Zeit, der Adel des großen Churfürsten und Friedrich's des Großen, mit der Intelligenz und der Industrie unseres Jahrhunderts; und wie über die Ebenen von Chalons die Geister der Erschlagenen im nächtlichen Dunkel sich noch einmal faßten in grimmer Wuth, so kämpften auch hier die Manen noch fort, — da ihr Leib längst vermodert, — in ihren Büchern und Programmen, ihren Reden und Stichworten.

Eine große ruhmreiche Vergangenheit riefen sie auf, die Schwarzweißen, daß sie ihnen helfe im Kampf der Gegenwart: „Seht," riefen sie, „was wir vermocht, ohne Volksvertretung und Budget, bei Zünften und Patrimonialgerichtsbarkeit. Wo ward mit kleineren Mitteln Größeres geleistet, wo, seit die Welt steht, wuchs ein Staat so rasch aus kleinem Anfang zur fünften Großmacht der Welt! Parlamente und Geschworengerichte, und wie sie heißen die Forderungen der Neuzeit — sie mögen am Platz, sie mögen nöthig sein, wo das entartete Herrschergeschlecht seine Gewalt zu schnödem Mißbrauch entweiht, in dem Throne nichts sieht als ein Lotterbett, in der Krone einen glänzenden Flitterstaat, wo die Richter verdorben und verderbend in den Gerichtshöfen sitzen, und nicht hüten des Landes sondern des Standes Recht — doch was sollen sie im Lande der Hohenzollern, der edlen, rechtschaffenen, vom tiefsten Pflichtgefühl durchdrungenen Hohenzollern, der ersten Diener des Staates, im Lande, da der Müller Recht bekam gegen seinen König. Nur lockern, lösen können sie hier, nur unterwühlen und zerstören!"

Eine glänzende, prächtige Zukunft riefen sie herbei die Schwarz-Roth-Goldenen, eine Zukunft, in der aus dem preußischen Adler der deutsche Aar ward, aus dem König der Kaiser. Da Ein Fürst wieder herrschte über alle deutschen Männer, Eine Fahne wieder wehte in allen deutschen Gauen! — Wie früher — und doch wieder anders, besser.

Wie den Hohenstaufen ein freier, selbstbewußter Adel umgab, der ihn ansah als den Ersten, aber den Ersten unter Gleichen, so sollte den Hohenzollern umgeben ein freies, selbstbewußtes Volk, das ihn ansah als den Ersten, aber als den Ersten unter Gleichen. Nicht mehr sein freier souveräner Wille sollte entscheiden über „Ja und Nein, über Recht und Unrecht," ausführen sollte er nur, was das souveräne Volk durch seine Vertreter beschloß. Ihm blieb der Glanz, dem Volke die Macht. Dem Volke, dem ganzen Volke!

Aufgeräumt sollte werden mit dem Schutte des Mittelalters, verschwinden sollten die ständischen Ordnungen, aufgehoben werden alle die Gesetze, mit denen unweise Vorfahren die Stände und Einzelne schützend umgaben. Jeder sei seines Glückes Schmied. Ein Jeder glaube, denke, thue was er will, wenn anders er dadurch seinen Nächsten nicht schädigt an seinem Leibe, noch in seinen Interessen. Die Arbeitstheilung sei eingeführt: „getrennt sei die Arbeit des Staats von der Arbeit der Gesellschaft, von der Arbeit der Kirche!"

Heftig wogte der Kampf. Auf den Degen, den scharfen Degen schlug der Junker, auf der Zahl, der unerbittlichen Zahl ruhte die Hand des Bürgers. Hie Ehrfurcht vor dem Throne, hie deutsche Treue und Pietät riefen die Einen, hie Freiheit und Rechtsstaat und deutsches Nationalgefühl die Andern. Mit Gott für König und Vaterland riefen die Weiblinger, mit Adam Smith für uns selbst und unsere Freiheit riefen die Welfen. Auf den Höfen, in den Dörfern unter den Eichen und Buchen saßen die Einen, in den Flecken und Städten an den Dampfmaschinen und den Fabrikschornsteinen die Andern. Auf beiden Seiten waren Leute, die es ehrlich meinten, und Leute, die es nicht ehrlich meinten; Leute, die nur an ihr Vaterland dachten, und Leute, die uur an sich dachten; Leute, die selbst dachten, und Leute, die Andern nachsprachen; gute und böse, kluge und dumme, offene und listige Leute, und wer unter sie kam und sollte eine Wahl treffen, und sollte zu dem Einen sprechen: „Ich will bei Euch bleiben und Euer Bruder sein," und zu dem Andern: „Fort von mir, ich bin Euer Feind," der hatte es wahrlich nicht leicht. — So war es eine bunt bewegte Zeit, die der Jünglinge wartete. Und wie um die Güter, die Ordnungen dieser Welt, so haderte man um das Dasein, das Wesen des Jenseits. Auf die Vergangenheit stützten sich die Schwarzen, und auf die großen Thaten Gottes in der Welt — in der Kirchengeschichte, auf der Propheten halbwilde Gestalt in härenem Gewande, die Rechte drohend erhoben, rückwärts weisend auf so vielfachen Abfall, vorwärts auf das langsam nahende Verderben; auf des Heilandes wunden, zerfetzten, zu bitterem Spott in Purpur gekleideten Leib, mit dem erhabenen Antlitz voll Milde und Vergebung; auf Petrus den Fischer, der stark ist in seiner Schwachheit; auf den unermüdlichen Zeltmacher von Tarsus, der rastlos den verdunkelten Erdkreis durcheilt, ihm zu verkünden das Licht von Damaskus. Trotzig steiften sie sich auf das Bibelwort, wichen und wankten nicht. Ob auch die Welt vergehe, jedes Jota sollte bestehen an der Schrift. Erschien es auch den Menschen, den Culturmenschen des Jahrhunderts der Erfindungen, als thöricht und einfältig — kein Wunder: „Von jeher war es den Einen ein Aergerniß, den Andern eine Thorheit!" — An das Herz appellirten sie, an das Gemüth, mit dem gen Himmel gerichteten Blick, kein Jota ließen sie sich nehmen von der Rechtfertigung durch den Glauben, keine Vermittelung ließen sie zu, dem Selbstbewußtsein auch nicht das kleinste Hinterpförtchen. Hinter den festen Mauern ihrer symbolischen Bücher spotteten sie jedes Angriffs, standen wie Helden auf

der Wacht, den Schild in der Linken, das Schwert in der Rechten, die Scheide weit weggeworfen.

Von der Gegenwart sprechen die Grauen. Von Chemie und Geologie und Archäologie, von Kritik und Historie, von Prüfung der Urkunden, von Unzuverlässigkeit der Quellen, von verständiger Scheidung zwischen Gottes Wort und Menschenwort, von dem, was die Vernunft verträgt, von dem, was sie allenfalls verträgt, und von dem, was sie gar nicht verträgt. Sie sprechen von mythischen Umbildungen, von Mythen an sich und von Mythen über die Mythen. Sie spotten über die Schwarzen und freuen sich über sich selbst, daß sie mehr Sinn haben für die christliche Freiheit und den verständigen Fortschritt, und daß sie mehr — Vernunft haben. Sie sind ästhetisch gebildet, sie haben einen feinen Geschmack und es ist ihnen nicht recht wohl in der plebejischen Gesellschaft um den See Genezareth, ob sie ihn gleich in Allem erheben den „herrlichen Mann," den „unerschöpflich geistvollen Lehrer," den „größten Propheten," den „Friedenshelden," u. s. w. Sie preisen seine unendliche Güte, seine wahre Gottesfurcht, seine unerschrockene Wahrheitsliebe, und wenn's durchaus nicht anders geht und es dazu kommt, das Schiboleth auszusprechen, so thun sie es so zart wie möglich und verhüllen, — so viel die Alles bedeckenden Worte es irgend vermögen, — die vermeintliche Thatsache: — „Es mit einem Betrüger zu thun zu habeu!"

Sie sind mild und nachgiebig und wenn sie intolerant sind, so sind sie es eben nur gegen die Intoleranten. Auch vergeben sie gern ihren Feinden und nur in einem Punkte sind sie sterblich: „im Punkte der Popularität!"

Die Worte dieser beiden streitenden Partheien wurden überschallt vom gellenden Hohngelächter der Rothen. Die sprachen von der Zukunft und machten wenig Worte, waren auch nicht blöde und nannten das Kind beim rechten Namen: „Hierher Alles, was Courage hat, und die Kinderschuhe schon ausgetreten; her zu uns, Alles, was die Wahrheit hören will, auch wenn sie uns nicht schmeichelt; was sich nicht scheut, sich als ein schlicht und recht Affenkind zu bekennen vom Anbeginn der Welt, was Nichts dagegen hat, die Leiber seiner verstorbenen Lieben nationalökonomisch zu verwenden, indem man Talg zu Licht und Wagenschmiere aus ihnen kocht und ihre Knochen zerstampft und auf die Aecker streut; her zu uns, wer ein Freund des rücksichtslosen Gedankens, der absoluten Consequenz! Wir wollen die

neue Reformation beginnen und diesmal soll sie anders ausfallen als vor dreihundert Jahren. Es soll keine Emeute, es soll eine Revolution werden. Fort mit den Pfaffen, mit Schwarzen und Grauen, fort mit den Vornehmen, den Schwarzweißen und Schwarz-Roth-Goldenen! Unsere Farbe ist roth, unser Führer der Verstand, unser Ziel die Lust!"

Und in der großen Weltstadt platzen sie Alle aufeinander, diese feindlichen Kämpfer, klingen sie Alle durcheinander diese feindlichen Stimmen, schicken sie ihre Boten und Apostel aus, auf die Märkte und die Plätze, in die Vereine und Häuser, und werben Freunde und Schüler. Und sie machen ein wirres Getöse. Nicht leicht ist es, sich zurecht zu finden in dem Gewirr der Stimmen.

In der Fremde — daheim.

Die helle Frühlingssonne des Nordens lachte über Berlin, als unsere jungen Freunde in die Hauptstadt Preußens einfuhren. Noch war es früh im Jahr, die Linden zeigten noch keine Blätter, der Wind blies noch kalt und frisch von Norden her und der Winter schien das Feld durchaus noch nicht ganz geräumt zu haben. Aber daß er hier nicht mehr ein so grimmiger Geselle war, wie daheim, das zeigte doch der erste Blick auf die leichte Kleidung der sich drängenden Menge, und als Wilhelm und Paul im Hôtel ihre schwere Reisekleidung abgelegt und nun, des erreichten Reisezieles froh, behaglich Arm in Arm durch die Straßen schritten, da drückte Paul des Freundes Arm fester und sprach fröhlich: „Das ist eine schöne Luft hier; nicht so rauh wie bei uns und doch frisch und frei!"

Am folgenden Tage trennten sich nach der Immatriculation die Freunde, um ein jeder den Dekan seiner Facultät aufzusuchen. — Nachdem Paul geschellt, ward die Thür geöffnet und seinen erstaunten Blicken zeigte sich eine

gar eigenthümliche Gestalt. Der Mann, oder richtiger das Männchen, das vor ihm stand, mochte nicht viel über vier Fuß hoch sein und die große, überaus stark gekrümmte und brandrothe Nase, die kleinen grünen Aeuglein und das struppige Haar gaben ihm das Ansehen eines Gnoms aus den alten Mährchen. Bekleidet war das Männlein mit einem langen, grünen, bis auf die Knie herabreichenden Rock mit weit abstehenden Klappen an der Seite, mit grau-ledernen Beinkleidern und ein Paar Morgenschuhen, auf denen auf rothem Grunde ein Paar pechschwarze Schornsteinfeger recht unheimlich handthierten. Eine Weste und Binde für Luxusgegenstände haltend, schien ihm selbst des Hemdes leichte Hülle noch Brustbeschwerden zu machen, wenigstens hatte er es vorn offen, und präsentirte seine Brust trotz einer nicht mehr jungen, etwas koketten Tänzerin.

Noch ehe Paul Zeit hatte, Betrachtungen über die Stellung, die dieser Gnom wohl etwa im Hause des Professor Fliederbusch einnehmen könne, anzustellen, fragte das Männlein mit zischender Stimme: „Was wünschen Sie von mir?“

„Ich wünsche den Herrn Professor zu sprechen.“

„Ich bin der Professor. Treten Sie näher!“

Verwundert und ergötzt folgte Paul dem langsam Voranschlürfenden in ein großes Gemach, das dem Locale einer Leihbibliothek glich, wie ein Haar dem andern, und nahm, nachdem der Professor ein Paar Folianten ohne Umstände von einem kleinen, mit schwarzem Wachstuch überzogenen Sopha auf den Fußboden geworfen, neben demselben auf besagtem Sopha Platz.

Nachdem der Professor einen Blick in Paul's Papiere geworfen, rief er mit derselben zischenden Stimme: „Seien Sie mir herzlich willkommen, sehr, sehr willkommen! Also Sie wollten sich nicht mit Dorpat begnügen? Nun, das ist gewiß eine brave, wackere Hochschule, aber wissen Sie, sie leidet für eine deutsche Hochschule an einem großem Uebelstande, einem sehr großen Uebelstande.“

Der Professor hielt inne und sah Paul so verschmitzt und launig an, daß dieser unwillkürlich lachen mußte.

„Nun, und an welchem?“ fragte er.

„Daran, daß sie nicht in Deutschland liegt! — Lachen Sie nicht, ich meine das ernsthaft. Ich weiß gar wohl, da wird mit deutscher Gewissen-

haftigkeit und Gründlichkeit gelehrt, ich will auch annehmen, daß dort mit deutschem Fleiße gelernt wird, ja ich habe allen Grund anzunehmen, daß dem so ist, denn die Dorpater Dissertationen erfreuen sich eines guten Rufes, — aber sehen Sie — das Lehren und Lernen allein thut's noch nicht und darum meine ich, es war kein Verlust für ihre Provinzen, als die Balten noch alle in Deutschland studirten. Es ging Euch da wie dem Antäos. Wenn Ihr den mütterlichen Boden berührt hattet, so waret Ihr unüberwindlich! Und, ich kenne Euch, Ihr habt das doppelt nöthig! Ihr seid eine leichte windige Art und dem Wohlleben ergeben; Euch thut die peinliche deutsche Schule doppelt Noth und dreifach. Ich hab' meiner Zeit viel liebe Kommilitonen unter den Livländern gehabt. Es waren das Prachtbursche, ihre sechs Fuß hoch, nicht solche Knirpse wie ich, und an geistigen Gaben fehlte es ihnen auch nicht. Aber sehen Sie, Herr Schwarz, es kam wenig heraus dabei. So im Großen arbeiten, als fleißige Dilettanten den Rahm abschöpfen von der Wissenschaft, ja da waren sie dabei; — das Bischen gewonnene Geld als blanke Scheidemünze unter die Leute zu bringen — darin waren sie Meister, aber wo es auf Bergmannsarbeit ankam, wo es selbst hinabzusteigen galt in die Stollen der Wissenschaft, dem freien Sonnenlicht entsagen, vielleicht auf lange Monde um spärlicher Ausbeute willen, wo es dem Kleinkram galt und Handlangerarbeit — da versagten sie den Dienst, wollten sich nicht bescheiden in's stolze deutsche Gelehrtenloos, schalten uns Pedanten und Bücherwürmer. Und ich fürchte, Herr Schwarz, Sie denken gerade so wie damals Ihr Herr Großvater dachte, und das ist's, was ich Ihnen gern anstreiben möchte gleich bei Anfang Ihrer gelehrten Laufbahn! — In der Wissenschaft ist nichts klein, in der Wissenschaft giebt es keine Pedanterie; gerade heraus, wer in der Wissenschaft kein Pedant ist, der ist ein wissenschaftlicher Lump, er mag sonst im bürgerlichen Leben so brav sein und so geistreich, wie einer. Wer Staub scheut, soll in keine Bibliothek kommen und wer keine Geduld hat, soll kein Studium ergreifen. Noch Eins — für das nächste Triennium legen Sie den Geist bei Seite! Sehen Sie mich nicht so verwundert an, ich meine das Geistreichsein. Nehmen Sie's als Doctor wieder auf wenn Sie wollen, dann wird's nicht allzuviel Schaden mehr anrichten, aber jetzt machen Sie es wie Einer, der Lehrling wird — nun, meinetwegen bei'm Essenkehrer, ziehen Sie den schönen schwarzen Gesellschaftsrock aus und hängen Sie ihn für die nächsten drei Jahre in den Spind, ziehen Sie die graue Arbeitsjacke an und schämen Sie sich nicht des Rußes. So, und nun Gott

befohlen und auf Wiedersehen! Sie finden mich an jedem Freitag Abend!" — Der Professor reichte Paul die Hand und dieser ging. Als er die Treppe schon hinabgestiegen, rief ihm der Professor, der ihm auf der Flur nachgeeilt war, noch zurück und rief ihm zu:

„Ich wollte Ihnen noch etwas sagen, Herr Schwarz! Ihre Landsleute in Göttingen aßen merkwürdig viel Kuchen! Ich habe immer mein blaues Wunder daran gehabt, und nun Adieu!"

Und als Paul wieder auf der Straße war, klirrte über ihm ein Fenster und die zischende Stimme des Professors rief ihm zu: „Kümmern Sie sich ja nicht um die Politik!" und ehe er noch recht Zeit hatte nach oben zu blicken, war das rothe Gesicht mit den seltsamen zwickenden Aeuglein und der gewaltigen Nase schon wieder aus dem Fenster verschwunden. Nachdenklich ging Paul nach Hause. Sie hatten ihn wunderbar angesprochen die Worte des Männleins und es that ihm wohl, daß der in seiner Wissenschaft so hochberühmte Mann so herzlich zu ihm geredet.

„An Arbeitslust soll's bei mir nicht fehlen, Herr Professor," dachte er, und dehnte unwillkürlich die Muskeln seiner starken Brust, „und den Gesellschaftsrock und die Kuchen will ich gern missen. Ich bin ein Kind der Arbeit, Schwarzbrot ist mir gewohnter als Kuchen und wenn es dabei Ruß setzt auf Gesicht und Hände, ich will die Augen darum nicht niederschlagen!" — Warum aber hatte ihn der Professor vor der Politik gewarnt? Paul lächelte. „Das ist ja eben die Achillesferse des deutschen Gelehrtenthums, daß es nicht im praktischen Leben steht und darum nur zu oft vergißt, daß das in der trüben Luft der unterirdischen Stollen gewonnene Gold nicht dazu da ist, in verschlossenen Museen aufbewahrt zu werden, daß es hinaus muß in die weite Welt, wenn auch nicht als Scheidemünze, so doch als vollwichtiges Goldstück!"

Auf den Bürgersteigen drängte sich, durch das schöne Wetter aus den Häusern gelockt, die Menge; auf den Straßen wogte das ganze rege Treiben der Weltstadt, und was das Schönste war, überall erklang die deutsche Sprache. Nicht nur das Dandypaar, das vor Paul einherschlenderte, sprach deutsch, nicht nur die Dame dort vor dem Schaufenster des Buchhändlers weist ihre Freundin neben ihr in deutscher Sprache auf ein Bild hin, das konnte Paul auch zu Hause haben, aber auch die Dragonerlieutenants, die sporenklirrend hinter ihm her kamen, schnarrten in deutscher Sprache, die Tagelöhner an den Straßenecken plauderten deutsch, der Kutscher dort vor dem

Rollwagen rief seinen Pferden auf gut deutsch zu: sie möchten in's Teufels Namen stille stehen, und sie schienen ihn zu verstehen, und der Milchmann da plauderte mit dem schwarzen, glatthaarigen Hunde vor seinem Wägelchen in deutscher Sprache. Seltsam! bei uns verstanden die Thiere, zumal die Pferde, doch nur lettisch und russisch! Paul war zu Muth, als sei er der Prinz im Mährchen, den der Vater, um ihn den Nachstellungen der bösen Fee zu entziehen, schon als zarten Säugling weit fortgeschickt in's ferne Morgenland, und der, nun zurückgekehrt in's Vaterland, unerkannt wandelt unter den Landsleuten. Und nur Frau Sonne erkennt ihn und lächelt ihm freudestrahlend zu, und Base Linde erzählt es ihrem Mühmchen, dem Fräulein Kastanie, und beide nicken voll Verständniß und weihen den Ahorn ein in's Geheimniß, — die dummen Leute aber gehen ahnungslos vorüber und merken nicht, wie froh dem Prinzen ist, daß er die Heimath wiedergefunden.

Zu Hause, in der gestern gemietheten Wohnung, fand er Wilhelm noch nicht vor. Das neue Heim bestand aus ein Paar geräumigen, hübsch möblirten Zimmern, und sah so schmuck und blank aus, als hätte der Tapezierer eben erst die Hand über'm Trinkgeld geschlossen und wäre davon gegangen, und die stämmigen Tischlerburschen hätten eben den letzten Stuhl hingestellt, hätten gesagt, das wäre nun wol das letzte Stück, und hätten sich empfohlen. Die Wirthin, eine noch gut aussehende, schmucke Frau, trat herein, fragte, ob der Herr nicht noch diesen oder jenen Wunsch habe und machte sich allerlei im Zimmer zu schaffen, und als Paul, dadurch aufmerksam gemacht, sich umsah, da fand er trotz der kalten Zeit da draußen, ein Paar schöne blühende Rosenstöcke auf dem Fenstersims. Die Frau erzählte ihm nun auf sein Befragen, daß sie einen einzigen Sohn habe, der sei Schreiner und augenblicklich weit unten in der Walachei, in Bukarest oder sonst wo. Sie und der Mann hätten ihm das weite Reisen vergeblich auszureden gesucht, er sei von unwiderstehlicher Wanderlust ergriffen worden und habe sich durchaus umthun wollen in der weiten Welt. Sie hätten ihn nun bereden wollen, wenigstens in der Mark zu bleiben, oder, wenn es durchaus sein müsse, sich an den Sachsen genug sein zu lassen, denn das wären sehr brave Leute, aber er habe behauptet, er müsse durchaus zu den Polacken, und da hätten sie sich denn schon fügen müssen, aber sie könnten es oft kaum aushalten vor Sehnsucht, und wie nun die jungen Herren bei ihr eingezogen, da habe sie gedacht, daß die ja auch so weit in die Fremde

gegangen, und ihre Mütter säßen nun daheim und sehnten sich nach ihnen und dächten: „Die armen Jungen haben nun gewiß Niemand, der sich in der Fremde ihrer annimmt und darauf sieht, daß es fein sauber aussieht im Zimmer, und einmal nach Wäsche und Strümpfen sieht.“ Da habe sie gedacht, daß ihr der liebe Herrgott diese Herren so recht als einen Ersatz für ihren Sohn geschickt, und da dieser nun die Blumen sehr gern gehabt und besonders die Rosen, da habe sie gemeint, sie dürfe ein Paar Stöcke (deren sie immer noch ein Dutzend habe), so ein Paar voll in Blüthe stehende wol hier herein stellen, und die Herren würden das nicht unbescheiden finden!

Paul war in der Stimmung, in der solch ein kleines Erlebniß den Menschen mächtig erregt. So, mit blühenden Rosen, hatte ihn sein Mütterlein oft empfangen, wenn er nach der Schulzeit heimkehrte in's Haus am Jakobsburger Markt, und seiner Mutter treue blaue Augen sahen ihn an aus den Augen der wildfremden Frau in Berlin, und wie seiner Mutter Worte klang ihm was sie sagte, nur viel, viel redefertiger. Und er wußte, wie es Frau Dorothea freuen würde, wenn er ihr von dieser Berliner Mutter schriebe, und nun erzählte er zunächst der Berlinerin von der Kurländerin und schrieb dann der Kurländerin von der Berlinerin, und wußte nun, wie über den weiten Weg hin — wohl über zweihundert Meilen weit — zwei Herzen sich grüßen würden in innigem Verstehen und sich lieb gewinnen. Und so warm sind die Strahlen der Liebe, daß, wo zwei Menschen sich lieb haben, es auch dem dritten, der dabei steht und hält die Hände auf dem Rücken nnd sieht zu, warm und wohl um's Herz wird.

Nun kehrte auch Wilhelm zurück und die Freunde erzählten einander von den beiderseitigen Erlebnissen. Paul entwarf eine gar ergötzliche Schilderung von dem Aeußeren des Professor Fliederbusch und auch Wilhelm hatte mancherlei Spaßiges gesehen. Darüber war es Abend geworden und sie gingen in's königliche Schauspielhaus. In dem wurde der Wilhelm Tell gegeben und wieder heimelte sie Alles so seltsam an, der Raum, das Publicum und das Stück, denn so weit sie auch auseinander liegen die bergreiche Schweiz und Kurlands weite Ebene, so verschieden sie auch waren, der Schweizer Bauer des 14. Jahrhunderts in der vollen Reife seiner Jahre und die werdenden Jünglinge aus Deutschlands nördlichster Kolonie, es war doch Blut von ihrem Blut und Bein von ihrem Bein, und, so weit die deutsche Zunge klingt, hat Schillers Dichtung noch nie den gewaltigsten Eindruck auf die Herzen der Hörer verfehlt.

Wieder daheim, bemerkte Paul, als sie ihr Schlafzimmer betraten, das Bild der Germania auf der Wacht am Rhein über seinem Bette. Das war damals noch nicht so verbreitet wie heute zu Tage und er kannte es noch nicht.

„Siehe, Wilhelm, welch' ein artiges Bild," sagte er.

„Ja, das ist hübsch!" sagte dieser, „so habe ich sie mir auch immer vorgestellt, so groß und stark, schwertkundig und speergewandt!"

„Fällt Dir nicht eine gewisse Aehnlichkeit auf, Wilhelm?"

„Neiu, ich entsinne mich wenigstens nicht, je eine ähnliche Person gesehen zu haben!"

„Ich glaube, sie hat Aehnlichkeit von Gretchen!"

Wilhelm lachte laut auf. „Da hätte ich lange rathen müssen," rief er, „bis ich darauf verfallen wäre, daß mein sanftes Schwesterchen diesem Hünenweibe gleichen soll!"

„Lache nur, aber so ganz im Allgemeinen gleicht das Bild ihr wirklich. Sie hat auch so eine schöne gerade Nase und eine so hohe, langsam gewölbte Stirn!"

„Ja, ja, das mag wohl sein, aber eine Schwalbe macht noch keinen Frühling und ein Paar Menschen können beide hohe Stirnen und gerade Nasen haben, ohne sich deßhalb mehr zu gleichen, als Du uud ich!"

Paul schwieg, aber er schien bei seiner Meinung zu bleiben, und mit übereinander gekreuzten Armen blickte er schweigend das Bild an. — Wenn man so recht liebt, so recht aus Herzensgrunde liebt, was gleicht da nicht Alles der Geliebten und wie schön ist's, daß so Vieles ihr gleicht!

„Ob Gretchen wol auch so zornig aussehen könnte?" sagte er halblaut.

„Wer weiß?" erwiederte Wilhelm, „vielleicht doch! Wenn man z. B. nicht mit dem nöthigen Respect vom Herrgott spricht, oder Jemand uns angriffe. Sonst ist's ihre Art wol nicht und im gewöhnlichen Lauf der Dinge hätte sie gegen Schwert und Schild gewiß ihre regelrechte Abneigung."

Paul biß sich auf die Lippen und wandte sich rasch von dem Bilde ab. „Wenn man uns angreift," hatte Wilhelm gesagt, und das war Paul Beweis genug, daß der Freund wußte, wie es in seiner Seele aussah. So keusch aber war seine junge starke Liebe und so blöde, daß er auch dem

Jugendfreunde, wie der Mutter gegenüber, sie wahrte wie ein hochheiliges Geheimniß, von dem Niemand ahnen durfte auf dem weiten Erdenrund, bis es einmal zur That werden konnte und dann hinaustreten an's freie, fröhliche Sonnenlicht. Wie dem Schatzgräber war ihm zu Muthe, dem die glückbringende Wünschelruthe schon die Stelle gewiesen, wo der blinkende Goldschatz nur des Finders harrt, der aber nun noch warten muß, bis Mond und Sterne dem Grabenden günstig, und der nun ängstlich Zunge und Geberde hütet vor dem spähenden Blicke des Nachbars, daß nicht zugleich mit dem Geheimniß auch der Schatz aus der sicher hegenden Erde verschwinde.

Und als er nun im Bette sein Vaterunser gesprochen, wie an jedem Abend (es war eigentlich gegen seine Ansicht zu beteu und er that es nur, weil er es der Mutter mit seinem Ehrenwort versprochen, aber er fügte doch stets zwischen das „Und Dein ist die Kraft und die Herrlichkeit“ und das Amen die Worte ein: „Nimm Dich diese Nacht und den morgenden Tag meiner Mutter und Gretchen's gnädig an!“), und der Schlaf sich langsam herabsenkte auf seine müden Augenlider, da war es ihm, als würde das Bild an der Wand über ihm immer größer nnd größer, bis zu riesiger Höhe, und er stände auf einem weit vorspringenden Felsen und vor ihnen dehnte sich des rebengeschmückten Rheinstroms weites, sonniges Thal aus. Und seltsam verschob sich das Thal und die sanften Hügel an seinen Rändern, wie leichte Nebel stieg es auf über dem Strom und der Strom ward zum Strome der deutschen Geschichte. Aus dem grauen Nebel hervor wogt es in buntem, wildem Gedränge. Riesige Leiber anstürmender Recken mit wildem Auge, Trotz um den Mund, mit nnbeugsamem Nacken. In der starken umklammernden Faust die Keule, das Messer, die Axt; frei den Leib von jeder schützenden Wehr, daß er frei sei der Mann von jeder drückenden, hemmenden Last, abgeworfen selbst das leichte Gewand. Wild flattert im tollkühnen Ansturm das lange, röthliche Haupthaar, wild tönt von des Schildes Rand zurück der erschütternde Schlachtruf. Unaufhaltsam stürmen sie vorwärts, des Urwalds wettergehärtete Söhne. Die wilde ungebändigte Kraft, der Alles wagende Muth, sie warfen zu Boden des Römers geordnete, kriegskundige Schaaren, in Asche sinkt der säulengeschmückte Tempel, in Trümmer zerfällt das bilderreiche Wohnhaus, Feuer und Rauch begleiten den Zug und heulend folgen ihm die hungrigen, die grauen Waldhunde, kreischend Geier nnd Krähe, des sicheren Mahles froh.

Und wie sie nun niedergeworfen die Römer, da kehren die wilden Sieger die Waffen gegen einander, der Stamm kämpft gegen den Stamm, der Bruder wider den Bruder, der Sohn gegen den Vater. Wild ist die Zeit und rauh, das Weib selbst wandelt die Spindel zur Lanze und drängt sich in der kämpfenden Reihen. Ein unbändig Geschlecht, das doch seine Bändiger findet, und unter des gewaltigen Karl's eherne Hand beugt sich das trotzige Volk. So wie der Strom, der zuvor, da er hundertarmig gespalten, Aue und Holme umschloß, jedem Deich, jedem Walle gehorchte, nun da das Gebirg' ihn umfängt, die Felswand ihn einengt und zwingt, sein Wasser in einem Strom zu behalten, unüberwindlich dahinströmt, so nun der Germanen Macht. Wo immer erklingt ein Lied zum Lob des Heilands und Helfers ist der Franke Herr, sein König des Christenthums Schild und Hort, bis er mit kühner Hand nach der Kaiserkrone greift, der Weltherrschaft äußerem Zeichen. Doch er stirbt, der Kaiser, und wieder brechen sie hervor, die unholden Gestalten, die des Verstorbenen Faust darniederhielt; wieder sprüht der germanische Schild Funken vom Schlag des germanischen Schwerts, wieder flammen die Dörfer, zertritt des deutschen Rosses Huf des Deutschen Ernte. Denn Keiner will dienen, Jeder herrschen, Keiner gehorchen, Jeder befehlen. Und sie fühlen es selbst, daß sie eines Herrn bedürfen, küren ihn selber, daß er ihnen werde zum festen Schutz gegen des eigenen Herzens selbstsüchtig Wollen. Sie fanden die Rechten, die breitschultrigen Sachsen, die bräunlichen Salier mit hohem Muth und eisernem Willen. Wieder fügt sich die Christenheit dem Winke des Kaisers, scheu weicht der Däne zurück, gebändigt, in Ketten, gehorcht der Wende und Pole; Herzogskronen theilt er aus, des Reiches Erwählter, dem Böhmen, dem Polen. Zwar nicht immer ruht es in eiserner Hand, das Scepter der Deutschen! Wälsche Arglist, im Bunde mit lombardischen Lumpen und deutschem Trotz, entwinden es theilweise dem Knaben, ach, für lange! In vergeblichem Kampf ringt der Schwaben Heldengeschlecht, richtet das blaue Aug' nach den unerreichbaren Sternen, und stürzt darüber in's ruhmvolle Grab; — aber nicht mit ihnen das Volk der Deutschen! Die Hand, die nicht zum Schwerte greift, greift zur Leyer, sei es zum trotzigen Schlachtlied, dem Papst die Wege zu weisen, sei es den frommen Sinn der Kreuzfahrer zu feiern, sei es der Liebe Noth und Lust in unsterblichen Versen zu singen. Was welsche Phantasie erdacht, vertieft der Deutsche, legt sein reiches Gefühl hinein, pflegt es in seinem Gemüthe, macht die Aventüre zur Dichtung.

Wieder drängen sie stärker hervor aus dem Nebel und voller, die mächtigen Gestalten der Vorzeit, nicht mit der Axt, mit dem Schwert in der Faust, nicht halten die Finger die Leyer, nicht klirrt der Panzer, nicht tönt die Saite, die Hand hält das Kreuz und fromme Gesänge ertönen. Da alle Völker sich beugten dem Joche des Papstthums, welscher Lüge und gallischem Leichtsinn, da ist in des deutschen Mönches Seele erwacht die unbezähmbare Liebe zur Wahrheit. Vergeblich bangt der Demüthige vor der Aufgabe Größe, bebt das fromme Herz vor dem Neuen, Unerhörten, schreckt der zuchtgewohnte Sinn zurück vor der Empörung, vergeblich ringt er im heißen, stürmischen Beten darnach, Frieden zu finden im alten Glauben, übermächtig ist sie in ihm die Liebe zur Wahrheit. Und nun tritt er hinaus aus der engen Zelle, er, der bescheidene, ängstliche Mönch, tritt auf den offenen Markt, vor die Kardinäle, vor grobe und feine, tritt vor die Fürsten hin, vor Freunde und Feinde! Offen verkündet er nun, was die Wahrheit ihn lehren heißt, fest und furchtlos. Staunend lauschen die Völker. Bald steht er nicht mehr allein da. Einer tritt zu ihm, der Andere folgt, bald faßt sie der Platz nicht. Stürmisch drängt er voran, wie einst ein alter Teutone, fest ist sein Wille und unbeugsam. Nun mögen sie kommen, die Welschen, mit glatten Worten und schnödem Gelde, mit blitzendem Schwert und flammenden Scheiterhaufen, an dieser Burg versagt ihr Geschütz, gegen diese Wehr und Waffen ist ohnmächtig ihr Geschoß.

Und wieder drängt es heran in unabsehbarem Gewimmel. Denker und Dichter, Künstler und Krieger, Geschichtsforscher und Geistliche, treten hervor auf die Bühne und staunend sieht die Welt auf dies Volk, das, wie es die Form auch ändere, in der es groß ist, groß doch bleibt in jeglicher Form und nach jeglicher Seite.

Und da Paul staunend stand, ward er der Vogelsprache kundig, und vom Zweig einer Eberesche herab sprach also zu ihm Wuotans Vogel, der Rabe: „Thörichter Knabe! Thörichter Knabe! Und solches Erbe willst Du verachten! willst in kindischem Trotz Dich scheiden von Deiner Sippe, treten zum Gesinde, dunkles Knechtsloos theilen!“ —

Einleben und Einrichten.

„Wie geht es, Ihr Herren? Erkennt Ihr mich noch?" — Mit diesen Worten trat, etwa eine Woche nach der Ankunft der jungen Leute in Berlin, Winter in ihr Zimmer, schloß abwechselnd Beide in seine Arme und schüttelte ihnen die Rechte. Sie erkannten ihn gleich, der Mann war nicht zu verkennen und zudem hatte er sich auch gar nicht verändert. Elegant gekleidet, glatt rasirt, tadellos frisirt, die Stirne hoch, die Lippen schmal wie Messerklingen, so lebte er in der Erinnerung der Jünglinge, so stand er vor ihnen.

„Ich freue mich, ich freue mich ungemein, Euch wiederzusehen! Wahrhaftig! ich habe mich lange nicht so gefreut! Ihr wißt, Freude empfinden ist sonst meine Sache nicht, aber ich habe mich wirklich sehr gefreut, als ich im neuen Stndentenverzeichniß Euere Namen las. Mein alter Wilhelm! Mein lieber Paul!" (Hiebei erneutes Händedrücken). „Nun, und wie geht es denn den lieben Eurigen? Deine liebe Frau Mutter, Paul? Dein lieber, prächtiger Vater, Wilhelm? Ist Dein Fräulein Schwester verheirathet? Nein, noch nicht? Nun, gut Ding will Weile haben! Es ist prächtig, daß Ihr hier seid! Nun wollen wir aber auch treu zusammenhalten!"

„Das wollen wir," sagte Wilhelm, dessen Herz bei'm Wiedersehen des einst so gefeierten Lehrers, der auch jetzt wieder ihm so herzlich entgegenkam, in Freude schwoll, „das wollen wir. Ach, und was wird das für ein prächtiges Zusammenleben sein, hier in dem schönen Berlin!"

Winter's Stirn zog sich auf einen Augenblick düster zusammen. „Nun," sagte er, zu Paul gewandt, „ich will Euch Eure Illusionen nicht nehmen, bei Leibe nicht, aber sehr herrlich ist's hier eben nicht und es muß Alles, Alles, anders werden!"

Er sah dabei Paul an, so lauernd und spähend, als wolle er ihm in die innerste Seele blicken.

„Was soll anders werden?“ fragte Paul.

„Alles, Alles, in des Wortes verwegenster Bedeutung, denn hier, wie überall in Europa, ist ja auch Alles überlebt, morsch, faul. Aber schon werden in Paris die Aexte geschliffen, mit denen der Baum der Vorurtheile umgehauen werden wird, und mancher kräftige Arm wartet auch bei uns nur auf das Signal der Weltstadt, um zum Kampfe vorzugehen. Und dies Mal wird es blutiger hergeh'n, als 1848. Ich glaube, Ihr kommt eben noch zu rechter Zeit, um in die Reihen der Kämpfer zu treten!“

Er blickte noch immer auf Paul, der ihm mit übereinandergekreuzten Armen gegenüberstand und seinen Blick ruhig und kalt erwiederte, und Winter's Blick war scharf und durchdringend, er las in der Seele des Jünglings wie in einem aufgeschlagenen Buch. So aber sprach die Schrift dieses Buches:

„Sei so freundlich Du willst, ich mißtraue Dir. Deine Weisheit, mit der Du uns speistest, da wir Kinder waren, war für Kinder Gift. Deine Seele ist nicht edel, Dein Sinn nicht hochgeartet; wie fragtest Du sonst so unbefangen den Sohn nach dem Vater, der Dir so schnöde die Thüre wies. Du hast viel gelernt und gesehen und gut beobachtet, Du kennst die Seele des Menschen, Du kennst genau die neue Lehre von der Gleichheit aller Menschen, kennst das Ziel nicht nur, Du kennst auch die Wege, die man heute zu Tage einschlagen will, das Ziel zu erreichen. Du bist zwar selbst ein unreines Gefäß, aber von Deinem Inhalt zu kosten, kann mir nur nützlich sein und heilsam. Nun, da ich erwachsen, sind meine Nerven stark genug, mich vor giftigem Rausche zu schützen. Wir werden nicht Waffenbrüder sein, aber ich werde Deine Kampfweise kennen lernen, Deine Hülfsmittel und Ziele!“

Das las Winter deutlich heraus aus dem bunten Gedankengewimmel in Paul's Kopf und jetzt wandte er sich zu Wilhelm. Winter las besser als Paul, dem diese Schrift erst allmählich deutlich ward und lesbar, und länger noch hätte Paul's Kampf gewährt, gefährlicher wäre die Versuchung an ihn herangetreten, wenn Winter solcher Schrift unkundig gewesen wäre, ihn nicht gleich mehr oder weniger aufgegeben hätte. Dennoch blieb dieser auch für ihn ein gefährlicher Mann. Je begabter ein Jüngling ist, je schärfer sein Verstand, je empfänglicher sein Gemüth, je civilisirter das Land,

die Gesellschaft, in die er tritt, desto mehr nimmt er die schreienden Widersprüche, aus denen unsere Civilisation sich zusammensetzt, wahr, desto klarer wird ihm der Gegensatz zwischen dem nahenden Einst und dem schwindenden Noch, desto schmerzlicher empfindet er die Lücken im Leben der Neuzeit. Mit hochgespannten Erwartungen, mit seltsamen Idealen kommt er in den gepriesenen Westen und wenn er nun sieht, daß auch hier der Mensch eben nur Mensch ist, daß auch hier die Wage der Gerechtigkeit nicht immer gerecht wägt, daß auch hier der Reiche, der Vornehme begünstigt ist gegen den Armen, den Geringen, daß auch hier das Verbrechen zugreift mit kecker Hand, das Laster im Verborgenen schleicht, da wird es dem Manne neben ihm nicht schwer ihn verzweifeln zu machen an der Menschheit, da wird das Herz offen für die Saat: Es muß Alles anders werden; da klingt er verführerisch in's Ohr, der Ruf von dem Beruf der 90 Procent Proletarier, da wird die Versuchung groß, das Kind mit dem Bade auszuschütten.

„Ich will Euch Eure Illusionen nicht nehmen," hatte Winter gesagt, aber er that Alles, ihnen Deutschland im falschesten Lichte erscheinen zu lassen. Er haßte im Grunde die Menschheit, die Civilisation, aber er sprach nur von Deutschland. Paris, Frankreich, das war sein Idol. „Die Sonne der Freiheit kommt zu uns von Westen!" sprach er. Er operirte gewandt. War von irgend einer brutalen That eines Junkers oder Officiers die Rede, in irgend einer Zeitung, dann hieß es: „Seht, so steht es bei uns!" —, von der Willkühr eines Beamten: „Seht, solche Sklaven sind wir noch!" —, von dem Diebstahl eines Kassirers: „Da habt Ihr die Früchte der allgemeinen Corruption!" — Wer aus einem Lande, in dem es keine Oeffentlichkeit giebt, nach Deutschland kommt, der hat ohnehin unwillkührlich in der ersten Zeit das Gefühl, als habe er sich nicht eben verbessert. Hier liest er von Mord, von Todtschlag, von Brandstiftung und Unterschlagung. Jede Gerichtszeitung bringt der Verbrechen so viele, als er vielleicht in seinem ganzen bisherigen Leben nicht gehört und unwillkührlich vergißt er, daß hier eben Alles an's Licht des Tages tritt, wovon zu Hause nur die Zunächstbetheiligten erfahren; daß die That des verwegenen Mörders in Zürich besprochen wird in Trier, Schleswig und Memel. Es gab doch eine Zeit und sie war nicht ganz kurz, wo Winter der stete Gefährte war, nicht nur von Wilhelm, sondern auch von Paul. — Er machte die jungen Leute mit seinem Kreise bekannt, den Herren Pincus und Veit u. s. w. und stellte die Freunde diesen, die meist jüdischer

Abkunft, oder, um mit Winter zu reden, „Stammesgenossen Heine's und Börne's" waren, als Gesinnungsgenossen aus dem Bärenlande vor. Er führte sie ein, zwar nicht in diese oder jene Gesellschaft, wohl aber bei dem besten Schneider, Schuster und Handschuhmacher. Er lehrte sie, wie man sein Haar am Besten kräuselt, seine Binde schürzt und sein Lorgnon trägt, wie man nachlässig deutsch spricht und blasirt aussieht. Dazu, wie man einen Tag auf das Angenehmste verbringt, immer beschäftigt, ohne doch irgend etwas zu arbeiten. Er selbst ging ihnen in allem Diesem mit dem besten Beispiel voran, und war ebenso angenehmer Lehrer als Kamerad: „immer bei Laune, elegant, ohne alle Blödigkeit, die Börse stets gefüllt!" — Das Letzte war unseren Freunden das Wunderbarste, bis er ihnen ein Mal gelegentlich seine Erwerbsquellen mittheilte. Er war Correspondent aller möglichen Berliner und nicht Berliner Blätter, und da er viel Muth hatte und durchaus nicht übermäßig viel Wahrheitsliebe, dazu eine gewandte Feder führte, so wurden seine Correspondenzeu gern gelesen und trefflich honorirt. Seine Gesellen, meist junge Aerzte, erkannten seine Ueberlegenheit gern und willig an, und begrüßten nun in seinen Begleitern, den wohlhabenden, lebhaften und begabten Kurländern, einen willkommenen Zuwachs ihrer Geselligkeit. Was ihre moralischen Eigenschaften anbetraf, so waren sie sämmtlich vorurtheilsfrei, hielten es in kirchlichen Dingen mit dem: „écrasez l'infame!" und in politischen mit dem reinsten Radikalismus. Ihr Standpunkt war wesentlich ein erhabener: Sprach man von der Dinastie und ihren Verdiensten um das Land, — so lächelten sie; von der Bedeutung des Protestantismus für die Kultur — so lächelten sie; von Deutschlands Aufgaben, — so lächelten sie; von der Kirche, — sie lächelten; vom Adel, — sie lächelten; vom Heer, — sie lächelten; von der Volksschule, — sie lächelten; vom Fortschritt, vom Budget, vom Landtage, — sie lächelten! — Das waren Alles überwundene Standpunkte! Erzählte man ihnen von dem Uebermuth eines einzelnen Edelmanns, oder von der Brutalität einer trunkenen Volksmenge, so zuckten sie die Achseln und sagten: „um so besser!" — Fragte man, was sie damit meinten, so war die Antwort: „Nun, so werden dem Volke die Augen um so früher aufgehen!" — Worüber? „Ueber die verrotteten Zustände!" — Fragte man, was denn an deren Stelle treten solle, so gab es auch da eine Antwort: „Die vereinigten Staaten von Europa!" — Auf diese Republiken in partibus ließ man denn hin und wieder ein geistreiches Schlaglicht fallen, sprach von der Aufhebung

des großen Diebsgutes, des Eigenthums, von der einstigen Unmöglichkeit fernerweitigen Ausnutzung des lebenden Menschen durch das todte Capital u. s. w. Auch anderweitige sociale Fragen wurden gelegentlich abgehandelt, und ein Jeder, der ihnen etwa eine andere Lösung prophezeite, zum Asasel in die Wüste geschickt. In sittlicher Beziehung galt als maßgebender Grundsatz: daß jedes Einzelnen wolverstandener Vortheil, auch zugleich immer der Vortheil des Ganzen sei!" — Daß sie nicht daran zweifelten, persönlich im Besitz dieses richtigen Verständnisses zu sein, versteht sich von selbst.

Sehr verschieden stellten sich unsere Freunde zu diesem Kreise, denn sehr verschieden war ihre Lage und sehr verschieden ihr ganzes Wesen. — Paul hatte Langerwald's freundliches Anerbieten angenommen, aber doch lag es wie eine schwere Last auf seinen Schultern, von fremder Leute Geld zu leben, ihnen für solche Dinge dankbar sein zu müssen, und bei seinem festen energischen Charakter machte ihn dieser Umstand unermüdlich fleißig. Dazu zog die Jurisprudenz, dieses klare, positive, consequente Studium ihn mächtig an, und mit Lust und Liebe studirte er nicht nur die Worte der Professoren, die Bücher der übrigen Rechtslehrer, sondern auch die Exempel rings um ihn her, wie sie sich ihm boten in den Gerichten und den lebendigen, sich fortentwickelnden Organisationen. Das war nun zugleich das sicherste Präservativ gegen die Anschauungen des Kreises, in dem er, halb widerwillig, durch die Verhältnisse gerathen, denn, wer wirklich arbeitet, ein positives Ziel vor Augen hat, der wird mit diesen Anschauungen, früher oder später — und dann für immer — fertig, sucht und findet einen Boden, der fest und sicher, und richtet sich dort häuslich ein. Er lernt seine Kräfte kennen und bemißt darnach sein Ziel; er beschränkt sich auf einen kleinen Kreis und wird seiner Herr.

Wenn Paul jetzt noch in diesem Kreise lebte, von dem ihn doch schon eine tiefe Kluft trennte, so war das zum Theil Gewohnheit, zum Theil Anhänglichkeit an Wilhelm, an den und dessen Zukunft er nur mit lebhafter Sorge dachte.

Wilhelm, vom Vater absichtlich pecuniär so gut gestellt, als dessen Verhältnisse es irgend erlaubten, ermangelte jenes wohlthätigen moralischen Druckes. Wenn ihn sein Studium langweilte, ihn nur einzelne Theile davon anzogen und auch die nur als Gegenstand der Kritik, wenn er mit seinem Fach gleichsam nur spielte, sagte er sich: „Was thut's, ob ich ein Jahr früher oder später fertig bin. So reiche Gelegenheit, mich nach allen Seiten

auszubilden, wie hier, habe ich zu Hause doch nicht!“ Dazu dachte er überhaupt wenig an die Zukunft, so viel er auch von ihr träumte. War auch seine Natur zu frisch und kräftig, um wirklich blasirt zu sein, so blieb die Gewohnheit, es zu spielen, der er sich aus kindischer Eitelkeit hingab, nicht ohne Einfluß auf ihn. Dazu entsprach dieses müssige Leben manchen Seiten seiner Natur, und die Ansichten, die er in sich aufnahm und zu denen er sich bekannte, reizten den mächtigsten Trieb in ihm: „seine Phantasie!“ — Wenn er am Nachmittag mit geschlossenen Augen müssig auf dem Sopha lag, dann träumte er schöne, wonnige Träume: In Jakobsburg gab es dann keinen Fleckenvorsteher mehr und keinen Büttel, keinen Bürger und keinen Knecht. — Die großen Güter in der Umgegend waren zerstückelt zu lauter kleinen Parcellen und Alle hatten gleich viel Land. Alle waren gut und liebenswürdig, höflich und weich. Streit kam nicht vor; Alle waren gleich gebildet und gleich glücklich. Und wenn nun alle diese Glücklichen ihn besonders ehrten und liebten, ihn und Mathilde, sich zumeist an sie wandten um Rath und Hülfe, so geschah das aus keinem andern Grunde, als weil sie unter den Guten die Besten und Edelsten waren. Er hätte es genau bezeichnen können das Fleckchen, auf dem sein Häuschen stand; er sah es deutlich vor sich liegen, von der untergehenden Sonne roth gefärbt, als er Abends heimkam, müde von des Tages harter Arbeit. Rechts von der Thür stand die Kuh, roth und weiß gefleckt, und trank aus einem Spann, und vor der Hausthüre lag Pluto neben der Bank, auf der Mathilde seiner wartete.

So spielte er, ein großes, gutmüthiges Kind, mit dem Feuer.

In der Heimath waren Wilhelm und Paul nicht gewesen. Sie hatten geschrieben, daß sie erst zurückkommen wollten, wenn sie ihre Studien beendet. Ganz recht war es dem Pastor nicht gewesen, aber er hatte nichts darüber gesagt, wenn er auch dachte: „Glaubte immer, ich würde alle Noth haben, die Jungen zurückzuhalten. Es scheint aber, daß ich mich geirrt, und es ihnen wohler ist in der Fremde, als daheim.“ — Den Frauen gegenüber aber ließ er sich's nicht merken, lachte über die Frau und schalt sie, wenn sie darüber klagte und nach dem einzigen Sohn verlangte. Und wie er mit der Frau, so verfuhr Gretchen mit der Doctorin, aber ihnen Beiden, Vater und Tochter, war nicht ganz wohl dabei. Sie fanden Beide, daß Wilhelm denn doch gar zu selten schrieb, sie vermißten Beide in seinen Briefen den Theologen, und es war ihnen äußerst fatal, daß seine Freunde fast Alle

Juden waren. Sie bargen das aber Jeder in seiner Brust und sprachen nicht weiter darüber, als fürchteten sie sich davor, was Beide ängstigte und schreckte, mit bestimmten Worten zu nennen. Beim Pastor kam noch hinzu, daß er sich in die neue Zeit, — die nun immer sichtbarer heraufzog am Himmel Kurland's — so gar nicht finden konnte. Schon fielen einzelne Tropfen, schwere dicke Tropfen: „Der Esthe und sein Herr“ — „Die Zustände des freien Bauernstandes in Kurland,“ — und ihr Commentar machte Alle unruhig. Das war unerhört. Seit dem Broschürenkriege, der sich an die bürgerliche Union knüpfte, seit der Uebergabe des Landes, war man gewohnt gewesen, in glücklichem Halbdunkel zu leben, den Landesbevollmächtigten sorgen zu lassen und im Uebrigen unisono das alte Lied zu singen: „Ach! wenn es doch immer so bliebe!“

Erschien dann hin und wieder einmal das Buch eines Ausländers über kurisches Leben und Treiben, die Schriften eines Kohl, eines Buddeus und anderer weniger Bekannter — nun, die Leute sprachen aus persönlicher Verbissenheit, die Censur verbot das Buch und damit Punktum. Diese Broschüren aber waren ganz etwas anderes. Nicht irgend welche beliebigen Urtheile enthielten sie: über die Manieren des Adels oder das schlechte Aussehen der Bauernpferde, — nein, die Thatsachen besprachen sie, wirkliche oder angebliche Thatsachen. — Und was für eine Sprache führten sie! Nicht die besonnene, verständige Sprache des Patrioten, der diesen oder jenen Mißbrauch abgeschafft wünscht, nein, die Sprache der Agitatoren und Demagogen schallte plötzlich hinein in das erstaunte Land. Mit Spott und Hohn geißelten sie, nicht etwa den einen oder andern Mißgriff, die eine oder die andere Person, nein, allen Ständen galt es, allen Klassen, und im besten Deutsch riefen sie die Letten und Esthen auf zur Vertreibung der Deutschen, stellten sie die Träger der Cultur dar, wie ein verkommenenes Geschlecht, verlogen, selbstsüchtig, unfähig zu allem Guten.

Zornig schwoll dem Pastor das Herz im Busen, da er sah, wie auch die würdigsten Männer verhöhnt wurden — die zurückschauen konnten auf ein langes Leben voll stiller, ruhiger Arbeit, ohne Ostentation und öffentliche Anerkennung, glücklich allein im Bewußtsein echt deutscher Pflichttreue, — ja verhöhnt als Obscuranten und Dunkelmänner!

Um so mehr sehnte der Pastor sich nach dem Sohne, dem rüstigen, starken, kampfesmuthigen Sohne! —

Eine Vergnügungsparthie.

Seit jenem Tage, der auf den Universitätsball folgte, war Wilhelm oft in dem Hause Victorienstraße Nr. 133, und während er die Abende mit dem Justizrath bei einer Flasche guten Weins verplauderte, verbrachte er die interessantesten Stunden am Vormittag allein mit Helene. Zwischen ihm und dem Justizrath bildete sich bald jenes Band, das lebenslustige alte Herren nicht selten mit frischen jungen Leuten verbindet, ein Band aufrichtiger Zuneigung, das indessen seine Entstehung nicht dem Mittheilen von der einen, dem Empfangen von der andern Seite, der Hoffnung und der Verehrung, verdankt, — und darum auch wenig haltbar ist. Es that Wilhelm im Grunde wohl, sich wieder ein Mal, fern von Winter, in einem Kreise zu bewegen, aus dem politische und sociale Fragen grundsätzlich verbannt, und in dem man sich gefiel, leichtlebig den Ernst des Lebens zugleich mit dem Amtsgewande auszuziehen und sich in harmlosem Witz und mehr oder weniger geistreichen Neckereien zu gefallen. Einen solchen Kreis aber hatte der Justizrath noch von der Zeit her, da er in Berlin auskultirte, vorgefunden, und dieser Wilhelm freundlich begrüßt.

An einem bestimmten Wochentage versammelte man sich in einem Weinkeller, Jeder hatte sein eigenes Glas, seinen eigenen Platz, seinen Spitznamen, und wenn ein Fremder zufällig in diesen Kreis gekommen wäre, er hätte geglaubt, in dem Berlin der zwanziger Jahre zu sein. Wir sagten, daß Wilhelm sich dieses Kreises erfreute, und doch müssen wir auch sagen, daß er diesen Umstand sorgfältig vor sich selbst verheimlichte und der Ueberzeugung war, eigentlich an diesem ganzen Treiben nur Theil zu nehmen, um eine interessante, ihm noch fremde Species zweibeiniger Geschöpfe kennen zu lernen. Wirklich gelang es ihm, diese Gesellschaft von durchaus tüchtigen und braven Fachmännern gründlich zu verachten und in ihnen — die, weil sie sich in ihren Illusionen getäuscht und ihnen durch allzu frühzeitige Beschäftigung mit dem Staat das Interesse an ihm gründlich verleidet war, sich gänzlich von

dem Allgemeinen abgewandt, und sich behaglichem Lebensgenuß zugewandt hatten, — lediglich nur Philister zu sehen.

Um so stolzer war er auf seinen Verkehr mit Helene. Nur höchst selten und ganz nebenbei wurde des täglichen Lebens gedacht, das Triviale berührt. Immer nahm das Gespräch einen hohen Flug, nur das Große, die hohen ewigen Probleme der Menschheit, nur die Aufgaben unserer ganzen Zeit, unseres ganzen Volkes wurden da berührt. Sie sprach selbst hübsch, und was noch hübscher war, sie hörte gern gut reden.

Wollte es ihm auch manches Mal erscheinen, als hätte er es bei ihr mit eitel Phrasen zu thun, wehten ihn ihre Worte, mehr noch die Art ihres Sprechens, kalt an, wie der Nordwind, der über Eisflächen her zu uns kommt, erschien sie ihm auch mitunter unnatürlich, er schlug sich alle diese Gedanken als unwürdiges Mißtrauen aus dem Sinn und entschuldigte sie mit ihrem unglücklichen, einsamen Leben.

In der ersten Zeit ging ihm noch zuweilen der Gedanke durch den Kopf, ob nicht am Ende dieses Verhältniß seinem Herzen, seiner Ehre Gefahr bringen könnte, aber einmal war er von der Unerschütterlichkeit seiner Liebe zu Mathilde fest überzeugt, dann auch blieb Helene ausschließlich Freundin, und er lachte selbst über seine Befürchtungen, wenn er bei ihr gewesen und auch nicht das kleinste Anzeichen zu Tage getreten, daß er ihrem Herzen näher treten könnte. Er lachte darüber, aber zugleich empfand er darüber ein gewisses Mißbehagen. Es war doch eigentlich unnatürlich, daß bei einer Frau in ihrer Lage, jung, schön, leidenschaftlich, und unglücklich verheirathet, ein Freundschaftsverhältniß zu einem schönen und geistvollen jungen Mann so ganz ungefährlich erschien. Ja, als nach einiger Zeit das Verhältniß ihrerseits sichtlich zu erkalten schien, fühlte er sich äußerst gereizt. Aber vergeblich sann er nach, es ließ sich keinerlei Grund dafür finden. Und doch entfremdete sie sich ihm sichtlich täglich mehr. Es kam vor, daß er sie am Vormittage nicht zu Hause oder die eine oder andere Dame bei ihr fand, ja, daß sie am Abend den Mann unter irgend einem nichtigen Vorwande eigens herbeirief und sich wie absichtlich, wie Schutz suchend, neben ihn setzte.

Gegen diesen wurde sie überhaupt freundlicher, lachte laut über seine Scherze und bat ihn wol, sie Abends in's Theater zu begleiten. Fragte Wilhelm sie nach der Ursache ihres veränderten Wesens, so leugnete sie es,

um es dann, womöglich noch in demselben Augenblick, recht hervortreten zu lassen, oder sie biß sich auf die Unterlippe, sah starr vor sich nieder, schüttelte dann wie in Gedanken den Kopf, sprang plötzlich auf und eilte davon.

„Was steht zwischen ihr und mir?“ dachte Wilhelm, und als in den ersten Frühlingstagen eine gemeinsame Landparthie projectirt wurde, nahm er sich fest vor, entweder eine Aufklärung zu erhalten oder einem Freundschaftsverhältniß zu entsagen, das, wie es seinem beleidigten Stolz erschien, nur einer Laune seine Entstehung verdankte. Um aber Helene zuvor zu zeigen, was sie eventuell zu erwarten habe, blieb er die letzten Tage vor der Parthie aus. Er hatte gehofft, durch ein Briefchen über die Ursache seines Ausbleibens befragt zu werden, aber sie ließ nichts von sich hören. Er dachte daran, nun auch von der Parthie fortzubleiben, aber er fürchtete, da sie ein Alleinsein mit ihm in den letzten Wochen sorgfältig vermieden, am Ende gar keine Gelegenheit mehr zu einer Aussprechung zu finden, und das war ihm ein ganz unerträglicher Gedanke. Nicht, wie er zu sich sagte, aus Anhänglichkeit an die Freundin, sondern weil es doch irgend einen Grund zu ihrem Benehmen geben mußte, und er diesen Grund durchaus kennen lernen wollte.

Das schönste Frühlingswetter lachte über Berlin, als er sich zu Helene begab. Paul, der überhaupt nur höchst selten bei ihr gewesen, und zu der Parthie nicht aufgefordert worden war, hatte ihn mit den Worten entlassen: „Uebrigens scheint sie mir ein leichtsinniges und unnatürliches Weib, oder mit dem König Salomo zu reden: „eine Sau mit einem güldenen Haarband zu sein!“ und ihn durch diese Rücksichtslosigkeit, wie schon häufig, nicht wenig geärgert. „Er kann nicht Recht haben,“ dachte er, indem er durch den Thiergarten fuhr. „Es kann unmöglich nur ein leichtfertiger, flüchtiger Einfall gewesen sein, sich mit mir zu einer wahrhaften Freundschaft zu verbinden. Es ist unmöglich, daß sie eine gewöhnliche nur ungewöhnlich geistreiche Kokette sei. Es ist positiv unmöglich, denn in diesem Fall hätte sie meine Liebe zu gewinnen gesucht. Ich muß sie irgendwie beleidigt haben, muß irgend eine Seite in ihr berührt haben, die ihr wehe that. Aber wodurch? Wodurch? Und wie kann sie nur gegen diesen Mann, der so unendlich tief unter ihr steht, den sie selbst so sehr verachtet, so freundlich sein. Neulich, wo sie für mich Nichts hatte, als Entzücken über Hendrichs in „Ein Glas Wasser“ und über Gerson's neueste Alpacastoffe, bat sie ihn

gar, ihr die Ursache des amerikanischen Bürgerkrieges auseinander zu setzen. Und als der platte Bursche ihr sagte, daß er entstanden wegen des Zuckers, nach dem der Norden naschhaft verlangte, lachte sie darüber ohne Ende.

Die Gesellschaft war schon versammelt und eben zur Abfahrt bereit, als Wilhelm eintraf. Auch jetzt fragte Helene nicht mit einem Wort nach der Ursache seines langen Ausbleibens, und als der Justizrath ihn mit den Worten begrüßte: „Wo Tausend, haben Sie denn so lange gesteckt? Sie sind ja wenigstens acht Tage nicht bei uns gewesen, wandte sie sich gleichgültig ab und unterhielt sich lebhaft mit einem Gardelieutenant, den Wilhelm zum erstenmal in diesem Kreise sah, und der ihm bald als Lieutenant von Hungerow vom H. . . . schen Garderegiment vorgestellt wurde.

Er hatte gehofft mit dem Justizrath und Helene den Wagen zu theilen, und auch der Justizrath schien das als selbstverständlich anzunehmen und forderte Wilhelm eben auf, Platz zu nehmen, als Helene ihn unterbrach: „Pardon Herr Wolfschild, sagte sie, da Sie so lange nichts von sich hören ließen und auch heute erst so spät kamen, so fürchtete ich, Sie würden überhaupt nicht von der Parthie sein, und forderte Herrn von Hungerow und Doktor Perlen auf, mit uns zu fahren.“

„Kommen Sie hierher, hier zu uns, wir haben noch Platz“ rief es von verschiedenen Seiten und Wilhelm, der im aufwallenden Zorn in den ersten besten Wagen stieg, sah sich bald vis-à-vis der Frau Geheimräthin L . . . . . und ihrer liebenswürdigen Tochter Elise und neben dem Geheimrath L., einem großen starken Mann mit einem Schmeerbauch und sehr gründlichen nationalökonomischen Kenntnissen, die sich bei ihm übrigens nur durch Thaten, nie durch Worte äußerten. In der Gesellschaft war er durchaus Gastronom und Aesthetiker, schwärmte für Colchester Austern und Anchois à l'huile, afrikanischen Blumenkohl und Straßburger Gänseleberpasteten und begeisterte sich für die Romantiker und den Sänger ihres letzten Waldliedes. In allem diesem unterstützten ihn Gattin und Tochter, die klug, mager und sehr vornehm waren, nach Kräften. Wilhelm, der die Passionen der Familie kannte und dem, in diesem Augenblick, nach allem Anderen, als nach wäßrigen Urtheilen über literarische Erscheinungen verlangte, hielt es für geboten, sich auf die Gastronomie zu werfen, und es gelang ihm, das Gespräch auf dem culinarischen Gebiet zu erhalten. Er erfuhr bei dieser Gelegenheit, daß Karpfen als Greise, Hechte als Jünglinge gespeist werden müssen, und

daß von letzterem, die gelben mit schwarzen Flecken, die wohlschmeckendsten seien; daß der Zander allein zu jeder Zeit genießbar sei, und durch eine Zuthat von mit Zwiebeln zersetztem Apfelbrei sehr gewinne. Auch sollte er in Zukunft die Neunaugen der in die Nordsee mündenden Flüsse den im Wassergebiet der Ostsee gefangenen vorziehen. Wahrhaft bewundernswerth mußte ein neuer Wein kühler sein, der „Prince of Wales“ hieß, und den der Herr Geheimrath sich eben angeschafft. — Er war bei Kohn zu haben und kostete nur zwölf Thaler. —

Solche Landpartiehen, von großen Städten aus unternommen, sind in der Regel wenig erquicklich. Es werden da eine Menge Menschen zusammengeladen, die eigentlich Nichts mit einander zu thun haben, und da ein Jeder mit der festen Absicht kommt, sich nun auch gar nicht zu geniren, recht ländlich und äußerst heiter zu sein, so fällt das Ganze meist steif und langweilig aus. Dazu kommt das leidige Schwärmen für Naturschönheiten, zu dem ein Jeder sich bei solcher Gelegenheit für verpflichtet hält, und womit dann Einer dem Andern das wirkliche Aufathmen in der freien Gottesluft verleidet. Aus lauter Verlangen, ein Mal recht natürlich zu sein, wird man erst recht unnatürlich.

Im Uebrigen ging Alles seinen Gang. Man spielte allerlei Spielchen, man fuhr — trotz des Kopfschütteln's der anwesenden Aerzte, die vor dem kalten Fieber warnten — zu Boot, man speiste ein frugales Mahl und trank viel von dem mitgenommenen Wein, endlich tanzte man sogar. Dabei ernteten einige alte Herren, — die mit ihren sich sträubenden Töchtern einen altmodischen Walzer tanzten und dabei immer Knixe machten — großen Beifall, und erregten viel Heiterkeit. Selbstverständlich fehlte es nicht an gemeinsamem Gesang von Volksliedern.

Helene blieb ihrem bisherigen Verhalten getreu, und wich jeder Annäherung Wilhelm's beharrlich aus. Sie schien großes Wohlgefallen an Herrn von Hungerow zu finden, der unerschöpflich war, immer neue Vergnügungen vorzuschlagen und, indem er der Gesellschaft mit gutem Beispiel voranging, recht läppisch wurde.

Wilhelm war in hohem Grade mißmuthig gestimmt. Er zürnte ernstlich Helenen, und konnte doch nicht von dem Gedanken lassen, daß ihrem Verhalten ein Mißverständniß zu Grunde liegen müsse, und nach einem offenen Gespräch mit ihr zu verlangen. Auch blieb der Frühlingstag nicht ohne Einfluß auf

ihn, und Erinnerungen tauchten in ihm auf, an die er lange nicht gedacht. An solchen Tagen war er sonst als Knabe mit Gretchen durch die heimischen Fluren geschritten, hatte sich an dem frischen, sprossenden Grün, dem klaren durchsichtigen Wasser in den Gräben, dem schönen zarten Blau des Himmels geweidet und mit Entzücken dem Chor der Lerchen gelauscht. Wie schwollen da ihre Herzen und dehnten sich aus. Ihnen war so sehnsüchtig zu Muthe gewesen, und sie hatten nicht gewußt warum; so kummervoll, und sie hatten nicht gewußt worüber. Lieder ohne Worte hatten ihre Seelen erfüllt; sie drückten sich still die Hände und gingen schweigend nebeneinander her, und obgleich sie oft kein Wort zu einander gesprochen, so hätte doch das Eine nicht ohne das Andere sein mögen — um keinen Preis. Er machte sich Vorwürfe, daß er nur so selten, so flüchtig nach Hause geschrieben, er hatte das drückende Gefühl, daß in seinem Verhältniß zu den Seinen nicht Alles in Ordnung sei, und empfand schmerzlich die tiefe Kluft, die zwischen ihnen und ihm gähnte. Und wenn er sich auch sagte, daß das nicht anders sein könne, daß er, der Welterfahrne, der auf der Höhe der Zeit Stehende, anders denken und fühlen müsse, als ein alter Landgeistlicher und ein junges Mädchen, das nie über Mitau und Riga hinausgekommen, daß es ein moralischer Selbstmord, leibhaftiger Wahnwitz wäre, wenn er auch nur den Versuch machen wollte, sich aus Liebe zu den Seinen, in die alten Bande und Vorurtheile wieder gefangen zu geben — ein Gefühl der Reue ließ ihn nicht los.

Solche Augenblicke des Kummers, des Sichalleinfühlens sind in der Regel zugleich die einzigen, in denen ein lebhafter junger Mensch in Wilhelm's Jahren ernsthaft an die eigene Zukunft denkt. Unerwartet, er wußte selbst nicht woher, tauchten in ihm plötzlich Zweifel darüber auf, ob er denn wirklich den Beruf zu einem Luther der Neuzeit habe, ob ein Mensch mit seinen Ansichten überhaupt Geistlicher werden könne und dürfe. Hatte er nicht am Ende seine Studienjahre vollständig verloren; war seine Beschäftigung mit der Politik, mit der socialen Frage nicht thöricht, seine Hoffnungen nicht Hirngespinste eines müßigen Träumers?

Waren nicht gar jene Studenten in abgeschabten schwarzen Röcken, mit den geflickten Stiefeln, die den ganzen Tag im Colleg und den Abend bei der Studierlampe verbrachten, am Ende vernünftiger, besser und edler als er, trotzdem, daß er sie so tief verachtete, sich nach der neuesten Mode kleidete, Lackstiefel und feine Wäsche und weiche Handschuhe trug. Werden es diese

Kellerwürmer, wie er sie nannte, diese Eulen, die nie die Zeitung lesen und nicht wußten, ob Virchow conservativ oder liberal — es nicht ein Mal weiter bringen im Leben, als er mit seinen hochfliegenden Plänen, ihrem Vaterlande, der Menschheit mehr nützen, als er mit seinem „Blick in's Weite," seinen „Studien im Großen?"

Junge und leichtsinnige Leute machen es in solchen Augenblicken, wo ihnen die Zukunft drohend und unheilverkündend in's Auge blickt, wie Kinder und Feiglinge in der Stunde der Gefahr: sie schließen die Augen und glauben: „der Stoß des Messers gehe fehl, weil sie es nicht sehen!"

Mit einer gewaltigen Anstrengung unterbrach Wilhelm die Gedankenreihe und wandte sich einer andern Erinnerung zu.

Er gedachte jener Landparthie, die er damals von Flußau aus mitgemacht. Damals war ihm auch so wehe um's Herz gewesen und er hatte sich den Tod gewünscht in jugendlicher, trotziger Ungeduld. Damals war es gewesen, wo ihn Mathilde zuerst geküßt. Er wollte sich gern an dieser Erinnerung recht weiden, sich die kleinsten Detail's vor die Seele rufen, aber es ging heute nicht, und er erschrak lebhaft, als er bemerkte, daß er in seinem Phantasiegemälde nicht Mathilde, sondern Helene umarmte.

„Nun, Herr Wolfschild warum so still? fragte ihn in dem Augenblick der Justizrath, indem er neben Wilhelm Platz nahm. Sie sitzen ja da, wie weilend Archimedes. Gegen welche Mauern erfinden Sie Sturmböcke. Darf man ihre Zirkel stören?"

„Ach Herr Justizrath," erwiederte Wilhelm, „ich wünschte, ich wäre Archimedes, und Sie ein römischer Soldat und schlügen mich todt!"

Der Justizrath lachte laut auf: „Ne, Männeken, rief er, (er sprach, wie gesagt, gern den ihm ungeläufigen Berliner Volksdialekt) ne, Männeken, daraus wird nischt. Dat jeht janz un jar nicht an, denn da müßten Sie mir ja erscht auf den Kopf schlagen! — Sie Schalk! Thuen Sie Buße darüber, daß sie Fräulein L...... so völlig den Kopf verdreht, daß er, wie eine Magnetnadel immer nach Norden, nach Kurland zeigt."

„Ich wünschte, ich hätte ihr nicht nur den Kopf, sondern auch den Hals verdreht," erwiederte Wilhelm ungalant.

„Pfui, wer wird so verdrießlich sein. Hörten Sie das Räthsel, das Frau von B..... vorhin erzählte?"

Wilhelm schüttelte den Kopf.

„Ach das ist prächtig! das müssen Sie hören: Zu einer Nonne kam sehr häufig ein junger Mann. Die Aebtissin, der das auffiel, fragte sie daher: wer er sei und in welchen Beziehungen er zu ihr stehe. „Er ist mein Verwandter," antwortete sie. Nach dem Verwandtschaftsgrade befragt, erwiederte sie: „Seine Mutter war meiner Mutter einzige Tochter." Nun, was meinen Sie? Wie war er mit ihr verwandt?"

„Da von einer Nonne die Rede ist," erwiederte Wilhelm, — der durchaus nicht aufgelegt war, Räthsel zu lösen und Anekdoten zu hören — „so wird es wohl ihr Kind gewesen sein."

Der Justizrath lachte wiederum hell auf. „Hören Sie mal," sagte er, „Sie haben eine Art, den Nagel auf den Kopf zu treffen, die wirklich ganz charmant ist. Können noch einmal eine nette Pflanze werden, gewiß, das können Sie!"

„Ich hoffe zu Gott, eine Nessel!"

Neues Gelächter. „Eine Nessel? Ein köstlicher Einfall! Warum gerade eine Nessel?"

„Es soll sich Jemand an mir die Finger verbrennen!"

Er sagte das, während seine Blicke auf Helene und Herrn von Hungerow ruhten, die in einiger Entfernung von der Gesellschaft in lebhaftem Gespräch anf und ab gingen, und, wie es schien, vom ihm sprachen, wenigstens sahen Beide von Zeit zu Zeit zu ihm herüber. War es Einbildung oder sah er richtig, genug, ihm schien es, als ob ein spöttisches Lächeln um die Lippen des Lieutenants spielte, und er beschloß sofort, ihn zum Sündenbock zu machen.

„Apropos, dabei fällt mir die Geschichte ein, die der L....... — der Justizrath nannte den Namen einer berühmten Sängerin — neuerdings passirt." Und nun kam die Geschichte.

Als es dunkel wurde, tanzte man im Saal der Restauration. Wilhelm tanzte auch und stellte sich in einer Pause neben Herrn von Hungerow. Er setzte sich das Lorgnon auf die Nase und begann seinen Nachbar zu fixiren. Diesem, der es bemerkte, schien am Streit nichts gelegen zu sein, wenigstens sah er nach der anderen Seite und wechselte endlich seinen Platz. Nach

einigen Augenblicke war Wilhelm wieder an seiner Seite. „Fürchten Sie sich nicht, junger Mann," redete er ihn spöttisch an, „ich werde Ihnen nichts thun."

Dem Lieutenant stieg das Blut in's Gesicht. „Was wollen Sie von mir?" fragte er heftig.

„Ich suche etwas, was, wie ich zu fürchten beginne, bei Ihnen nicht zu haben ist. Ich meine: Courage!"

„Mein Herr, Sie sind ein Unverschämter!"

„Nun Gottlob, endlich!"

Sie tauschten ihre Karten aus, schrieben sich ihre Adressen auf und trennten sich, ohne daß einer der Anwesenden etwas von ihrem leise geführten Gespräch gehört hätte.

Wilhelm athmete auf. Mit einem Schlage war er wieder der leichtsinnige Lebemann, hatte er sich die unangenehmen Gefühle, die ihn bewegt, vom Leibe geschafft und die alte Suffisance wieder. Als er eine Contredanse mit Helene tanzte, sah sie ihn erstaunt an: er fragte mit keiner Sylbe nach der Ursache ihres veränderten Benehmens und führte mit ihr eine lebhafte und geistreiche Conversation über die nichtigsten Dinge der Welt, wie mit einer fremden Dame. Uebrigens ging sie nach einigem Besinnen auf diesen Ton ein, antwortete ebenso, ja, als Wilhelm während des Tanzes ihre Hand zärtlich drückte, erwiederte sie den Druck. Endlich führte er sie zu Tische und des Lachens und Neckens war kein Ende zwischen ihnen.

„Scheinen sich wieder vertragen zu haben. Charmant!" dachte der Justizrath, der die Entfremdung zwischen Wilhelm und seiner Frau bemerkt und unangenehm empfunden hatte.

Spät Abends fuhr Wilhelm im Wagen des Justizraths zur Stadt zurück und war liebenswürdiger und amüsanter denn je. Er erzählte die lustigsten Geschichten und wehe dem, dessen Name an diesem Abend über seine Lippen kam; es blieb kein gutes Haar an ihm.

Als sie vor Wilhelms Wohnung hielten, um ihn abzusetzen, sagte der Justizrath:

„Das war ein prächtiger Tag heute!"

Wilhelm war ausgestiegen und der Schein der Straßenlaterne fiel ihm hell in's Gesicht, das einen kecken, verwegenen Ausdruck zeigte.

„Ja," sagte er. „Ein schöner und nützlicher Tag!"

„In wie fern war er nützlich?" fragte der Justizrath.

„Weil er mich von einer Illusion befreit hat," erwiederte Wilhelm lachend, „und unser Ziel doch das große Nirwana ist, welches nachbleibt, wenn das Motto des Lebensbuches: „Illusions perdues" heißt!"

Der Kutscher fuhr zu.

Ein altes Band löſ't sich.

Als Wilhelm am andern Morgen erwachte, öffnete er nicht gleich die Augen. Er blieb unbeweglich liegen und ließ die Ereignisse des gestrigen Tages vor seinem geistigen Auge Revue passiren. Er stützte seinen Arm auf das Kissen und dachte daran, wie seine jetzigen Erlebnisse denen vor drei Jahren so ähnlich seien, und wie sie doch so verschieden, und er freute sich darüber. Dieses Mal war er sicher davor, daß nicht wieder sein Vater dazwischen treten würde; der war weit entfernt und wußte Nichts.

„Ich bin ein Thor gewesen, bisher," philosophirte Wilhelm in frivoler Stimmung. „Immer und immer glaubte ich an die Menschen, an das Gute, Edle. Ich will es nicht mehr sein. Ich will meine Plane nicht aufgeben, will, nach wie vor, meine beste, 'ganze Kraft der Menschheit weihen, aber ich will nicht mehr an die Güte des Einzelnen glauben. Ich will ihn auch nicht mehr schonen. Ich liebe Helene und sie — nun, sie liebt jeden jungen Mann. Sie ist eine Kokette. Wird es Mathilde wehe thun, wenn ich ein Verhältniß mit Helene anknüpfe? Nein, denn sie wird Nichts davon erfahren. Wird es des Justizraths Ehre kränken? Nein, denn das, wovon wir weder selbst wissen, noch die Gesellschaft weiß, kann der gesellschaftlichen Ehre keinen Abbruch thun. Verletze ich dadurch die Gesetze der Sittlichkeit? Nein! Ich würde der Sittlichkeit zu nahe treten, ich würde unsittlich handeln, wenn ich eine Ehe zerstörte; aber ist denn das Band, das den Justiz-

rath mit Helene verbindet, wirklich eine Ehe? Macht denn das eine Ehe, daß ein Pfaffe seinen Segen über ein Paar Menschen aussprach?"

So sann er. Die Sonne schien freundlich in's Zimmer und beleuchtete hell die Nippsachen auf Wilhelm's Schreibtisch. Von der Straße drang der Lärm vorüberrollender Wagen herauf, drüben auf dem Posthof bliesen die davonfahrenden Postillone ihr: „Muß ich schon wieder ... raus, muß ich schon wieder raus." Wilhelm's Kanarienvögel schmetterten ihre hellsten Lieder, während sein zahmer Dompfaff auf dem Fensterbrett hin und her hüpfte, dazwischen das Köpfchen auf die Seite neigte und sein melodisches: „Ach, wie wär's möglich dann, daß ich dich lassen kann!" pfiff.

Im Zimmer nebenan saß Paul an seinem Schreibtisch und schrieb. Wilhelm hörte durch die offenstehende Thür deutlich das Geräusch, das seine Feder machte, während sie über das Papier hinfuhr. Nach einiger Zeit stand Paul auf und kam leise in Wilhelm's Zimmer. Er hatte etwas holen wollen und wollte sich eben wieder entfernen, als er bemerkte, daß Wilhelm erwacht war.

„Bist Du schon auf?" sagte er. „Nun, wie fiel die Parthie aus?"

„Ganz angenehm."

Paul setzte sich auf den Rand von Wilhelm's Bett und schien zu erwarten, daß derselbe ihm Dieses und Jenes erzählen würde, aber Wilhelm schwieg.

„Hast Du Verdruß gehabt, Willi?"

„Nein, durchaus nicht. Du könntest mir einen rechten Gefallen thun. Willst Du?"

„Natürlich, was ist es?"

„Ich habe gestern Händel gehabt mit einem Lieutenant. Hungerow heißt der Mensch. Willst Du mir helfen, die Sache zum Austrag bringen?"

„Gewiß. Aber erzähle doch. Was hattet Ihr mit einander?"

„Gar nichts. Mir mißfiel des Burschen freche Physiognomie und ich beabsichtige ihn niederzuschießen."

„So! Hm! Aber nun Scherz bei Seite: „Was hattet Ihr mit einander? Ich muß das doch wissen. Vielleicht läßt sich die Sache noch beilegen."

„Ich versichere Dir, daß wir weiter nichts mit einander hatten, als daß mir das Subjekt zuwider war."

„Schön. Wie kam es denn aber zur Forderung?"

„Auf die einfachste Weise von der Welt. Ich äußerte die Muthmaßung, daß er ein Feigling sei, und darauf hin forderte er mich."

„Und Du hast ihn wirklich ganz ohne Grund beleidigt?"

„Ganz ohne Grund, wenn Du das nicht als Grund gelten lassen willst, daß er mir mißfiel."

„Dann kann ich nicht Dein Secundant sein!"

„Wie, Du willst mich im Stich lassen?"

„Wenn Dn Dich selbst im Stich läßt — ja!"

„Ich soll in einem solchen Fall Hülfe suchen bei einem Fremden, mit Umgehung meines Bruders?"

„Dein Bruder müßte nicht Dein Bruder, sondern Dein Feind sein, wenn er Dich in einem solchen Falle unterstützte."

„Was ist denn das für ein so ungeheurer Fall. Was liegt am Leben eines Lieutenants?"

„Wilhelm, Du sprichst ruchlos. Du treibst den Scherz gar zu weit!"

„Ich versichere es Dir, daß ich durchaus nicht scherze."

„Dann weiß ich Dir anf Deine Frage nur das Eine zu erwiedern, daß ein Lieutenant auch ein Mensch ist."

„Pah! ein Mensch! Zwei Beine machen keinen Menschen, und ein Schnurrbart und eine schlanke Taille auch nicht. Also kurz und bündig: Willst Dn mir secundiren oder nicht?"

„Kurz und bündig: Ich will Dir nicht secundiren."

„Würdest Du Dich selbst nie schießen?"

Paul sann einen Augenblick nach. „Ich will Deine Frage nicht unbedingt verneinen," antwortete er, „aber jedenfalls nur in den alleräußersten Fällen. Secundiren aber würde ich auch unter minder wichtigen Umständen, nur dürfte die Veranlassung zum Duell nie vom Zaun gebrochen, nie frivol sein, denn ich habe einen zu hohen Begriff von meiner Pflicht als Mensch und Bürger, um auch nur zur Ausführung behülflich zu sein, wo mit dem höchsten Gute, dem Menschenleben, ein solch leichtfertiges Spiel getrieben wird."

„Du legst Deine Worte sehr wenig auf die Wagschale."

„Ich denke, das habe ich Dir gegenüber auch nicht nöthig."

„Warum nicht?"

„Weil," erwiederte Paul, dem das Blut zu Kopf stieg, „weil wir, wie ich denke, Freunde sind."

„Das scheint mir in dem Augenblick, da Du mir den einfachsten Freundesdienst abschlägst, eine wenig passende Bemerkung zu sein."

„Höre, Wilhelm, der Ton, in dem soeben Du zu mir sprichst, ist mir so neu, daß ich mich weder gleich darin finden kann, noch auch darin finden will. Habe ich Dich vielleicht auch anderweitig unwissentlich verletzt, oder zürnst Du dem Freunde nur deshalb, weil er sich weigert, seine Hand zu etwas zu bieten, das er für offenbares Unrecht hält?"

„Nur deshalb, womit indessen nicht gesagt sein soll, daß mir nicht überhaupt der väterliche Ton sehr lästig fiele, in dem Du Dir von Zeit zu Zeit erlaubst, zu mir zu reden. Ich bin kein Kind, und Du nicht mein Vater."

Paul machte eine Bewegung, als ob er gehen wollte. Er beherrschte sich aber und blieb.

„Eben weil wir keine Kinder sind, Wilhelm, solltest Du auch nicht so — vorschnell reden. Wenn Dir der Ton mißfiel, in dem ich in der letzten Zeit einige Mal zu Dir geredet, so geschah das nicht, weil er nach der väterlichen Autorität schmeckte, sondern weil er bittere Pillen der Wahrheit enthielt. Ein Freund blos für das Billard und das Parquet zu sein, dazu bin ich zu stolz, und ich hoffe, das hast Du auch nie von mir erwartet. Laß mich ausreden" — fuhr er fort, als Wilhelm ihn unterbrechen wollte. „Ich will nachher auch Deine Erwiederung ruhig anhören. Ich habe Dir allerdings in der letzten Zeit öfters Vorwürfe gemacht, und ich kann sie leider nicht zurücknehmen. Ich werfe Dir nicht das Festhalten der Ansichten vor, die auch ich nur zu lange gehegt und die ich theilweise selbst in Dir gepflegt und befestigt; auch tadle ich nicht Dein Verbleiben in unseren bisherigen Kreisen, obgleich es mir hohe Zeit scheint, zu zeigen, daß wir von anderem Metall, als „die Winter und Veit," und daß wir wohl eine Zeit lang ihr fades Treiben mitmachen, nicht aber ewig Geck und Kannengießer bleiben können: Deinen Leichtsinn werfe ich Dir vor, Deinen grenzenlosen Leichtsinn! — Drei Jahre hast Du nun so verbracht, ohne irgend etwas Positives gearbeitet, ohne Dir irgend welche Kenntnisse für's spätere Leben erworben zu

haben. Seit drei Jahren bist Du Theologe, obgleich Du Dir seit eben so langer Zeit sagen mußt, daß Du dazu durchaus nicht geeignet. So kann es doch unmöglich fortgehen. Du sagst: „ich will das Gute," aber wenn wir ein gewisses Alter erreicht haben, so ist's damit nicht genug, wir müssen auch sagen können: Welches Gute wir wollen! — Ein Mal wird dieses Leben doch aufhören müssen, und Dein greiser Vater, der Nichts davon weiß, daß Du nur auf der Studentenliste Theologe bist, wird Dich heimrufen an seine Seite. Du wirst ihm die Augen öffnen über Deinen Zustand, und wie ich ihn kenne, wird er sich mit brechendem Herzen darein fügen. „Nun wohlan! Was hast Du also in Berlin getrieben, während ich glaubte, Du studirtest Theologie? Wie hast Du die schönsten, fruchtbringendsten Jahre Deines Lebens benutzt? Wie denkst Du dem Lande zu nützen? Mit einem Wort, was willst Du werden?" — Willst Du ihm dann antworten: „Ich habe gelernt: comme il faut sein, und will Mathildens Mann und ein reicher Gutsbesitzer werden, meine Verwalter wirthschaften und meine socialistischen Ansichten Theorien bleiben lassen." — Zürne mir, Wilhelm, aber Hand auf's Herz, so wird Deine Antwort ausfallen, wenn Du Dich nicht noch in der letzten Stunde auf Dich selbst besinnst. Verwirf meine Worte nicht, weil sie von einem Altersgenossen herrühren. Denke, es sei die Stimme Deines Gewissens, die zu Dir spricht. Nochmals, Wilhelm, ich denke, indem ich also offen zu Dir spreche, erfülle ich nur, was Du stets von mir erwartet. Und nun rede, ich will Dich ruhig anhören, und ich will es Dir nicht übel nehmen, wenn Deine Leidenschaftlichkeit Dich Manches sagen läßt, was Du bei ruhiger Besinnung unterdrücktest."

„Meine Antwort," erwiederte Wilhelm, der während Paul's Rede roth und bleich geworden war, — mit vor Aufregung zitternder Stimme, — „meine Antwort wird kürzer sein, als Deine Rede. Du erfüllst nicht, was ich immer und zu allen Zeiten von Dir erwartet, sondern Du saalbaderst mir vor, wie ein altes Weib. Und nun will ich Dir nicht weiter lästig fallen, erbitte mir aber auch meinerseits, daß Du mich künftig mit Deinen Gardinenpredigten verschonst. Gott sei es geklagt, aber Winter hatte Recht, als er Dich neulich einen Reactionär nannte."

„Ja, das weiß Gott, das ich Winter gegenüber ein Reactionär bin. Der Mann hat viel an uns verschuldet, Wilhelm, und es ist leider noch nicht das Schlimmste, was er uns gethan, daß er Dich mir entfremdet."

Mit diesen Worten verließ Paul das Zimmer. — Wilhelm sprang auf und kleidete sich an. Dann ging er zu Winter. Er wußte genau, daß der gestrige Abend einen Wendepunkt in seinem Leben bilden werde, und nicht zum Guten. Er wußte, daß er im Begriff war, aus einem guten, wenn auch sehr leichtsinnigen, ein schlechter Mensch zu werden, und er wunderte sich, daß er so wenig darüber erschrak, daß ihm so gleichmüthig dabei zu Muthe war. Er hatte aus Paul's Worten nichts herausgehört, als was seine Eitelkeit verletzte, und mit den Worten: „Er war immer ein Philister," hielt er sich alles fernere Nachdenken über Paul's Vorwürfe vom Leibe.

Er fand Winter am Schreibtisch. Dieser hatte eben eine jener Correspondenzen verfaßt, wie sie damals Mode waren, in denen die conservativen Staatsmänner und Beamten auf das Unverschämteste in ihrem Privatleben, wie in ihrer Wirksamkeit verleumdet wurden, und in denen man dann noch den Angegriffenen gewaltthätige, niedrige Absichten unterschob, — die Arbeit war recht boshaft nnd amüsant ausgefallen. Er hatte ein sehr feines Gefühl für die Bedürfnisse des Publikums, und er war überzeugt, daß seine Correspondenz „ziehen" würde. Er war daher in ser vergnügter Stimmung.

„Guten Morgen," rief er aufspringend Wilhelm entgegen. „Hat Dich Deine Holdselige gestern so wenig aufgeregt, daß Du heute schon so früh aus den Federn sein kannst. Nun, wie weit bist Du mit ihr in Eurem Freundschaftsspiel?"

Nach Art eitler junger Leute hatte auch Wilhelm es für nöthig gehalten, sich in seinem Kreise für schlechter zu geben, als er war, und mit manchen Dingen zu prahlen, vor denen ihn der Einfluß des guten, im väterlichen Hause herrschenden Ton's, wie seine Neigung zu Mathilde, bisher noch bewahrte. So hatte er es denn auch, wenn nicht provocirt, so doch geschehen lassen, daß man sein Verhältniß zu Helene, das bald bemerkt worden war, von einer sehr frivolen Seite auffaßte, und er hatte, wenig auf seinen, wie auf Helenen's Ruf bedacht, Neckereien mit jenem unverschämten und zweideutigen Lächeln zurückgewiesen, das sagen soll: „Nun, warum soll ich's denn gerade mit Worten aussprechen, ihr wißt es ja doch!"

„Meine Holdselige," erwiederte er daher lächelnd, „war aufregend genug, und Du weißt, es giebt nichts Schöneres, als Versöhnung feiern."

„Was, Ihr Glücklichen? Hattet Ihr Euch entzweit?"

„So viel, als eben nöthig war, um sich wieder zu vertragen. Es ist ein prächtiges Weib."

„Hm, Ja! Du hast Glück, Wilhelm. Unverschämtes Glück! Wenn Du ihrer einmal überdrüßig bist, kannst Du mich bei ihr einführen."

„Schön, das verspreche ich Dir. Ich hoffe aber, Du wirst lange warten müssen. Ja, weshalb kam ich doch zu Dir? Richtig, Du mußt mir secundiren."

„Was? Willst Du dem Justizrath die Hörner vom Kopfe schießen, die Du ihm selbst aufgesetzt? Sei kein Narr, was fängst Du mit einer Wittwe an?"

„Das wüßte ich in der That nicht. Nein, ich will auch nicht dem Buschwächter an's Leben, der mir mein Reh hütet und dem ich dafür ein Dutzend Jahrgänge des Anekdotenjäger schenken will, sondern einem Wilddieb."

„Recht so! In der Liebe ist der Dritte vom Uebel. Das wußte schon Moses. Wer ist denn der Tollkühne, der es wagt, mit dem „beau Courlandais" in die Schranken zu treten? Das kann ja wahrhaftig nur Adonis in Person sein."

„Ich habe mein Bißchen Mythologie zu sehr vergessen, um noch zu wissen, ob Adonis ein Sohn des Mars war. Mein Nebenbuhler wäre dann so eine Art mißgeborenen Bruders von ihm."

„Ah! ein Lieutenant?"

„Ja, ein Lieutenant!"

„Schön. Wie heißt und wo wohnt das Individuum?"

Wilhelm nannte Name und Adresse. „Stelle die Forderung," sagte er, indem er sich eine Cigarre anzündete und das Streichhölzchen langsam ausbrennen ließ, „stelle die Forderung möglichst scharf. Der Kerl muß durchaus aus der Welt."

Winter nickte. „Hör einmal," sagte er, „um auf etwas Anderes zu kommen, in Rußland scheint sich ja allmählich eine ganz verständige Parthei zu bilden. Gestern Abend waren Veit, Itzig und ich bei Wagner und lernten dort zufällig einen jungen Russen kennen, einen ganz charmanten jungen Mann. Er studirt hier Jurisprudenz oder Naturwissenschaften, ich

weiß nicht recht was. Er hat uns viel von Rußland erzählt. Auf den Universitäten muß ja da wirklich ein sehr angeregter Geist herrschen."

„Die Glücklichen," sagte Wilhelm seufzend; „sie tragen dort nicht am Zopf des deutschen Studententhums."

„Aber auf Eure Provinzen ist er schlecht zu sprechen. Wie ein Rohrsperling hat er auf Euch geschimpft, und namentlich auf die Barone, obgleich er selbst einer ist und B ...... heißt."

„Die B ...... sind eine bekannte kurische Familie. Daß er mit unseren Provinzen nicht zufrieden ist, kann ich ihm nicht übel nehmen. Wahrhaftig nicht. Welcher halbwegs Verständige ist denn mit ihnen zufrieden! Also es ist ein gescheidter Mensch?"

„Ja, das jedenfalls, und, wie mir scheint, auch gesinnungstüchtig. Doch Du wirst ihn selbst kennen lernen. Er wollte heute mit uns zu Mittag speisen. Was meinst Du, wenn wir bis dahin Veit und Itzig abholten und eine Promenade machten? Die Luft ist schön."

„Ich bin's zufrieden."

Als die Freunde nach ein Paar Stunden in die Restauration traten, in der sie zu Mittag zu speisen pflegten, fanden sie den Landsmann schon vor. Er hatte ausgesprochen slawische, sehr unschöne Züge, und war sehr nachläßig gekleidet. Als Winter ihn mit Wilhelm bekannt machte, fragte der Letztere: „Sie gehören der kurischen Familie B ...... an?"

„Nein," sagte der Russe in sehr schlechtem Deutsch, das wir hier nicht wiedergeben wollen, „nein, wahrhaftig nicht. Mein Vater war einer von jenen kurischen Hämmeln (er gebrauchte hier das bekannte, im Deutschen nicht wiederzugebende Wortspiel von baran und baron), aber ich nicht. Ich bin ganz Russe. Sie sehen, ich spreche fast gar nicht deutsch."

„Aber Ihr Herr Vater war ein Kurländer?"

„Mein Vater? Ja, der war ein kurländischer Baron. Meine arme Mutter, die er um ihres Geldes Willen geheirathet, (meine Mutter ist sehr reich, schaltete er ein), weiß davon ein Lied zu singen. Mein Vater war so ein verlaufener Deutscher, mein Vater war General. Leider Gottes sind noch viele Generäle in Rußland Deutsche. Namentlich in der Garde."

So vorurtheilsfrei auch Wilhelm war, so war diese Sprache denn doch zu roh, um ihn nicht unangenehm zu berühren.

„Sie scheinen Ihren Herrn Vater nicht gekannt zu haben, da Sie von ihm wie von einem Fremden sprechen?"

„Gewiß habe ich ihn gekannt. Ich habe ihn sehr genau gekannt. Er hat mich oft geprügelt, ehe meine Mutter mich ihm wegnahm. Er war ein kleiner hagerer Mann, hatte große, harte Hände, sprach kein Französisch und hatte immer Baumwolle in den Ohren. Die Deutschen haben immer Baumwolle in den Ohren," setzte er witzig hinzu.

Die Gesellschaft lächelte wohlgefällig.

„Ihr Herr Vater lebt nicht mehr?" fragte Winter.

„Nein, er ist todt. Er hatte gehofft, eine Division zu bekommen, aber ein Anderer erhielt sie, und darüber ärgerte er sich zu Tode. Nun, Sie wissen ja, ein Deutscher der geht für einen höheren „Tschin" durch Feuer und Wasser. Warum soll er nicht vor Aerger sterben? Bei uns in Rußland wird es künftighin noch Manchem so ergehen."

„Sie glauben also, daß künftig die Deutschen nicht mehr avanciren werden?"

„Nein, gewiß nicht. Es wird gar keine Deutsche mehr geben. Bei uns wird es auch heißen, wie in Amerika: „Rußland für die Russen!"

„Sie haben aber doch auch deutsche Provinzen!"

„Was, deutsche Provinzen! Leider Gottes hat man das Bischen Deutsche so gelassen, aber das wird ein Ende nehmen. So wie erst das Volk an's Ruder kommt, dann ist es aus mit den deutschen Provinzen. Dann heißt es: Bist Du ein Russe? Ja? Gut, so bleib'. Nein? Fort, hinaus mit Dir! Da werden wir kurzen Proceß machen."

„Nun, so ganz einfach dürfte das doch auch nicht gehen," meinte Wilhelm.

„Gewiß. Ganz einfach, denn Alles, was nicht Baron ist, wird dann gern Russe werden. Sagen Sie selbst. Wollen Sie nicht lieber ein freier Russe sein, als ein geknechteter Deutscher?"

„Allerdings."

„Nun darum! So werden Alle denken."

„Aber wo ist denn Ihre Freiheit?"

„Oh! die ist vor der Thür. Sehen Sie, Rußland ist das Land der Zukunft. England, Frankreich, Deutschland, die sind Alle überlebt. Sie Alle sind von Partheien zerrissen; überall Ausnutzung der Arbeit durch das Kapital; überall Armuth, Pauperismus. Der Westen hat seine Bedeutung gehabt für die Cultur, es ist wahr, aber für wen hat er gearbeitet? Für uns! — Bei uns in Rußland giebt es keine Conservativen und keine Liberalen, bei uns giebt es nur Bureaukratie und Volk. Bei uns in Rußland giebt es keine Stände, sondern nur Patricier und Plebejer. Jagt man die Patricier fort oder schlägt sie todt, so bleiben nur Plebejer noch. Bei uns in Rußland giebt es kein „arm und reich," oder — wenigstens hat die ungeheure Majorität gleich viel. Jeder hat ein Recht auf Land, auf so viel Land als er braucht, als er bearbeiten kann, und die Gemeinde sorgt dafür, das Gleichgewicht aufrecht zu erhalten. Bei uns in Rußland, mit einem Worte, hat man's nicht mit der Geschichte zu thun. Man beseitigt die Beamten und man hat ein frisches, jugendliches Volk. Ihr Westlinge seid die Römer; wir Slawen sind, was die Germanen waren. Ihr seid schlaff geworden, wir sind frisch geblieben, Ihr geriethet auf Abwege, wir stehen noch am Scheidewege; Ihr seid alt, wir sind jung. Her mit den Bannern Eurer Cultur, die Eure zitternden Hände nicht mehr halten können!"

„Was meinst Du, Wilhelm? Er könnte Recht haben," sagte Winter.

„Denken Viele bei Ihnen so?"

„Die ganze Jugend. Gehen Sie nach Heidelberg, nach Zürich. Alle denken wir so. Nur die alten Generäle müssen Sie natürlich nicht fragen. Aber Alles, was intelligent ist, ohne Ausnahme, denkt so. Wir wollen Alle die Freiheit. Fort mit der Bureaukratie, mit den Gesetzsammlungen. Sie sind nur dazu da, das Einfache zu verwirren. Zur Natur wollen wir zurückkehren, in unserem Zukunftsstaat soll es Nichts geben, was so complicirt wäre, daß der einfache Verstand eines bäuerlichen Aeltesten es nicht entscheiden könnte. O die Natur! Auf die kommt Alles an. Daher, daß man sich von ihr entfernt, rühren alle Uebel. Z. B. die Frauen. Warum soll ein Unterschied sein zwischen Mann und Weib? Warum? frage ich. Ist die Frau kein Mensch? Arbeitet sie nicht? Warum soll sie nicht mitsprechen in der Gemeindeversammlung? Oder die Ehe? Heirathet man sich in der Natur? Muß ein noch rüstiges, starkes, fortpflanzungsfähiges Thier sich mit einem altgewordenen Weibchen begnügen? Nein! Sein gesunder Instinct

sagt ihm: Jag' es fort und nimm Dir ein anderes. Und es thut Recht darau. Sein Vortheil fällt zusammen mit dem Vortheil der Gesammtheit; statt eines schwachen und jämmerlichen wird ein starkes Kind geboren. Warum soll ein dummer Faulpelz jährlich hunderttauseud Rubel Silber haben, und ein geistvoller, fleißiger Mann kaum so viel, um sein Leben zu fristen? Warum? Wo ist da der Grund? Sehen Sie, meine Herren, weil wir mit der Natur gehen, darum sind wir unwiderstehlich. Unsere Feinde bekämpfen uns ganz vergeblich. Wir lachen über sie. Ich z. B. Ich weiß ganz genau, daß ich im schwarzen Buch der geheimen Polizei stehe. Ich weiß es ganz bestimmt. Mein Vetter, der mit einem Gensdarmerieobrist befreundet ist, hat meinen Namen selbst darin gesehen. Ich bin als sehr gefährlich vermerkt, bei meinem Namen - stehen drei Kreuze. Aber ich fürchte mich gar nicht. Ich lache über die geheime Polizei. Ich bitte Sie, meine Herren! Was kann die geheime Polizei gegen die Natur ausrichten?"

Paul, der während des Gespräches hinzugekommen war und dem das verworrene und fade Gewäsch schließlich unerträglich geworden, unterbrach den Redner:

„Ich bin mit den Geheimnissen der geheimen Polizei nicht bekannt, und weiß daher nicht, was ihr Chef gethan, das weiß ich aber, daß wenn ich an seiner Stelle wäre, ich Ihren und Ihrer Gesinnungsgenossen Namen nicht in das Buch der Verdächtigen, sondern in das der Geisteskranken geschrieben hätte!"

Der Russe sprang erzürnt auf. „Wie, mein Herr, Sie wagen es, die ganze russische Nation zu beleidigen? Sie, ein russischer Unterthan?"

„Das nicht. Ich würde vielmehr glauben, die russische Nation zu beleidigen, wenn ich Ihresgleichen nicht beleidigte!"

„Paul, vergiß nicht, daß Du es mit unserem Gast zu thun hast," mischte sich Wilhelm in's Gespräch.

„Schlimm genug für Euch, wenn er Euer Gast ist."

„Findest Du? Er ist nicht nur unser Gast, sondern auch unser Gesinnungsgenosse," sagte Winter.

„Dann lebt wohl," erwiederte Paul heftig, sprang auf und verließ das Zimmer.

„Wer war das?" fragte der Russe. „War er nicht ein Kurländer? Gehörte der Herr nicht zu Ihnen?"

„Bisher allerdings," antwortete Wilhelm. „Von jetzt ab leider nicht mehr. Er ist Reactionär geworden!"

„Ja, die Deutschen sind gewöhnlich servil!"

„Leider ist das allerdings ein Zug, den man nur zu oft an unseren Landsleuten wahrnimmt," bemerkte Veit.

„Ja, wir sind ein Volk von Bedienten," seufzte Itzig.

„Was für eine Frechheit von ihm. Und er ist unser Unterthan. Nun sehen Sie. Können wir solche Leute in Rußland dulden? Nun, Sie sind Freiheitsfreunde. Sagen Sie selbst, kann unter solchen Leuten Freiheit herrschen? — Die Deutschen sind auch sentimental. Sie lieben Alle ihren Fürsten. Wenn ihr Fürst sie schlägt, so küssen sie ihm die Hand und gehen in die Kirche und beten für sein Wohl. Und am Abend bei Mondschein setzen sie sich dann an's Fenster, seufzen über die Tyrannen und klagen ihrer Braut ihr Leid. Die Deutschen sind immer verlobt? Nicht wahr?"

Und so sprach der Mensch fort, und seine „Gesinnungsgenossen" und Gastfreunde hörten ihm wohlgefällig zu und stießen schließlich mit ihm an auf die große Regeneration des Westens durch das frische Slavenblut, auf die künftige Natürlichkeit und die künftigen vereinigten Bauernrepubliken von Europa, denn die Vorurtheilslosen sind auch frei von dem Vorurtheil der nationalen und wahren persönlichen Ehre!

Sturmvögel.

Winter war bei von Hungerow gewesen und hatte die Nachricht gebracht, daß dieser bereit sei, die sehr scharf gestellte Forderung anzunehmen, und nur den Wunsch habe, daß das Duell äußerst geheim gehalten werde, da er aus Gründen, die er nicht angeben könne, nicht in der Lage sei, seine Händel dem Ehrengericht anzuzeigen, und daher die große Verantwortung scheue, der er unterliegen würde, falls etwas von seinem Vorhaben verlautete. Wilhelm war damit zufrieden, und das Rendezvous ward für den nächsten Morgen in der Haasenhaide verabredet.

Am Nachmittag ging Wilhelm zu Helene. Um zu ihrer Wohnung zu gelangeu, mußte er durch den Thiergarten, in dem zahllose Menschen sich des herrlichen Frühlingstages freueten. Auf einem der freien Plätze links vom Brandenburger Thor spielten eine große Anzahl Kinder Ball, und Wilhelm bemerkte, daß der Mittelpunkt, um den sich Alles drehte, ein Student war, dessen Bekanntschaft er im Colleg gemacht, da ihn das Schicksal mehrfach zu seinem Nachbar auserkoren hatte. Es war ein hagerer, bleicher, junger Mann, blond, mit einem ganz bartlosen, schmalen Gesichte und sehr tiefliegenden Augen, unter denen bläuliche breite Kreise hinliefen. Diese, sowie das hektische Roth anf den Wangen und die eingefallene Brust ließen ihm nur ein kurzes Dasein prophezeien. Er war immer sehr einfach, fast ärmlich gekleidet, sprach sehr leise und war sehr gefällig, und so hatte er sich denn auch Wilhelm hier und dort dienstfertig erwiesen; wenn sie sich begegneten, so grüßten sie sich.

Indem Wilhelm über den Platz hinschritt, traf ihn ein Ball, den ein reizender, kleiner Knabe unvorsichtig warf, und er fing den Ball auf. Die Kinder erschraken und liefen Alle zu dem Studenten, den sie rathlos umstanden.

„Sind das Ihre kleinen Verwandten?“ fragte Wilhelm, indem er ihm den Ball überreichte.

„Ich danke Ihnen. Nein. Die Kleinen sind mir ganz fremd. Aber ich spiele gern mit ihnen. Ich bin ein Kinderfreund. Du Kleiner," wandte er sich an den Knaben, dem der Ball gehörte, „wirst Du den Herrn da nicht um Verzeihung bitten?"

„Entschuldige, ich traf Dich im Versehen," sagte der kleine Bursche.

„Und Sie spielen mit Ihnen ganz fremden Kindern?"

„Ja, ich spiele sehr gern. Es sind liebe Geschöpfe, diese Kleinen. So frisch und froh und kräftig." Der Student seufzte.

„Wenn ich Sie nicht störe, so setze ich mich einen Augenblick zu Ihnen. Ich liebe auch Kinder, aber es müssen mir verwandte oder wenigstens bekannte sein."

„Dann lieben Sie also eigentlich nicht die Kinder, sondern Ihre Bekannten und Verwandten."

„Wenn Sie wollen, ja!"

„Ich liebe Alles, was Kind ist. Welch' ein Leben pulsirt in diesen kleinen Wesen. Wie athmet Alles Lebenslust, Lebensmuth. Ein langes Leben steht ihnen noch bevor. Sehen Sie — das Bürschchen da, welches Sie vorhin traf. Wie leuchten seine Augen und wie oft werden sie noch leuchten in diesem prächtigen Glanz, wenn seinem Geist ein großer, edler Gedanke, sein Herz ein zartes Gefühl beleben wird. Ach! es ist so schön zu leben!"

„Sie leben gern?"

„Wie sollte ich nicht. Wer von uns lebt nicht gern? Ich fühle es nur mehr, weil ich weiß, daß ich das schöne Leben nur noch kurze Zeit genießen werde. Und wir erkennen erst den rechten Werth der Güter, wenn wir im Begriff stehen, sie zu verlieren."

„Das Leben ist jedenfalls ein problematisches Gut."

Der Student sah Wilhelm verwundert an.

„Finden Sie das nicht?" fuhr der Letztere fort. „Was liegt daran, ob wir es ein Dutzend Jahre früher oder später aufgeben?"

„Oh, Sie sind sicher, es noch lange zu behalten, darum reden Sie so, oder haben Sie wirklich kein Gefühl für die Freude am Leben? Sehen Sie, wie in üppigem Grün die Pflanze sich dehnend wächst, wie das Thier spielt in überquellender Lust, hören Sie des Kindes übermüthiges Jauchzen. Der

Quell selbst springt lebensfroh an's Licht, in lichter Lebensfreude jubelt die Lerche. Was ist's, das diese Welt so groß, so weit, so hell, so klingend macht, als die Freude am Leben, die Freude an Licht und Luft und an der Hoffnung, sich noch lange ihrer zu erfreuen?"

„Aber wie lange haben wir dieses Gefühl?" warf Wilhelm ein. „Wie oft?"

„Wenn wir uns seiner nicht oft bewußt werden, so ist's unsere Schuld. Es ist unsere Pflicht, unsere schöne Pflicht, uns täglich, stündlich der großen Güte Gottes zu erinnern und an seinen Gaben zu erfreuen, ihm dafür zu danken, daß er sie uns genießen läßt."

„Aber was bietet das Leben Demjenigen, dem die Natur den Sinn für ihre Reize versagte? Oder dem, dem es Nichts brachte, als Krankheit, Mühsal und Noth?"

„Auch er hat Grund zur Freude. Winkt doch auch ihm nach dieses Jammerthales Last und Mühe des Jenseits ewige Seligkeit."

„Aber wenn er nun nicht selig wird?"

„Dann hat er es selbst verschuldet, hat die Gnadenzeit, die Gott ihm gab, unbenutzt gelassen!"

„Aber wie, wenn eine fremde Hand plötzlich und unerwartet seinen Lebensfaden durchschnitt, ehe er daraus eine feste Leiter in's Jenseits machen konnte?"

„Haben Sie Gottes Güte noch so wenig erfahren, daß Sie glauben können, Er ließe uns für Etwas büßen, was wir nicht verschuldet?"

„Ja, ja, Sie mögen Recht haben. Doch es ist spät," fügte Wilhelm, die Uhr hervorizehend, hinzu. „Ich muß gehen. Adieu."

Er fand Helene allein. Sie eilte ihm entgegen und drückte ihm herzlich die Hand.

„Sind Sie böse auf mich, Wilhelm?" fragte sie.

„Nein, Helene! keineswegs. Warum glaubten Sie das?"

„Weil ich mir bewußt war, Ihnen allen Grund dazu gegeben zu haben. Ich muß Ihnen in der letzten Zeit recht kindisch vorgekommen sein; ach Wilhelm! verzeihen Sie mir, wie Sie mir schon so oft verziehen. Ich konnte nicht anders. Sie nennen sich meinen Freund und ich weiß, Sie sind es. Bitte, fragen Sie mich nicht nach der Veranlassung meines Benehmens. Sie

würden mir dadurch sehr wehe thun und ich könnte es Ihnen doch nicht sagen."

Sie sprach in so freundlichem, herzlichem Ton, und dabei doch so traurig, sie sah so lieb und gut und demüthig aus, und war dabei so schön, daß Wilhelm einen festeren Sinn und ein härteres Herz hätte haben müssen, um bei seinen Vorsätzen zu beharren. Er hatte sich nämlich vorgenommen, künftighin Helene gegenüber den Ton festzuhalten, den er an jenem Abend ihr gegenüber angeschlagen und auf den sie so bereitwillig eingegangen war, einen leichtfertigen, frivolen Ton; er wollte in ihr künftighin Nichts sehen, als eine Kokette, und war bereit, mit ihr jenes kokette Liebesspiel zu treiben, in dem ein Paar Menschen sich gegenseitig einzureden suchen, daß sie sich lieben, obgleich Beide wissen, daß ihnen das nicht gelingen wird, daß das Herz des Einen so kalt ist, wie das des Andern.

Aber er hatte die Rechnung ohne sein Blut gemacht, das zu warm in seinen Adern rollte, um nicht aus dem Spiel Ernst zu machen, nnd da er — als er diese Vorsätze faßte — schon wußte, daß er Helene liebte, so waren es todtgeborene Kinder.

„Ich war Ihnen nicht böse, Helene, ich kann Ihnen überhaupt nicht böse sein," sagte er, „aber ich beschwöre Sie, sagen Sie mir, was war es, das zwischen uns lag? Hatte ich Sie ohne mein Wissen beleidigt und wider mein Wollen? Und wenn das der Fall, wie konnten Sie je einen Augenblick daran zweifeln, daß ich, Ihr Freund, nicht beabsichtigte, Sie zu verletzen, wie konnten Sie sich beleidigt fühlen? Hatte ich Ihnen wehe gethan? Sagen Sie mir wodurch, damit ich es künftig nicht wieder thue. Bitte, bitte, fertigen Sie mich nicht so ab!"

„Wilhelm, Sie versprachen mir, mich nicht darnach zu fragen. Ist es hübsch von Ihnen, daß Sie es doch thun?"

„Verzeihen Sie, ich will es nicht wieder thun. Ich will ganz still schweigen und Sie nur bittend ansehen."

„Quälen Sie mich nicht unnütz. Kommen Sie, setzen Sie sich hier neben mich auf das Sopha. Ach Wilhelm! es war eine böse, böse Zeit diese letzten Wochen!"

„Ja, das war sie."

„Und es hat Ihnen wirklich leid gethan unser — wie soll ich sagen — Mißverständniß?"

„Sie kannten die Antwort auf Ihre Frage, noch ehe Sie sie aussprachen.“

„Wir haben neulich Abend recht dummes Zeug gesprochen, recht wie Kinder,“ sagte Helene, schalkhaft lächelnd. „Nun was thut's! Jetzt wissen wir, wie wir mit einander reden würden, wenn wir oberflächliche Salonmenschen wären, und können uns nur um so mehr freuen, daß wir keine sind, und zu einander sprechen, wie Kinder des Geistes. Also zur Versöhnung!“ — Sie reichte Wilhelm die Hand. Er küßte sie stürmisch. Sie erröthete heftig und zog die Hand fort. „Das müssen Sie nicht wieder thun,“ sagte sie, ohne ihn anzusehen, mit zitternder Stimme.

„Warum nicht?“

Sie antwortete nicht.

„Warum nicht, Helene? Warum nicht?!“

„Weil Sie damit ein Feuer entzünden könnten, in dem unser Freundschaftsband verbrennen würde.“

„Mag es lodern, Helene! Fort mit ihm, dann ist es tausendfältig ersetzt!“

Er hatte leidenschaftlich mit beiden Händen Helenen's Arm gefaßt, seine Augen funkelten in flammender Leidenschaft.

„Lassen Sie mich los, Wilhelm,“ bat sie anfangs leise. „Lassen Sie mich los,“ bat sie stürmischer. Sie sprang auf und entwand sich seinen Händen.

„Wilhelm! was haben wir gethan,“ rief sie, indem sie ihr Gesicht mit den Händen bedeckte.

„Nichts, Helene, wahrlich Nichts! Nichts Schlechtes wenigstens.“

„Gehen Sie, Wilhelm. Ach, das war es, was ich fürchtete! Ich bitte Sie,“ rief sie leidenschaftlich, „ich flehe Sie an, bei unserer Freundschaft, bei der gemeinsam verlebten Jugend, bei dem greisen Haupte Ihres Vaters beschwöre ich Sie — gehen Sie, verlassen Sie mich, kommen Sie nie wieder! Was wollen Sie hier? Ich thörichtes Weib vermaß mich, Freundschaft mit Ihnen zu halten, das war thöricht von mir, aber nicht schlecht. Strafen Sie mich nicht dafür, quälen Sie mich nicht, gehen Sie! Sie sehen, ich bin schwach und wehrlos, meine Vernunft, mein Ehrgefühl schweigen, mein Wille will nicht. Gehen Sie, Wilhelm! Denken Sie an

die Ehre meines Mannes, wenn Sie nicht an meine, an die Ihrige denken wollen. Gehen Sie! Denken Sie daran, wie allein ich stehe in der Welt, wie ich Nichts, Nichts habe, das mein ist, als die Selbstachtung. Gehen Sie, Wilhelm, gehen Sie! Gehen Sie!!"

Gellend tönte die Glocke von der Außenthür her.

„Gottlob, mein Mann!" rief Helene und eilte aus dem Zimmer.

In der wildesten Aufregung stand Wilhelm da. Pfeilschnell schoß ihm das Blut zu Herzen, dort hielt es einen Augenblick still — einen Augenblick nur — aber es erschien ihm eine Ewigkeit, und es war eine Ewigkeit, in dem er den grausamen Tod des Erstickens zu sterben glaubte, dann jagte es wieder weiter.

„Verdammt," murmelte er zwischen den Zähnen. „Ein Leben voll Himmelswonne gäbe ich hin, wenn er zehn Minuten später gekommen wäre."

„Was ist Ihnen?" rief der Justizrath, der eben in's Zimmer trat, indem er auf ihn zueilte. „Sie sind krank?"

Das war ein glücklicher Einfall und Wilhelm hatte Geistesgegenwart genug, ihn zu benutzen. Er schloß die Augen und ließ sich in des Justizraths Arme sinken.

„Helene!" rief dieser laut und ängstlich. „Rasch, Helene, Helene!"

„Was ist's?" fragte diese, indem sie herbeilte. Auch der schärfste Beobachter hätte ihrem Gesicht Nichts von der eben gehabten Aufregung angesehen.

„Rasch, Helene! Herr Wolfschild hat einen Anfall. Schicke zum Arzt! Er stirbt uns unter den Händen!"

„Du bist auch unnütz ängstlich," sagte Helene ruhig. „Er ist ohnmächtig geworden, weiter nichts. Es ist heiß hier im Zimmer. Ich will mein Eau de Cologne holen und er wird wieder zu sich kommen." Damit ging sie.

„Das Weib ist hart und kalt wie Eis," murmelte der Justizrath.

„Ich glaube, ganz Berlin könnte um sie her im Sterben liegen, sie würde nicht einen Augenblick aus der Fassung kommen. Armer Junge! Wie er mit einem Mal bleich wird. Wenn ich nur wüßte, wo ich ihn lasse, ich eilte selbst hinüber."

Helene kam mit einem Fläschchen kölnischen Wassers zurück und rieb Wilhelm's Schläfe; dieser hielt es nach einiger Zeit für gerathen, zu erwachen. Ein Gefühl tiefster Scham erfüllte seine ganze Seele, als er den Justizrath neben sich knieen sah und in sein gutes treues Auge blickte, das ihn ängstlich forschend ansah.

„Wie geht es, mein bester Wolfschild?“ fragte der Justizrath. Besser? Ei, das war ja ein ganz verwünschter Anfall! Ist Ihnen das schon einmal passirt? Warten Sie, bleiben Sie noch liegen, Sie müssen ja müde sein.“

Aber Wilhelm sprang mit einem Satz auf. Diese Komödie war ihm unerträglich. Reue und Scham schüttelten ihn wie im Fieber.

„Sie sind sehr gütig, Herr Justizrath,“ rief er, indem er ihm die Hand schüttelte, „sehr, sehr gütig!“

„Ach was da. Ich konnte Sie doch nicht so hinfallen lassen, wie einen gefällten Baum. Ein Glück, daß ich überhaupt noch nach Hause kam. Helene wäre vielleicht längere Zeit fortgeblieben und Sie hätten so dagelegen, ganz allein. Armer Mensch! Sie hätten sterben können.“

„An einer Ohnmacht stirbt man nicht,“ bemerkte Helene kalt.

„Man stirbt allerdings zuweilen an einer Ohnmacht,“ erwiederte der Gatte gereizt. „Es ist sogar nichts Seltenes, daß man an einer Ohnmacht stirbt. Mein Freund, der Geheimrath Talyberg, starb auch an einer Ohnmacht. Du kanntest ihn nicht, er starb vor unserer Verheirathung, aber er starb an einer Ohnmacht. Wir waren an demselben Abend noch zusammen gewesen, hatten einen Schoppen Geisenheimer getrunken. Zu Hause hatte er noch mit seiner Frau geplaudert und sich dann zu Bett gelegt. Am andern Morgen findet ihn der Diener todt.“

„Dann ist er am Schlage gestorben!“

„Nein, Helene, er ist nicht am Schlage gestorben, oder wenigstens er wäre nicht am Schlage gestorben, wie alle Aerzte versicherten, wenn nicht eine Ohnmacht vorhergegangen wäre. Sieh nur, wie das Blut Wolfschild zu Kopfe gestiegen. Warum hätte aus seiner Ohnmacht nicht auch ein Schlag werden können? Ja, ein Herzschlag? Aber sagen Sie, waren Sie sehr lange hier?“

„Herr Wolfschild ist eben erst gekommen. Ich hatte ihn noch nicht gesehen,“ fiel Helene rasch ein.

„Hm! So! Aber wo ist denn der Diener?"

„Ich habe ihn ausgeschickt."

„Ah! Aber nun setzen Sie sich wieder. Wie ist Ihnen?"

Wilhelm, der sich in der größten Aufregung befand, wäre nur zu gern gegangen, aber er fürchtete, daß — da Helene gesagt, er wäre eben erst gekommen — sein Fortgehen Verdacht erwecken könnte. Er blieb und setzte sich.

„Apropos, wie hat Ihnen denn der Herr von Hungerow gefallen? Ein ganz liebenswürdiger junger Mann. Nicht?" fragte der Justizrath.

„Ich kann nicht behaupten, daß er mir besonders sympathisch sei," entgegnete Wilhelm.

„Mir gefällt er außerordentlich," sagte Helene. „Er hat etwas ungemein Gefälliges."

„Ich verstehe nicht, gnädige Frau, wie Ihnen ein so fader Bursche gefallen kann. Auf mich hat kaum je Einer einen platteren Eindruck gemacht, als dieser Mensch, mit seinem albernen Geschnarre. Ist schon jeder preußische Lieutenant eine Karrikatur, so ist dieser es doch in erhöhtem Maße."

„O pfui, Wolfschild!" rief der Justizrath. „Sie sind nicht unpartheiisch. Die Studenten sind alle Zeit geschworene Feinde der Lieutenants. Trüge er nicht den bunten Rock, er würde Ihnen trefflich behagen."

„Und so ritterlich und muthig sieht er aus," meinte Helene.

„Wissen Sie, wovon er mir erzählte? Von seinem Aufenthalt in Kurland. Er ist nehmlich dort gewesen und kennt alle unsere Bekannte. Auch von Mathilde hat er mir viel erzählt. Sie hat ihm aber nicht sonderlich gefallen. Er findet, daß sie doch gar zu wenig äußern Anstand habe. Er machte ihr derbes Wesen trefflich nach!"

Und in der That mußte das sehr komisch gewesen sein, wenigstens lachte Helene noch nachträglich herzlich.

„Ich begreife nicht, gnädige Frau," sagte Wilhelm heftig, „wie Sie darüber lachen können, daß ein Herr, und noch dazu ein solcher, sich unterfängt, eine Dame nachzuahmen. Ich wünschte, er hätte das in meiner Gegenwart gewagt!"

„Nun, vielleicht thut er's noch ein Mal, wenn Sie nächstens mit ihm bei uns zusammentreffen."

„Ah! steht mir das bevor?“

„Gewiß. Er war so freundlich, mir seinen Besuch zu versprechen, und meine Schuld soll es nicht sein, wenn er nicht recht oft bei uns ist.“

„Meine auch nicht,“ sagte Wilhelm höhnisch.

„Nehmen Sie sich in Acht vor ihm,“ rief Helene übermüthig. „Sie werden Ihre Unterhaltungsgabe sehr zusammenhalten müssen, wenn Sie ihm nicht nachstehen wollen. Neulich sprach er von der Melitta in den „Problematischen Naturen.“ Es war prächtig. Denken Sie sich, er verfocht die Ansicht, daß sie eigentlich von vorn herein Oldenburg liebt und Oswald nur gleichsam par dépit. Er suchte das dadurch zu beweisen, daß er behauptete, sie sei in viel zu exclusiven Kreisen erwachsen, um überhaupt einen Bürgerlichen lieben zu können, auch wenn er die äußeren Allüren eines Edelmann's habe. Das ist doch originell.“

Helene gefiel diese Hypothese offenbar außerordentlich. Sie sprach von ihr, wie von etwas äußerst Interessantem, und sie schien eine Aeußerung Wilhelm's darüber zu erwarten. Der sah aber zu Boden und schwieg.

„Das scheint mir denn aber doch eine sehr gewagte Behauptung zu sein,“ nahm der Justizrath jetzt das Gespräch auf. „Wenn Spielhagen selbst Helene durch Oswald besiegt werden läßt, so kann ich durchaus nicht glauben, daß es in seiner Intention lag, Melitta's Liebe nur als Selbstbetrug hinzustellen. Sie macht ja in dem ganzen Buch eigentlich den einzigen einigermaßen tüchtigen und bürgerlichen Eindruck.“

„Nun, ich will nicht mit Dir streiten, aber ich muß nächstens, wenn Herr von Hungerow hier ist, in Eurer Gegenwart das Gespräch darauf bringen. Er spricht so lebhaft, so geistreich und witzig, und ist dabei in der neuen Litteratur so völlig zu Hause, daß es ein hoher Genuß ist, ihm zuzuhören. Ihr wisset, daß ich nicht conservativ bin, ja, daß ich die Conservativen hasse, oder richtiger — verachte; aber das muß ich sagen, trügen sie alle ihre Ansichten mit so glänzender Dialectik vor, wie Herr von Hungerow, ich würde selbst conservativ!“

„Hm, so!“ sagte der Justizrath, dem es immer äußerst fatal war, wenn das Gespräch auf die Politik kam. „So, so. Ja, ja! Die Lieutenants sind alle conservativ. Jawohl, jawohl!“

„Ach, und wie hübsch spricht er über die Religion! Er sprach mit mir von dem Beruf des christlichen Weibes zur Krankenpflege, und er schilderte die heilige Elisabeth als den Typus einer deutschen Frau. Sie glauben gar nicht, Wolfschild, wie sehr ich mich darauf freue, ihn mit Ihnen zusammen zu sehen. Wenn er erst das Vorurtheil, das er gegen Sie hat, wird abgelegt haben, werden Ihre Debatten köstlich interessant sein!"

„Wie kommt der Mann dazu, ein Vorurtheil gegen mich zu haben? Ich habe ihn gestern zum ersten Mal gesehen."

„Oh, ich weiß nicht woher. Es war wohl auch nur ganz vorübergehend. Er fand Ihre Toilette etwas auffallend und dergleichen. Sie sehen, es ist eigentlich nicht einmal ein Vorurtheil zu nennen."

„Wenn Dir wirklich daran liegt, liebe Frau, daß die Herren gute Freunde werden, so hättest Du das nicht erzählen sollen," meinte der Justizrath. „Solche Aeußerungen bringen keine Annäherung zu Wege."

„Ich denke, Wolfschild nimmt mir's nicht übel, daß ich ihn darum bitte, Jemand — der mir sehr gefällt — ein Paar Schritte entgegen zu thun. Nicht wahr?"

„Gewiß nicht, gnädige Frau. Ich verspreche Ihnen, ihm gegenüber Alles zu thun, was mir mein Herz einem Manne gegenüber eingiebt, der Ihnen so sehr gefällt und den Sie künftig häufig in Ihrem Hause sehen wollen." — Sein Mund lächelte, als er diese Worte sprach, aber seine Augen blickten sie an voll unheildrohendem Grimm.

„Was Ihr für höfliche Leute seid," sagte der Justizrath lachend. „Man könnte Euch, wie Ihr da seid, in ein französisches Salonspiel versetzen, und ich wette, das ganze Haus klatschte und schrie „da capo." Ja wahrhaftig! Apropos, da erzählte gestern der Geheimrath L... eine famose Geschichte. Vor ein Paar Jahren führen sie hier im Schauspielhause ein Schiller'sches Stück auf. Nun, die K..... und die P..... spielen hinreißender denn je. K.... heraus! P..... heraus! ruft das ganze Theater. Wie nun der Vorhang eben hinaufgezogen und Alles still wird, ruft eine tiefe Baßstimme: „Hälfte heraus!" — Köstlich! Verstehen Sie? Der Mensch meint die Hälfte aller Schauspieler. Wie gefällt Ihnen das? Ich bitte Sie! „Hälfte heraus!" — Aber wohin wollen Sie schon?"

„Mir ist doch noch nicht ganz wohl. Ich will nach Hause und mich hinlegen." Wilhelm drückte dem Justizrath und Helene die Hand und eilte

hinaus. Auf der Straße, vor dem Eingang in den Vorgarten, hielt er still und sah hinauf. Oben am Fenster erkannte er die Umrisse einer Gestalt. Helene blickte ihm nach.

Der erste Windstoß.

Als Winter, Veit und Itzig am folgenden Morgen in Wilhelm's Wohnung traten, war er schon auf und angekleidet. Wer diese vier Personen gesehen hätte, wie sie so behaglich ihren Kaffee schlürften und den Rauch ihrer Cigarren einsogen, hätte ihnen nicht angesehen, daß sie hier waren, um aller Wahrscheinlichkeit nach wenige Stunden darauf — Mörder resp. Zeugen eines Mordes zu werden. Freilich nur eines jener Morde, den die Gesellschaft, und theilweise auch der Staat, sanctionirt, eines Mordes unter gegenseitiger Einwilligung. Als ob wir einwilligen dürften, unser Leben, das wir uns selbst nicht gegeben, zwecklos auf's Spiel zu setzen, als ob es uns zur Entschuldigung gereichte, daß unser Gegner ebenso frivol ist, als wir! Aber nun, man ist einmal überein gekommen, einen solchen Mord — einen Mord, bei dem es hübsch „gentil" hergeht, nicht für ein Verbrechen, sondern für ein Unglück zu halten, und den Mann, der seinen Gegner höflich grüßte, ehe er ihn niederschoß, nicht zu verabscheuen, sondern zu bedauern. Man thut das, obgleich sich Niemand darüber Illusionen macht, — daß es sich da nicht etwa um eine, wenn auch auf Abwege gerathene religiöse Vorstellung von dem unmittelbaren Eingreifen Gottes handelt, — sondern daß die ganz gemeine Mordlust hinter der eleganten Maske hervorgrinst, wenn sie es überhaupt für nöthig hält, eine solche vorzulegen!

„Hast Du mir Nichts aufzutragen, Wilhelm, für den Fall, daß es schief geht?" fragte Winter.

„Nein, es wird nicht schief gehen. Meine Kugel geht gerade. Ich stehe Dir dafür."

„Sei nicht zu sicher, wir haben über sein Schießen nichts erfahren können. Vielleicht schießt er gut.“

„Mag er schießen wie er will. Er ist mir sicher. In ernsten Fällen habe ich eine Art Instinkt für den Ausgang der Sache, und dieser sagt mir, daß es heute um acht Uhr einen Lieutenant weniger geben wird.“

„Wohin willst Du zielen, Wolfschild?“ fragte Veit.

„In's Dreieck. Das ist der sicherste Schuß.“

„Aber warum nicht lieber nach dem Kopf?“

„Das ist unpraktisch. Einmal bietet er weniger Fläche, dann ist er auch kein so gedecktes Ziel. Beim Schuß auf's Dreieck thut Dir der Kopf die Dienste eines hinter ihm stehenden Baumes.“

„Aber falls er gerade steht?“

„Das wäre schlimm. Warum wird er das thun.“

„Nun, es könnte doch sein.“

„Nun, dann in den Hals.“

„Hör' einmal,“ sagte Itzig. „Das ist gewagt. Halt es lieber mit dem Hüftknochen der linken Seite. Etwas zurückstehen wird er dann doch immer, und dann ist es ein sicherer Schuß.“

„Ja, ist er denn aber tödtlich?“

„Nicht gerade immer, aber in der Regel geht der Verwundete drauf. Und siehst Du. Eigentlich ist es doch auch angenehmer, wenn der Gegner nicht gleich fällt, erst an den Folgen der Verwundung stirbt. Es heißt dann, er wäre selbst unvorsichtig gewesen u. s. w., man kann die Sache leichter vertuschen.“

„Nein, nein! Steht er gerade, so schieße ich nach dem Halse. Er muß gleich todt sein, der Bursche!“

Die drei lächelten wohlgefällig.

„Wo ist denn Paul?“ fragte Winter nach einer Pause.

„Gott weiß! Wir sprachen seit vorgestern nicht mehr mit einander, und ich denke, wir werden uns bald ganz trennen.“

„Das sollte mich für Dich freuen. Apropos, heute Abend müssen wir durchaus zu Wallner. Ich versichre Dich, die kleine Schramm ist in der

neuen Posse köstlich. Der Ton, in dem sie ihr: „Feodor, wie bist Du so furchtbar nett!“ hervorbringt, ist deliciös. Ein charmantes Mädchen, ein ganz allerliebstes Weibchen! Ich versichere Dich, Veit ist ganz verliebt in sie. Der Mensch war Dir gestern wie toll. Wahrhaftig. Hatte ganz den Verstand verloren, wollte durchaus auf die Bühne springen. Siehe, wie er jetzt so unschuldig dasitzt, als könnte er nicht bis drei zählen, aber traue ihm nicht, ich sage Dir, der Mensch ist ein mit Schnee bedeckter Vulkan.“

„Was? bist Du nicht ein Vulkan?“ fragte Winter, indem er seine Hand auf Veit's Bein legte. Veit grinste über das ganze Gesicht.

„Warum soll ich kein Vulkan sein?“ fragte er.

„Höre Veit,“ sagte Wilhelm, „Du solltest wirklich nicht mehr hingehen. Denk' an das Unglück, das daraus entstehen kann. Wenn sie Dich sieht in Deiner Leidenschaft, so entzündet sich ihr Herz am Ende auch noch, und es giebt ein großes Unheil. Helmerding schösse Dich todt, Reusche hielte Dir die Leichenrede und Neumann grübe Dir Dein Grab. Wahrhaftig, es wäre eine tief tragische Geschichte, und das um so mehr, als Du lauter lachende Leidtragende im Gefolge hättest.“

„Reg' Dich nicht auf, Wilhelm, durch den Gedanken an eine solche Möglichkeit,“ warf Winter ein, „Deine Hand könnte sonst wahrhaftig zittern, und Du schießt am Ende, in der Aussicht auf solches Leid, statt Deines Gegners Deinen Arzt todt!“

„Ihr seid mir schöne Freunde,“ meinte Veit. „Vertreiben sich die Zeit damit, sich mein Begräbniß auszumalen. Wird sich was sterben!“

„Du sprichst ja so zuversichtlich, als ob Du der ewige Jude in Person wärest.“

„Oh! daß er ein Jude ist, habe ich ihm schon lange angesehen, Winter, nur die Ewigkeit ist mir neu.“

„Laßt die Juden und die Ewigkeit aus dem Spiel,“ sagte Itzig verdrießlich. „Das Eine ist eine bekannte Sache und das Andere eine Phrase.“

„Schön. Also wir wollen von etwas Ernstem reden. Was haltet Ihr —“

„Von den neuen Sardellchen bei Borchardt?“

„Oh! die sind köstlich!“

„Nein! Ich meinte vom Tode.“

Alle brachen in ein schallendes Gelächter aus.

„Seht doch den Todeskandidaten! Aha! mein Alterchen! Bist Du doch nicht so sicher, wie Du thust!“

„Ich bin ganz sicher! Ich dachte dabei nicht an mich, sondern an Hungerow. Ihr Beide,“ wandte er sich an Veit und Itzig, „seid doch Aerzte. Ihr müßt's wissen. Thut der Tod weh?“

„Je nachdem, wo er hinschlägt. Meint er's gut, will er einem wohl, und trifft seine Sense in's Hirn oder Herz, so kommt man gar nicht zum Nachdenken darüber und da kann von Schmerzen nicht die Rede sein. Macht er's aber langsam, dann muß das Sterben eine ungemüthliche Sache sein.“

„Hast Du Viele sterben sehen, Itzig?“

Der Angeredete zuckte verächtlich mit den Achseln: „Unzählige!“ antwortete er.

„Und wie starben die Meisten? Ruhig? Ich meine in seelischer Beziehung?“

„Bei Weitem die Meisten starben bewußtlos oder völlig gefaßt. Ihr Aberglauben kommt ihnen dabei zu Statten.“

„Hast Du auch von unseren Gesinnungsgenossen Jemand sterben sehen?“

Itzig sann einen Augenblick nach. „Oh ja,“ sagte er. „Zwei von denen, die bei vollem Bewußtsein starben, waren Materialisten. Sie starben Beide kaltblütig. Der Eine von ihnen war selbst Arzt. Er wollte mir durchaus sein Skelett schenken und bat mich, ihn doch als anatomisches Präparat zu verwenden. „Es wäre ihm ein unangenehmer Gedanke,“ sagte er, „da so ganz nutzlos zu verfaulen.“ Der Andere war ein Schulmeister und vertrieb sich seine letzten Stunden damit, Parodien auf Sterbelieder zu dichten. Es war eine lustige Haut. Er hatte die heftigsten Schmerzen und tausend lustige Einfälle.“

„Den Cadaver vom Arzt konntest Du aber natürlich nicht behalten?“

„Nein. Leider nicht; obgleich es Jammerschade war, denn er hatte eine regelrechte Hühnerbrust und die Schwindsucht verlief bei ihm wunderhübsch normal. An einer normalen Schwindsucht gestorbene Leute sind wirklich schwer zu erhalten.“

„Was für religiöse Ansichten der Hungerow wohl haben mag?“ sagte Wilhelm nachdenklich.

„Das kommt von Euren abgeschmackten Todesgesprächen!“ fuhr Winter auf. „Ihr werdet ihn noch ganz weich machen. Mit einem Menschen, der eben im Begriff ist, zum Duell zu fahren, muß man nicht vom Tode reden. Du läßt mir den Lieutenant noch mit einer Armwunde davonkommen! Im Ernst, Wilhelm, Du mußt ihn durchaus gleich todtschießen. Schon um meinetwillen. Ich habe noch nie einen Menschen sterben sehen!“

„Fürchte Nichts,“ sagte Wilhelm grimmig. „Dies Schauspiel soll Dir nicht entgehen.“

„Hört! hielt da nicht der Wagen?“ fragte Veit.

„Ja, er ist da,“ erwiederte Itzig, der an's Fenster getreten war. „Die Uhr ist ein Viertel auf acht! Wir müssen aufbrechen, denn wir haben reichlich eine Dreiviertelstunden-Fahrt vor.“

Alle erhoben sich und griffen nach Hüten und Paletots.

„Prächtiger Junge, der Wolfschild,“ flüsterte Winter Itzig zu. „Es wäre Schade um ihn, wenn ihm Etwas zustieße. Er macht sich charmant. Hast Du Dein Besteck bei Dir?“

„Ja! Höre Wolfschild, laß von Deiner Wirthin ein paar Flaschen mit frischem Wasser füllen und gieb mir ein Paar Handtücher mit. Beides kann in solchen Fällen treffliche Dienste leisten.“

„Sogleich!“

Wilhelm gab die betreffenden Aufträge und nach einigen Minuten brachte die Wirthin, eine äußerst beleibte Frau mit frechen Augen und einem verschlagenen Ausdruck um den Mund — (die Freunde wohnten nicht mehr in der Wohnung, die sie Anfangs bezogen) — das Verlangte.

„Was werden denn die Herren mit den Handtüchern machen?“ fragte die Frau.

„Junge Mädchen fangen und binden!“ gab Veit zur Antwort.

Die Frau lachte hell auf. „Aber mit den Wasserflaschen? Sie werden den armen Dingerchen doch wenigstens nicht zumuthen, Wasser zu trinken, statt Wein?“

„Fürchten Sie das nicht, edle Frau Wiedehopf. Wir wollen ihnen mit dem Wasser nur die Augen auswaschen, falls sie gar zu roth sind vom Weinen über die Trennung.“

„Nun, ich wünsche Ihnen viel Glück zu Ihrem Vorhaben.“

„Tod und Teufel! Schweigen Sie,“ rief Wilhelm zornig, indem er mit dem Fuß stampfte. „Wissen Sie nicht, daß man Jägern kein Glück wünschen darf, wenn sie auf die Jagd geheu?“

Die Frau, die nicht wußte, ob er scherzte oder wirklich böse war, machte ein möglichst dummes Gesicht und verschwand.

„Nun, was ist's?“ fragte sie vor der Thür ihr Gemahl, der Schuster Wiedehopf, der sein Ohr an's Schlüsselloch gelegt und Wilhelm's letzte Worte gehört. „Habe ich nicht Recht? Ich sage Dir, sie wollen sich schießen.“

„I! dummes Zeug,“ gab die Frau zur Antwort. „Dann wären sie ernster. Wie könnten sie dann — wenn sie Jemand umbringen wollten — so lustig sein.“

„Aber ich hörte doch, daß vom Schießen die Rede war.“

„Ne! Da hast Du Dich verhört. Von Jagd war die Rede. Der Veit sagt: „sie gingen auf die Mädchenjagd.“ Gott weiß, was für einen Scherz sie vorhaben!“

Berlin ist unter den Weltstädten diejenige, die am frühesten auf ist. Auch jetzt waren die Straßen schon belebt und erregten in dem gleichgültigen Zuschauer jenes beruhigende Gefühl, das der Anblick belebter Straßen in großen Städten hervorbringt.

Zahlreiche Menschen strömen da an uns vorüber, die wir — obgleich sie vielleicht keine halbe Stunde von uns wohnen, — nicht kennen, die wir in diesem Augenblick zum ersten und zum letzten Mal sehen; ihr Eigenartiges, Individuelles tritt bei dem steten Wechsel der Personen so wenig hervor, daß wir uns selbst als Atom in einem ungeheuren Ganzen vorkommen und unser Leid wie unsere Freude gedämpft werden, denn Beide, Schmerz und Glück, verlieren, sobald wir in ihnen etwas sehen, das der ganzen Menschheit zugetheilt, keiueswegs bloß uns trifft.

„Es ist merkwürdig,“ begann Wilhelm, während die Pferde in raschem Trabe dem Halle'schen Thor zueilten — „wie oft wir uns in müßiger Stunde eine Situation ausmalen, die dann, vielleicht nach langer Zeit, fast Punkt für Punkt so eintrifft, wie wir sie in unserer Phatasie schon erlebt. Geht es Euch auch so?“

„Daß ich nicht wüßte!“ erwiederte Winter.

„Mir geht es allerdings auch so!“ meinte Veit, „und ich glaube, daß das alte Sprüchwort: „Was in der Jugend man wünscht, hat man im Alter die Fülle!“ dieser Beobachtung seinen Ursprung verdankt.“

„Wie kommst Du gerade jetzt darauf?“

„Ich wollte mich einmal auf der Schule schießen und hatte dabei viel von meiner Phantasie zu leiden. Ich hoffe aber, daß für dieses Mal die Zukunft ihrem rückwärts fallenden Schatten nicht gleichen wird!“

„Ich habe von diesem geheimnißvollen Umstande merkwürdige Beispiele erlebt,“ fuhr Veit fort. „Ihr wißt Alle, daß ich vor mehreren Jahren mit meiner Cousine Sophie verlobt war. Meine Cousine ist ein reizendes, gebildetes und kluges Mädchen; ich liebte sie leidenschaftlich, sie erwiederte, wie ich überzeugt bin, meine Neigung, und unsere beiderseitigen Eltern waren mit der Parthie höchst zufrieden. So war denn Alles gut. Schlimm war nur, daß ich mir Sophie, trotz aller Mühe, die ich mir gab, durchaus nicht im Brautschmuck an meiner Seite vorstellen konnte. Und so ist's denn auch nicht dazu gekommen!“

„Nun, und die Moral davon?“ fragte Winter.

„Die Moral davon ist, daß es zwischen Himmel und Erde viele Dinge giebt, von denen unsere Weltweisheit sich Nichts träumen läßt.“

„Ihr sprecht ja wie ein Paar Suprauaturalisten.“

„Durchaus nicht. Warum sollte es nicht möglicher Weise innerhalb der Materie Organe geben, die uns das Zukünftige sehen lassen, wie das Gedächtniß das Vergangene?“

„Sophist!“ rief Itzig. „Sage lieber offen, daß man in unserem Alter schwerlich je ganz und völlig mit dem Aberglauben fertig geworden, und daß auch im Winkel Deines Herzens ein Krümchen Sauerbrot nachgeblieben, auch auf das Fest. Dann werden wir Dir Alle Recht geben.“

Am Eingang in die Hasenhaide fanden sie ihre Gegner schon vor. Herr von Hungerow war in Civil und auch seine Begleiter waren Civilisten, da seine Kameraden nichts von diesem Duell erfahren sollten. Die Herren begrüßten sich, schickten die Wagen nach einer benachbarten Restauration und gingen schweigend in den Wald. Nachdem sie ein geeignetes Plätzchen

gefunden, die Barrieren bestimmt, der Unpartheiische die bekannte Versöhnungskomödie gespielt: „Sowohl aus eigener Ueberzeugung als auch um mich eventuell vor den gesetzlichen Folgen zu schützen u. s. w.," nahmen die Duellanten ihre Plätze ein. Die Barriere betrug nur drei Schritte und sie hatten fünfzehn Minuten Zeit. Der Lieutenant nahm die schräge Positur.

„Schieß' nicht, ehe Du ihn auf dem Korn hast," flüsterte Winter Wilhelm zu, indem er ihm das Pistol reichte.

Wilhelm nickte mit dem Kopf.

„Schießen Sie so rasch als möglich," murmelte in diesem Augenblick v. Hungerow's Secundant neben dem letzteren. „Kommt er zum Zielen, so sind Sie verloren. Sie schießen schlecht und er, wie ich höre, brillant."

„Danke!"

Sobald das Zeichen zum Beginn des Duell's gegeben, ging der Lieutenant bis an die Barriere vor und schoß. Aber er mußte sehr aufgeregt sein, wenigstens zitterte die Mündung seines Pistols als er schoß, und Wilhelm hörte die feindliche Kugel pfeifen: ein Zeichen, daß sie nicht all zu nahe an ihm passirt.

Er blieb stehen und erhob das Pistol langsam bis zur Brusthöhe seines Gegners, der jetzt nur sechs Schritte von ihm entfernt ihm wehrlos gegenüber stand. Er zielte lange; endlich krachte der Schuß und Hungerow brach, wie vom Blitz getroffen, zusammen.

Alle eilten zu ihm. Man richtete ihn auf, aber die tödtliche Blässe, die sein Gesicht bedeckte, wie das brechende Auge zeigten, daß jede Hülfe vergeblich war. Nur die Lippen zuckten noch ein Paar Mal schmerzlich.

„Ich fürchte, meine Herren," sagte Itzig, sich vorbeugend, „Ihrem Freunde ist nicht mehr zu helfen."

„Gieb Dir keine Mühe weiter, Itzig," rief Wilhelm rauh. „Blattschuß — Grabschuß!" Damit wandte er sich um und ging allein davon.

Die Freunde Hungerow's blickten ihm finster nach.

„Meine Herren," begann Winter, „ich glaube, ich handle nicht nur im Interesse meines, sondern auch im Sinn Ihres Freundes, wenn ich Sie bitte, das strengste Schweigen über das Unglück, dessen Zeugen wir eben gewesen, zu beobachten. Ich will Ihnen mit gutem Beispiel voran gehen und gebe hiermit laut und öffentlich mein Ehrenwort, daß durch mich kein Uneingeweihter erfahren soll, was hier vorging." Die Anderen wiederholten dies Gelöbniß.

Winter riß ein Blatt aus seinem Notizbuch, schrieb Namen und Stand des Toden darauf nebst den lokonischen Worten: „gefallen im Duell vor Secundanten und Zeugen," fügte das Datum hinzu und befestigte es am Hemdkragen der rasch erkaltenden Leiche.

Dann gingen Alle auseinander.

„Bemerktest Du den dämonischen Ausdruck in Wolfschild's Gesicht, ehe er schoß," fragte Veit, während er neben Winter herging.

„Gewiß. Und seit ich ihn bemerkte, gab ich keinen Heller mehr für des Lieutenants Leben."

„Glaubtest Du bis dahin, daß er ihn schonen würde?"

„Es erschien mir nicht unmöglich. Er hat mitunter solche thörichte Anwandlungen von sehr unzeitiger Noblesse."

„Aber sahst Du nicht, wohin Wolfschild ging? Wir dürfen ihn heute durchaus nicht allein lassen."

Sie fanden ihn nach einigem Suchen am Ausgange des Wäldchens auf einem umgefallenen Baumstamm sitzend.

„Komm, wir wollen gehen," sagte Winter, indem er seinen Arm nahm. Er sah ihm prüfend in's Gesicht, aber das trug den Ausdruck gleichmüthiger Ruhe. „Sahst Du Dir den Sterbenden an?" fragte Wilhelm. „Nun, was unternehmen wir heute?" fuhr er gleichmüthig fort, während alle vier der Restauration zuschritten, neben der sie ihr Wagen erwartete. „Es ist schönes Wetter. Wie wäre es, wenn wir den heutigen Tag in Potsdam verbrächten? Wenn ich nicht irre, ist heute der Tag, an dem die Wasserwerke in Bewegung gesetzt werden; dann sieht es da hübsch aus."

„Schön. Ich bin's zufrieden. Ihr auch?" meinte Winter, indem er Veit und Itzig fragend ansah.

„Ja, wir auch!" antworteten Beide.

„Sollen wir noch erst bei Dir vorfahren lassen oder fahren wir sogleich auf den Bahnhof?"

„Gleich auf den Bahnhof. Was soll ich zu Hause. Wo Ihr seid, bin ich zu Hause.

In Potsdam spielten allerdings die Wasser und eine bunt geputzte Menschenmenge belebte den weiten Park. Als die jungen Leute oben standen auf der obersten Terrasse und herabsahen auf die große Fontaine, und überall her durch die Bäume die bunten Gewänder der Frauen und Kinder hervor-

schimmerten, da citirte Veit jene prachtvollen Dichterworte: „Vom Eis befreit sind Strom und Bäche!“ — und die wonnigen, lebensfrischen Verse erinnerten Wilhelm an den bleichen Studenten, mit dem er gestern im Thiergarten gesprochen, der so krank ausgesehen und sich doch so sehr der Gesundheit und des Lebens gefreut. Vielleicht wäre Hungerow auch heute hier und blickte hinab auf die Terrassen und die Fontainen und den ergrünenden Park und erfreute sich des hellen Sonnenscheins und der lauen Frühlingsluft.

Durch Wilhelm's Schuld lag er jetzt, entseelt und verlassen, in der wüsten Hasenhaide, und wohl ihm, wenn irgend ein Vagabund — der kein anderes Logis, als das bei Mutter Grün hatte — ihn noch fand und es anzeigte, damit man den fremden todten Mann nach der Morgue brächte, bis ihn die Seinen erkannt! Ob er Verwandte haben mochte? Einen Vater? Eine Mutter? Schwestern? Lebten Sie in Berlin oder in der Provinz? Erfuhren sie den Tod ihres Kindes, Bruders erst durch einen Brief, ein Telegramm?

Eine große Gesellschaft stieg die Terrassen hinan. Es war eine Anzahl eleganter Damen und Herren, darunter mehre Offiziere vom H..'schen Garderegiment. Als sie an den jungen Leuten vorübergingen, blieb eine junge Dame, die eine der letzten war, einen Augenblick stehen, sah Wilhelm scharf an, und eilte dann weiter. Er mochte ihr bekannt erscheinen oder seine blendende Schönheit ihr aufgefallen sein. Wilhelm fuhr heftig zusammen.

„Was ist Dir?“ fragte ihn Winter, der seinen Arm genommen und ihn zucken fühlte.

„Sieh das junge Mädchen da, die Letzte im lila Kleide? Hat es nicht Aehnlichkeit von Hungerow? Es muß seine Schwester sein.“

„Thorheit! Sie gleicht ihm nicht. Komm', Du bist durch den weiten Gang ermüdet. Wollen wir zur Stadt gehen? Du mußt etwas essen. Wenn wir dinirt, nehmen wir eine Droschke und fahren über Pichelswerder und Charlottenburg zurück. Wir kommen dann noch zeitig zu Wallner. Diese Nacht mußt Du durchaus bei mir schlafen. Ich muß Dir ein Paar neue französische Broschüren „über die Arbeiterfrage“ vorlesen. Sie sind außerordentlich scharf gehalten.“

Der Sturm!

„Gehe und genieße Dein jetzt ungestörtes Glück," sagte Winter zu Wilhelm, als er um die Mittagsstunde des folgenden Tages sich vor dem Eingang zu Helenens Wohnung von ihm verabschiedete.

Als Wilhelm ins Vorhaus trat, fiel ihm ein Koffer auf, dessen Deckel eine kleine versilberte Platte mit der Inschrift: Justizrath Lamstedt. Berlin. — trug.

„Verreist der Herr?" fragte er den Diener.

„Ja! Der Herr Justizrath werden gleich nach Tisch auf einige Tage verreisen."

In dem Augenblick kam ihm auch schon der Justizrath entgegen.

„Es ist hübsch, daß Sie kommen, Herr Wolfschild," rief er. „Ich fürchtete schon, mein Briefchen könnte Sie verfehlen und ich Sie vor meiner Abreise nicht mehr sehen. Ich muß nämlich in aller Eile nach B......., wohin mich ein wichtiges Geschäft ruft. Es handelt sich um 150,000 Thaler, fügte er halblaut hinzu, indem er die Augenbrauen in die Höhe zog und den Mund spitzte. „Na! schön, daß Sie gekommen. Wir essen noch zusammen zu Mittag, dann begleiten Sie uns auf den Bahnhof und bringen nachher Helene wieder zurück. Sie müssen sich die Paar Tage über schon von anderen Dingen losmachen und meine Frau zu unterhalten suchen. Ich denke, das wird Ihnen, uns zu Liebe, nicht allzu schwer fallen."

„Hältst Du mich für so unfähig, mich selbst zu unterhalten," fragte Helene, die zu ihnen getreten, „daß Du Wolfschild für mich förmlich wirbst?"

„Nun, daran zweifle ich nicht, aber ich meine, daß zwei sich denn doch immer besser amüsiren, als einer, und ich glaube außerdem, daß ihm durch diese Werbung nicht gerade Gewalt geschieht."

„Und in Letzterem wenigstens, gnädige Frau, hat Ihr Herr Gemahl unbedingt Recht," sagte Wilhelm.

„Das freut mich, und Sie wissen, daß ich das auch immer geglaubt. Mich ärgert nur die Arroganz der Männer, die sich einbilden, daß wir nicht einen Augenblick ohne einen Vertreter ihres Geschlechts leben können."

„Hm? Nun! Ja! Schön. Aber Sie sehen sehr übel aus, Wolfschild. Haben Sie sich noch immer nicht von dem neulichen Unwohlsein erholt? Es ist doch nichts Ernstliches?"

„Nein, durchaus nicht! Ich bin ganz wohl. Wenn ich vielleicht etwas bleicher bin, als gewöhnlich, so kommt das von einer durchwachten Nacht. Wir haben sie gestern dem Bacchus geopfert. Daneben wurde auch lebhaft debattirt, und als wir vom Tisch aufstanden, schien uns die helle Morgensonne in's Gesicht."

„Nun, und worüber haben Sie denn so lebhaft gestritten? Doch was frag' ich noch. Natürlich wieder über die leidige Politik."

„Ungefähr. Ueber die Arbeiterfrage."

Der Justizrath zuckte die Achseln. „Sie müssen viel überflüssige Zeit haben. Ich bitte Sie, wozu führt es, daß ein Jeder über Alles mitspricht. Zu nichts Anderem doch wahrlich, als daß er sein Fach darüber vernachlässigt."

„Nun, wir wollen darüber nicht streiten, darüber denkt jede Generation und jedes Individum verschieden. Ich glaube, daß ein Jeder erst Bürger ist und dann erst Mensch."

„Wie wäre es, wenn Bürger und Mensch sich jetzt zu Tisch setzten," sagte Helene. „Die Suppe ist auf dem Tisch und schmeckt heiß besser als kalt, welcher politischer Ueberzeugung man auch sei."

Damit waren die Gegner einverstanden und folgten Helenens Aufforderung.

„Frau, wo kommt der Champagner her?" fragte der Justizrath, indem er sich setzte.

„Ich habe ihn heraufbringen lassen, damit wir auf Deine glückliche Rückkehr trinken."

„Das war ein verständiger, allerliebster Einfall von Dir, wie Du ihn selten hast. Dafür bekommst Du auch einen Kuß." Und der Justizrath beugte sich zu Helene hinüber, umfaßte und küßte sie.

„Pfui, nicht doch," rief sie sich sträubend, indem sie den Mund wegwandte, so daß er nur die Wange traf. „Laß mich. Du zerdrückst mein Kleid!"

Sie sah während der ganzen Operation Wilhelm an. Es waren feurige Blicke, die ihre großen schwarzen Augen versandten, und — Wilhelm erzitterte.

„Ja, ja, sträube Dich nur," sagte der Justizrath und sah sehr vergnügt aus. „Wenn Sie einmal heirathen, Herr Wolfschild, so müssen Sie sich durch so etwas nicht irre machen lassen. So sind die Frauen, wenn sie uns am liebsten haben, fliehen sie vor uns. Nehmen Sie nicht von dem Mostrich! der ist nicht gut. Johann," wandte er sich an den Diener, „bringe den französischen Mostrich. Ja, ja, die Frauen. So lange man unverheirathet ist, kennt man sie nicht. Wahrhaftig nicht. Man mag noch so viel mit ihnen gelebt haben, man kennt sie nicht. Da schmollen sie mit uns Jahr und Tag, sind verdrüßlich Woche um Woche, und mit einem Mal, ganz unerwartet, zertheilen sich die Wolken, und die Sonne alter Liebe lacht wieder aus Auge und Mund. Und nun," rief er, indem er das Glas ergriff, „wollen wir eine Gesundheit trinken, eine alte, schon unendlich oft ausgebrachte Gesundheit, aber es heißt im Liede: „es ist eine alte Geschichte, doch bleibt sie ewig neu." Also: „Die Frauen leben hoch! hoch! hoch!" Er rief das so laut, als wäre er bei einem großen Diner. Sie stießen an. Wilhelm trank den Wein in vollen Zügen und auch Helene setzte ihren Gatten in Verwunderung.

„Ich hätte es Dir nicht angesehen, daß Du so gut trinken kannst," sagte er. „Sonst nippst Du ja kaum an Deinem Glase. Siehe, so entdecke ich immer neue hübsche Züge an Dir."

Der Wein war leicht und schäumte hoch auf, und das Gespräch der Drei war lebhaft und wurde es immer mehr. Aber ein Beobachter hätte bemerkt, daß eigentlich nur der Justizrath in wahrhaft fröhlicher Stimmung war. Die beiden Andern waren sichtlich aufgeregt und suchten in lebhaftem Gespräch offenbar etwas zu vergessen, sich aus dem Sinn zu schlagen, das sich nicht vergessen, nicht aus dem Sinn schlagen ließ.

„Es ist die höchste Zeit, daß wir fahren," sagte endlich Helene, nach der Uhr blickend. „Du kommst sonst zu spät zum Bahnhof."

„Heute fahr' ich nicht mehr, Helenchen," rief der Justizrath. „Ach was! Heute bleib' ich bei Dir, und wenn ich morgen mit dem Frühzuge abreise, komm ich ja immer noch zeitig hin."

Helene biß sich auf die Lippen. „Das ist reizend," rief sie gleich darauf. „Siehst Du, nun sehe ich, daß Du mich liebst, daß Du auch im Stande bist, Deine langweiligen Geschäfte um meinetwillen etwas zu vernachlässigen. Daß Du das bisher nicht konntest, hat mir immer wehe gethan."

Der Justizrath stutzte. „Was sprach ich da? Ich kann durchaus nicht bleiben. Verzeihe Helene, aber ich muß durchaus noch heute reisen. Ich war vorhin ganz zerstreut. Bedenke Kind, es handelt sich um 150,000 Thaler."

Er sprang rasch auf und eilte in sein Zimmer, wohin ihm Helene folgte. Nach wenigen Minuten saßen alle Drei im Wagen.

„Ja, was wollte ich doch sagen," begann der Justizrath, während der Wagen dem Bahnhof zurollte. „Rathen Sie ein Mal, Wolfschild. Ein Apfel freit um eine Birne und sie giebt ihm einen Korb, indem sie den Namen einer italienischen Stadt ausspricht. Welche war es?"

„Ne apel!"

„Richtig. Aber nun umgekehrt. Sie besinnt sich und giebt die Zusage. Er theilt es einem Freunde mit, indem er den Namen einer spanischen Stadt nennt."

Wilhelm konnte die Auflösung nicht finden.

„Charmant. Habe ich doch endlich Etwas gefunden, was Sie nicht errathen können. „Se vill ia" heißt es."

Und dabei lachte der Justizrath recht behaglich. Nun hielt der Wagen am Bahnhof. Auf dem Perron küßte der Justizrath sein Weib noch recht herzlich, empfahl sie der Obhut Wilhelm's, und wehte noch in fröhlicher Weinlaune, als der Zug den Zurückbleibenden längst nicht mehr sichtbar war, mit seinem Taschentuche aus dem Fenster.

„Dieser junge Mensch übt einen guten Einfluß auf Helene aus," dachte er, indem er sich in die Ecke des Waggons lehnte und die Augen schloß. Ich habe sie lange nicht so häuslich und liebenswürdig gesehen, wie in den letzten

Monaten. Es wäre schön, wenn unser Verhältniß sich noch am Ende zu einer wahren Ehe gestaltete."

Es waren trauliche Bilder, die den Justizrath umgaukelten, während der Zug dahin eilte. Eine schöne Zukunft, die er längst zu den „Illusions perdues" gerechnet, malte ihm die Phantasie vor die Seele, lebendig wurden in ihm die alten idealen Träume seiner Jugend, und er war froh und glücklich.

Als der Zug sich in Bewegung setzte, blieb Helene dicht am Rande des Perrons stehen und sah ihm nach. Die Menschen verließen allmählig den Perron, die Condukteure gingen in ihr Zimmer. Helene stand noch immer unbeweglich da und sah mit großen, weit geöffneten Augen nach der Richtung, in welcher der Zug verschwunden, und Wilhelm störte sie nicht. Er hatte das Gefühl, als ob Alles darauf ankäme, daß sie so stehen blieb, daß die erste Bewegung, die sie machte, ein großes Unglück sein würde für ihn und für sie; als ob dann der schon geborstene Damm völlig zerreißen und die unwiderstehlichen Wogen der Leidenschaft ertränkend, erstickend über sie Beide hereinbrechen müßten.

Endlich wandte sich Helene um. Sie sah ihn nicht an, aber die fahle Blässe, die ihr Gesicht bedeckte, sprach eine verständliche Sprache. Er nahm ihren Arm und er fühlte, wie er heftig zitterte, während sie dem Wagen zugingen.

„Nach Hause!" rief Wilhelm dem Kutscher zu, indem er den Wagenschlag schloß.

Sie sprachen Beide kein Wort während der Fahrt, aber sie athmeten langsam und schwer. Helene hüllte sich dicht in ihren Pelz, obgleich es warm war, und Wilhelm öffnete seinen Paletot, weil es warm war.

Dann hielt der Wagen vor Helenens Wohnung, sie stiegen aus und stiegen schweigend die Treppe hinan. Helene eilte auf den letzten Stufen etwas voraus und schellte heftig. Im Vorzimmer warf sie den Pelz dem Diener zu und eilte rasch in ihr Zimmer. Draußen war mittlerweile der frühe Frühlingsabend hereingebrochen und als Wilhelm an's Fenster trat, sah er, wie rasch eine Laterne nach der andern aufflammte. Er drückte den Kopf an's Fenster und sah starr hinaus auf die Straße. In seinem Innern

tobte eine Welt von wilder Leidenschaft, Reue und Verzweiflung; wie im wildesten Fieber vibrirten seine Nerven und doch hatte er äußerlich etwas Phlegmatisches, und er hatte ein lebhaftes Gefühl davon. Er hatte keinen bestimmten Gedanken, aber eine Menge bunter, wirrer Bilder jagten in fliegender Hast vor seinem Geistesauge vorüber, die Gesichter der Personen waren alle verzerrt und ihre Leiber verkrüppelt, bald lockten sie ihn mit winkender Hand, bald drohten sie ihm mit geballter Faust, und zwischendurch hörte er deutlich, wie die Thurmuhr der Matthäikirche acht schlug. Andere Glocken antworteten, und sie schlugen zusammen den Namen:

„Hun — ge — row! Hun — ge — row!!"

Er strich sich mit der Hand über die Stirn und wandte sich um. Die große Lampe auf dem Tische beschien hell das Zimmer, aber außer ihm befand sich Niemand darin. Er horchte. Es war todtenstill.

„Wir wollen ein Ende machen," murmelte er halblaut, „ein Ende, ein Ende."

Und mit raschem Schritt ging er in Helenens Boudoir. Sie war nicht da. Er öffnete stürmisch die nächste Thür und befand sich in Helenens Schlafgemach. In der Ecke befand sich ein griechisches Heiligenbild und vor ihm verbreitete eine Oellampe einen trüben, matten Schein. Sonst war kein Licht im Zimmer. Vor dem Heiligenbilde stand ein Betpult und an ihm kniete, das Gesicht in den Händen verbergend — Helene. Sie sah sich nicht um nach ihm, als er die Thür aufriß; sie blieb unbeweglich knieen, nur noch ein wenig tiefer senkte sie ihr Haupt.

Ueber Wilhelms Gesicht flog wieder jenes unheimliche, wüste Lächeln, wie in dem Augenblick, da er den wehrlosen Hungerow niederschoß. Mit beiden Armen umschlang er sie und hob sie hoch auf von dem Pulte. Widerstandslos, bewegungslos lag sie in seinen Armen. — —

Es war spät, als Wilhelm das Haus verließ, das sich ihm so gastlich geöffnet und dessen Frieden er nun für ewig zerstört.

„Nur kein „Zurück", nur vorwärts," murmelte er. „Sei hart, Herz, hart. Jetzt geht es bergab. Halte dir den Kopf frei von Schwindel."

Ein Bruchstück aus einem Gedicht kam ihm auf die Lippen, er wußte nicht, wo er es her hatte, ob er es einmal als Kind gelernt oder es singen gehört. Mechanisch flüsterte er sein stetes: „Hin ist hin! Verloren ist

verloren!“ Er glaubte zu wissen, daß sich auf „hin“ „Gewinn“ gereimt hatte, doch konnte er die Worte nicht finden. — Als er das Potsdamer Thor passirt hatte, bemerkte er eine lebhafte Bewegung. Die Menschen standen in großen Gruppen beisammen oder eilten rasch dahin, alle in einer Richtung, dem Dönhofsplatz, der inneren Stadt zu. Ein Hoffnungsstrahl fiel in Wilhelms Herz: „Was giebt's?“ rief er einem Vorübereilenden zu.

„Revolution! Am Moritzplatz bauen sie Barrikaden,“ rief der und eilte weiter.

„Herr! Ich danke Dir!“ brach es aus Wilhelm's todtwundem Herzen. Er konnte sterben, einen ehrlichen Tod sterben, auf den Barrikaden, einen Tod, wie er ihn sich so oft geträumt, konnte nach ein Paar Stunden todt sein, daliegen wie Hungerow, nichts sehen und hören, vor Allem nichts fühlen und fürchten, daliegen ohne Vergangenheit, ohne Gegenwart, ohne Zukunft!

In weiten Sprüngen eilte er dahin. Was that es, daß er waffenlos war, hatten doch die Soldaten scharfe Bajonette, auf die man sich werfen konnte. Sein Hut war ihm vom Kopf gefallen; überhaupt eilte er dahin wie ein Wahnsinniger. Immer dichter wurde das Gedränge der Volksmassen, er hörte wilde, verwegene Rufe, Kreischen, dazwischen einen gellenden Aufschrei oder lautes Lachen. Endlich konnte er nicht weiter, er mußte einen Augenblick stille halten, sich erholen. Er horchte ängstlich hin, aber er konnte keine Schüsse hören. Vielleicht parlamentirte man.

„Ist schon geschossen worden?“ fragte er endlich, als er halbwegs wieder sprechen konnte, einen neben ihm stehenden Hausknecht, der die Hände in den Hosentaschen, pfeifend vor der Thüre seines Hauses stand.

„Ne! Ich jlobe ooch jar nich, det jeschossen werden wird. Det is ja man blos so een Krawall. Da sind jo man blos die Schutzmänner. Die haben ja jar keene Flinten nich.“

„Unmöglich!“ Er fragte Andere: ihm ward derselbe Bescheid. Es war keine Revolution, es war ein Pöbelauflauf. Man stritt nicht, ob Parlaments-, ob Königsregierung, die Arbeiter machten ihrem Aerger über die steigenden Hausmiethen Luft, nicht der König hatte einen Staatsstreich verübt gegen sein Volk, sondern ein Polizeilieutenant gegen einen Bierwirth.

„Pah!“ knirschte Wilhelm. „Das Volk ist muthiger als seine Vertreter. Nun freilich. Die haben auch Etwas zu verlieren.“

So, wie er da war, ohne Hut, konnte er nicht auf der Straße bleiben. Er winkte einer Droschke herbei und stieg ein.

„Wohin?“ fragte der Kutscher.

„Zum Teufel!“

Der Kutscher war ein ächtes Berliner Kind und die gerathen durch dergleichen nicht in Verlegenheit. Er fuhr langsam bis zum Dönhofsplatz, dann fragte er wieder: „Wohin?“

Wilhelm nannte seine Wohnung. Vor derselben entließ er den Droschkenkutscher, eilte hinauf, holte sich einen andern Hut und ging dann wieder aus. Es war gut, daß Paul nicht zu Hause war, dachte er, indem er die Treppe hinabstieg.

„Wohin jetzt?“ fragte er sich, als er unten angekommen und die Thür hinter ihm schwer in's Schloß fiel. Mechanisch schlug er den Weg nach dem Thiergarten ein. Es that ihm wohl, daß sich ein kalter Wind erhoben und ihm gerade in's Gesicht blies. Dunkel lag endlich der Thiergarten vor ihm da, kein Mensch war zu sehen, kein Schritt zu hören. Mit einer Art entsetzlicher Lust dachte er daran, daß er jetzt recht eigentlich hierher gehöre, in die nächtliche Freistatt der Verbrecher und Vagabunden. „Mörder, Ehebrecher und Meineidiger, der ich bin, wo gehöre ich anders hin, als zu meinen Gesellen!“

Er lachte hell auf, und es machte ihm Vergnügen, sein eigenes Lachen zu hören. Er dachte daran, wie er sonst als Kind absichtlich gelacht oder laut gesprochen, wenn er durch ein dunkles Zimmer mußte, um die Angst des kleinen Herzens zu vertreiben. „Du darfst Dich nicht mehr fürchten,“ rief er. „Pah! Wovor kann Deinesgleichen Furcht empfinden? Giebt es einen Gott? Nein. Giebt es ein ewiges Leben? Nein. Eine überirdische Strafe? Nein. Nun, was kann Dir zustoßen? Man kann Dich berauben — was liegt an dem Plunder. Man kann Dich tödten — Du wirst Ruhe haben. Aber warum will ich warten auf eine fremde Hand?“ Ihm fielen die Worte ein, die der schwindsüchtige Student neulich gesprochen. „Du hast Recht; wer einem Andern das Leben nahm, verdient nicht, daß er lebe. Verdient es nicht? Ist denn das Leben eine Freude? Hat denn der bleichsüchtige Bursche Recht? Ist's nicht vielmehr eine unerträgliche Last?“

„O Mutter, Mutter! warum hast Du mich geboren?“ rief er in unsäglichem Schmerz. „Grausamer, unbarmherziger Gott, warum ließest Du ein

Geschöpf entstehen zu ewiger Verdammniß? Ja, ich will sterben. Ich will dieser Qual entgehen. Auge um Auge, Zahn um Zahn. So lautet das Wort, das ist das Gesetz. Ich will Richter sein und Delinquent in einer Person. Wer Menschenblut vergießt, deß' Blut soll siebenfach vergossen werden."

„Es ist Thorheit, daß ich sprach in meinem Herzen: „Es ist kein Gott!" In meinem Elend und meinem tiefen Fall da fühle ich es deutlich: Ja, es giebt einen Gott, es giebt einen Richter über Todte und Lebendige, es giebt ein ewiges Sittengesetz. Ich will hingehen zu ihm und sprechen: „Herr, mein Leben ist verwirkt, nimm es hin." Wie, wenn er mich begnadigte? Wenn es nicht eine Fabel wäre, eine Mythe, wenn Christus wirklich Gottes Sohn, der Welt Heiland, unser aller Fürsprecher, auch mein Erlöser wäre? Wenn ich leben bleiben könnte? Wenn ich die Strafe trüge, welche das Gesetz über mich verhängt, wenn ich zurückkehrte zu meinem Vater mit dem reuigen Bekenntniß: Vater, ich bin nicht werth, daß ich Dein Sohn heiße, und er mich doch annähme? Wenn ich ein Anderer würde, wenn ich jetzt Berlin verließe, heimkehrte in's Vaterhaus, offen ihm erzählte, daß ich geirrt, gefehlt, und tief gefallen, aber daß ich nicht ganz verloren, daß ich mich wieder auf mich selbst besinne? Wenn ich zu Mathilde spräche: „Ich bin Dir untreu gewesen, ich habe den Schwur, den ich Dir in heiliger Stunde geleistet, gebrochen, aber ich habe es unsäglich bereut?" Wenn ich zum Mütterchen käme und Gretchen, und würfe mich ihnen zu Füßen und spräche: „Ach, nehmt mich wieder auf in Euren Kreis. Denkt, ich sei Euer todtkrankes Kind und pflegt mich wieder, wie Ihr mich sonst gepflegt, wenn ich krank war, legt Eure weiche Hand auf mein müdes wirres Haupt, erzählt mir Eure Märchen und singt mein Herz zur Ruhe mit dem alten: „Nun ruhen alle Wälder," wie Ihr es sonst gethan, da ich ein Kind noch war. Oh betet, betet dann mit mir, daß auch ich beten könne, beten wolle!"

Und so wogte es fort in ihm die ganze lange Nacht, Verzweiflung und Hoffnung, Lebensüberdruß und Lust am Leben rangen mit einander auf Leben und Tod, während sein müder, abgespannter Leib rastlos umherirrte in dem finstern Park. Aber auf Seiten der Hoffnung, auf Seiten der Lebenslust fochten mächtige Bundesgenossen. Da war die warme Liebe zu den Seinen, die Erinnerung an die Heimath, war die jugendkräftige Natur, die Eindrücke einer in einem christlichen Hause verlebten Jugend.

Der Morgen graute, als Wilhelm die Treppe, die zu seiner Wohnung hinaufführte, hinanstieg. Leise ging er durch Paul's Zimmer, ihn nicht zu stören, aber das matte Licht des Morgens zeigte ihm, daß im Zimmer Alles in Unordnung war. Kleider und Bücher lagen umher, ein Koffer war halb gepackt. Er ging in sein Zimmer, zündete sein Licht an, und vorsichtig es mit der Hand verdeckend, ging er wieder zu Paul. Der erwachte und richtete sich in seinem Bett auf.

„Wolltest Du mich verlassen, Paul?" sagte Wilhelm mit weicher Stimme, indem er sich auf Paul's Bett setzte.

Paul erschrak über Wilhelm's verstörtes Aussehen. Vergessen war Alles, was zwischen ihnen lag, er sah nur, daß sein Jugendfreund, Gretchens Bruder, des Pastor's Sohn, elend war und kummerbeladen. Er sprang aus dem Bette und umfaßte mit beiden Armen den Freund. „Wilhelm," rief er, „noch ist es Zeit. Weise meine Hand nicht wieder zurück: Reiß' Dich los von Deiner Umgebung, sei unmännlich, trage Deiner Schwäche Rechnung, flieh' was Du nicht überwinden kannst, zerreiße die Verhältnisse, die Du nicht lösen kannst. Stoße mich nicht von Dir! Wahrlich, Du bist an meiner Seite besser aufgehoben, als an derjenigen der Winter und Veit. Willst Du?"

Wenn das Gefäß voll ist zum Ueberlaufen, dann ist ein Tropfen genug, der hinzukommt. Paul's herzliche Worte lösten den Bann von Wilhelm's Brust, ein Strom von Thränen brach aus seinen Augen, und wie in eines Priesters Ohr legte er in Paul's treue Seele die Beichte seiner Verirrungen, und wie in eines Priesters Hand legte er nieder in Paul's Rechte das feste Gelöbniß, nicht selbst zu verderben, was er geträumt, und selbst zu zerstören, was er gehofft. Und als endlich die Natur ihre Rechte verlangte, und Wilhelm nach der gewaltigen Aufregung der letzten acht und vierzig Stunden in einen todtenähnlichen Schlaf verfiel, da packte Paul, der sich nicht mehr zu Bett legte, den halb gepackten Koffer wieder aus und legte die Bücher wieder an ihren Platz.

„Gottlob, daß es so gekommen ist!" sprach er.

Die letzte Welle.

Mit banger Sorge und tiefem Kummer hatte Paul die letzten Stadien in Wilhelm's Entwickelung beobachtet. Früh gereift, wie er war, hatte er bald erkannt, daß der Freund sich auf einer abschüssigen Bahn bewegte, und wußte doch durchaus kein Mittel, ihn zurückzuhalten. Schmerzlich fühlte er, wie er im Begriff stand, nun auch den letzten Rest von Einfluß auf seinen unglücklichen Jugendfreund zu verlieren und er sah die Stunde voraus, wo die räumliche Trennung der geistigen folgen mußte. Ja, dieser Gedanke wurde ihm dadurch noch unerträglicher, daß er wußte, welch' einen tiefen und schmerzlichen Eindruck ihre Trennung im Jakobsburger Pastorat hervorbringen werde. So hatte er es denn lange seinem stolzen und eigentlich herrischen Sinne abgewonnen, Wilhelm's Art und Weise schweigend zu ertragen, immer noch hoffend, es werde eine Aenderung zum Guten darin eintreten. Da hatten ihm denn endlich die Ereignisse der letzten Tage klar gemacht, daß ein längeres Aufschieben seines Entschlusses völlig unmöglich war.

In großer Aufregung hatte er am Tage des Duell's Wilhelm's Zurückkunft erwartet. Aber Stunde auf Stunde verging und er erschien nicht. Paul war zu Winter gegangen, auch dort hatte man ihm keine Aufklärung geben können. War Wilhelm ein Unfall zugestoßen? Er ging zu Veit, zu Itzig, sie waren seit dem frühen Morgen nicht in ihrer Wohnung gewesen. Erst am späten Nachmittag traf er einen Bekannten, der ihm sagte, daß er den Gesuchten in Potsdam gesehen, und beruhigte ihn so wenigstens über Wilhelm's Leben.

Also er lebte, und doch hatte er die alte Freundschaft so völlig vergessen, daß er es nicht einmal für nöthig hielt, Paul von dem Ausgang seines Handels in Kenntniß zu setzen. So traf denn Paul mit schwerem Herzen seine Dispositionen. Er miethete eine eigene Wohnung und war entschlossen, sich am folgenden Morgen von Wilhelm zu trennen. Ohne Abschied wollte er nicht gehen, „weil es sich nicht schicke“ — sprach er zu sich selbst

— „wie ein Dieb seine bisherige Wohnung zu verlassen,“ in Wahrheit aber, weil in einem Winkel seines Herzens noch die Hoffnung lebte, Wilhelm werde ihn zurückhalten. Aber auch der folgende Tag verging und Wilhelm ließ nichts von sich hören. Er hatte den Stubengenossen offenbar völlig vergessen. So setzte sich denn Paul mit schwerem Herzen an seinen Schreibtisch, um die Bewohner des Pastorats von seinem Entschluß in Kenntniß zu setzen. Er suchte dabei die wahre Ursache ihrer Trennung möglichst zu verdecken und sie als das Resultat eines Streites darzustellen, indem er sie so in das Gebiet des Zufälligen rückte. Ja, er stellte sich selbst in ein zweideutiges Licht und behauptete, sein eigenes Interesse brächte es mit sich, einen Juristen zum Stubengenossen zu haben. Trotzdem mußte er sich sagen, daß die Empfänger seines Briefes den wahren Inhalt seiner Mittheilungen doch errathen würden, und er hatte noch kein Auge geschlossen, als er Wilhelm kommen hörte.

Die leidenschaftliche Scene, die darauf gefolgt, hatte ihn tief ergriffen. Mußte auch seiner festen, männlichen Natur Vieles an Wilhelm's schwankendem Charakter völlig unverständlich erscheinen, ja Vieles antipathisch sein, er konnte sich des Mitleids mit dem aus allen Fugen gerathenen Freunde doch nicht erwehren. Eine edle und groß angelegte Natur sah er hier im Begriff sich zu zerstören, weil sie nicht Kraft genug besaß, aus dem bloßen Temperament einen Charakter zu bilden. Er wußte, daß es für Wilhelm nur einen Weg gab: „den Weg erhabenen und religiösen Wirkens.“ Auf jedem anderen Wege mußte ihn die unvertilgbare Idealität seines Geistes zu Grunde richten.

Man hört oft behaupten, und namentlich von Geistlichen, die Religion wäre jedem Menschen ein angeborenes Bedürfniß. Dem ist keineswegs so. Es giebt eine ganze Anzahl Menschen, sehr tüchtiger, fleißiger, braver Menschen, und zu ihnen gehören großentheils die sogenannten positiven Naturen, in deren Leben die Religion nicht die mindeste Rolle spielt, denen die Moral völlig genügt, die sie hinnehmen, wie sie als geprägte Münze umläuft, ohne daß sie deshalb Verlangen trügen, in die Schachte hinabzusteigen, aus denen das Gold und Silber stammt.

Es giebt andere Menschen, und sie bilden allerdings die ungeheure Majorität, denen die Religion wirkliches, unabweisliches Bedürfniß. Nicht die Dogmen — über unsere Stellung zu ihnen entscheidet meist die Zufälligkeit

unserer Geburt —, wohl aber der Hauptinhalt der Religion. Je begabter, je edler solche Naturen, um so größer ist ihr religiöses Bedürfniß. Pfropft auf einen solchen Stamm was ihr wollt: Birnen, Kirschen oder was es sei, bricht nicht schließlich doch die Glaubensrose hervor, so verdorrt er. Ein solcher Mensch wird nie zu einem Abschluß gelangen, er mag sich noch so sehr vornehmen, Materialist zu werden, er mag sich nur unter Leuten bewegen, die sich zu diesen Ansichten bekennen, nur Bücher lesen, die sie verkünden, er mag vor den Leuten noch so absprechend und sicher auftreten, einen unseligen Zwiespalt in seinem Innern kann er nicht ausgleichen, den persönlichen Gott wird er nimmer los. Er spottet der Dogmen, aber ihn überläuft es dabei kalt; er lästert Gott, aber mit Furcht im Herzen. Er giebt sich den Genüssen der Sinne hin, aber mit dem Gefühl, daß es Sünde sei, was er thut; die Reue stört jedes Behagen. So wenig wie seinen Schatten wird er die Eindrücke seiner Kindheit los. Steht eine Wolke vor der Sonne, so sieht er ihn nicht, vielleicht Tage lang, Wochen lang; kaum tritt aber die Sonne wieder hervor, so ist er unvermeidlich da. Unter solchen Umständen nehmen die Verirrungen einen wahrhaft dämonischen Charakter an; man stürzt sich in den wildesten Strudel der Leidenschaft, in die berauschendsten Orgien der Sinnlichkeit, um diesen unseligen Zwiespalt los zu werden, das Unvertilgbare zu vertilgen, sei es auch um den Preis des Daseins.

Das Alles sagte sich Paul, als er an jenem Morgen in seinem Zimmer auf und nieder schritt, und er kam zu dem Resultate, daß nur ein längerer Aufenthalt in der Stille des Landlebens, in der Stille einer wahrhaft religiösen Gemeinschaft, die zerrütteten Nerven des Freundes herstellen, ihm den Frieden mit sich selbst wiedergeben könne. Doch es durfte nicht die Heimath sein, das war gewiß. Das behagliche kurische Leben, die Nähe Mathilden's, das Alles mußte vermieden werden. Er muß behandelt werden wie ein Kranker, dachte Paul. Er muß vor Allem offen an den Vater schreiben und dann in tiefe Einsamkeit. Er hat den Kopf völlig verloren. Er wird ihn wiederfinden und ein neues Leben beginnen. Er wird mit seinen Ansichten brechen, er wird Theologe bleiben und er wird einmal ein trefflicher Geistlicher sein.

Einen grimmigen Haß empfand Paul gegen Winter; hatte er doch an sich selbst erfahren, wie sehr ihm dieser geschadet, hatte er ihm doch, wie er wohl wußte, des Freundes Liebe systematisch geraubt. Er vor Allen mußte ferngehalten werden von Wilhelm.

Paul ging hinaus zu der Wirthin und trug ihr auf, falls der Doctor Winter oder Veit oder Itzig kämen, zu sagen: „Herr Wolfschild sei nicht zu Hause." Dann verbrannte er den Brief, den er nach Hause geschrieben, und setzte sich an das Bett des Freundes. Er empfand all' die Liebe, die der Starke für den Schwachen empfindet, indem er für ihn sorgt, und kein Zweifel kam ihm in den Sinn, daß seine Vormundschaft am Ende zurückgewiesen werden könnte.

Als Wilhelm um die Mittagsstunde erwachte, theilte er ihm mit, was er für ihn erdacht, und er war sehr unzufrieden damit, daß Wilhelm alle seine Pläne durchkreuzte, indem er kategorisch erklärte, sich als Mörder Hungerow's anzugeben, und die That dadurch zu sühnen, daß er sich der gesetzlichen Strafe unterwarf. Vergeblich stellte er ihm vor, daß er das ja auch auf andere Weise könne, daß er sich dadurch der Möglichkeit beraube, doch noch einmal Geistlicher zu werden, und eine Reihe der schönsten Jugendjahre jeder ernstlichen Verwerthung entziehe — Wilhelm blieb bei seinem Entschluß.

„Glaube mir," sprach er, „die Einsamkeit der langen Festungshaft thut mir nicht nur noth, sie wird mir in jedem Sinne wohlthun. Sie wird mein Gewissen beruhigen und ich werde in angestrengter Arbeit einholen, was ich bisher leichtsinnig versäumt. Auch in dem Falle, daß die Welt Nichts von meinen Erlebnissen erfährt, kann ich nicht Theologe bleiben, denn das Amt des Herrn erfordert reine Hände, und meine sind blutbefleckt. Ich will heute am Tage an meine Eltern schreiben und ich hoffe, daß eben meine völlige Offenheit ihnen die Hoffnung, daß meine Umkehr eine völlige sein wird, als keine allzu sanguinische erscheinen läßt. Ich will auch an Mathilde schreiben, und ihr sagen, daß ihre Hand frei, daß ich ihrer nicht mehr werth. Glaube mir, Paul, ich darf nicht handeln, wie ein leichtsinniger Sohn, der seinem Vater, trotz dessen Bitten, doch nur die größten seiner Schulden nennt, und darum in Kurzem doch wieder so weit ist, wie gewesen. Ich muß alle meine Schulden bezahlen, ehe ich ein neues Leben beginnen kann."

So sprach er, und der Freund mußte ihm schließlich Recht geben; ja, er war angenehm überrascht durch Wilhelm's ruhiges, verständiges Wesen.

„Ich habe Dir auch viel Unrecht gethan, lieber Paul," fuhr Wilhelm fort, indem er Paul's Hand ergriff und herzlich drückte. „Vergieb und vergiß. Denke, ich hätte eine schwere Krankheit gehabt, in der ich gegen

meine freundlichen Pfleger getobt. Ist mir doch selbst zu Muthe, als hätte ich die letzte Zeit über im Fieber gelegen, und als wäre nun die Krisis vorüber und ich erwacht."

Uebrigens fühlte sich Wilhelm wirklich unwohl in Folge der wilden Aufregung, in der er sich die letzten Tage über befunden. Nachdem er ein wenig gegessen, setzte er sich an seinen Schreibtisch, um nach Hause zu schreiben. Paul wollte unterdeß hinüber, um seine gemiethete Wohnung abzusagen. Er wollte bald zurück sein und er wollte dann den Freund zum Staatsanwalt begleiten. Ehe er fortging, schärfte er noch ein Mal der Wirthin ein, Wilhelm gegen Winter zu verleugnen und eilte dann die Treppe hinab. Unterdeß griff Wilhelm zur Feder. Ihm war still und zufrieden zu Muthe bei der Wendung, die seine Geschicke nahmen, und die Hoffnung, sich wieder mit sich selbst in's Gleichgewicht bringen zu können, bewirkte, zusammen mit dem Gefühl physischer Müdigkeit, daß ihn ein sehr ruhiges, ja fast behagliches Gefühl überkam. Seine Phantasie übersprang die unmittelbare Zukunft und zeigte ihm ein fernes Glück, das mit seinen bisherigen leidenschaftlichen Idealen nur wenig Verwandtes hatte.

Aber als er nun anfing zu schreiben, als die Worte nun so nackt und deutlich auf dem Papier standen, da wurde ihm klar, welch' eine Wirkung sein Brief zu Hause hervorbringen mußte, und mit Schrecken, Angst und Mitleid dachte er an die Seinen. Der ungeheure Abstand zwischen dem, was sie dort zu Hause von ihm erwartet und erhofft, und dem, was aus ihm geworden, trat ihm vor die Seele, die Tilgung seiner Schulden erschien ihm durchaus nicht mehr als eine so einfache Sache, und versucherische Gedanken stiegen in ihm auf, die besseren Regungen trübend und verwirrend. War nicht doch am Ende Alles verloren? Oder war am Ende noch gar Nichts verloren? Aber er wollte ihnen nicht Gehör geben. Er schrieb, und mit dem Schreiben versetzte er sich auch unwillkührlich auf den Standpunkt des väterlichen Hauses, und wies Alles von sich, was ihn in seinen Entschlüssen wankend machen konnte. Allmählich wurde sein Herz warm und mit demüthigen Worten sprach er das Bekenntniß des verlorenen Sohnes, der umkehren will von dem Irrwege, auf dem er gewandelt.

Da fühlte er, wie eine Hand sich leicht auf seine Schulter legte. Er fuhr zusammen, wandte sich um und sah — Helene. Sie war dunkel gekleidet und hatte einen dichten Schleier über den Hut zurückgeworfen. Sie

war sehr bleich und ihr Gesicht trug den Ausdruck von Furcht. „Wilhelm,“ sprach sie mit leiser, leidenschaftlicher Stimme, indem sie seinen Arm ergriff, „Wilhelm, was hast Du aus mir gemacht! Hilf mir,“ bat sie mit zitternder Stimme unter hervorbrechenden Thränen, „hilf mir, schütze mich vor mir selbst. Ich bin zu Dir gekommen, damit Du mich rettest. Rette mich, rette mich! Mein Gewissen läßt mir keine Ruhe, meine Schande verfolgt mich, überall grinst mich die Verzweiflung an. Du hast sie hervorgerufen diese Bilder, banne sie auch. Du hast mir den letzten Frieden genommen, der noch wohnte in meiner friedlosen Brust, Du hast mir das wenige Glück gestohlen, das ich gefunden auf meinem einsamen, verlassenen Pfade. Wilhelm, hilf mir, ich verderbe!“

Sie warf sich nieder vor ihm auf die Kniee und reckte die gefaltenen Hände flehend gegen ihn empor. Der Hut war ihr vom Kopf gefallen und weithin fortgerollt, ihre Locken fielen ihr wirr herab auf die Schultern; sie war wunderbar schön in ihrer Verzweiflung.

„Wilhelm, gieb mir meine Ehre wieder. Meine — meines Mannes Ehre! Ach! Du hast nicht nur genommen was mein war, Du hast mir auch das anvertraute Gut geraubt! Wilhelm! was soll ich ihm sagen, wenn er zurückkommt, der es mir anvertraut. Schütze mich! rette mich vor mir selbst. Mein Geist ist wider sich selbst in Waffen. Hilf, hilf, ich verderbe!“

Wäre Helene zu ihm hineingetreten mit dem dunkeln, leidenschaftlichen Blick der Begierde oder mit dem frivolen Lächeln des Leichtsinns, Wilhelm hätte die Versucherin weit, weit von sich gewiesen. Aber sie kam als Flehende. Hülfesuchend, verzweifelnd wandte sie sich an ihn, friedlos kam sie, bei ihm den Frieden zu suchen, den er ihr geraubt. Sein weiches, leicht erregbares Herz lohte hoch auf: „So fahr' denn hin, Glück, Friede und Ehre!“ rief er aufspringend und mit beiden Armen Helene umfassend, hob er sie auf, führte sie zum Sopha und flüsterte ihr zu, daß er sie über Alles liebe, über Alles in der Welt, daß er seiner Seelen Seligkeit nicht achten wolle um sie, daß er sie nie, nie verlassen würde. Mit leidenschaftlichem Schmerz riß er sich los von allen seinen Vorsätzen. „Zu spät,“ rief es in ihm, „zu spät, zu spät!!! So fahre hin Alles was gut ist und edel!!“

Und immer leidenschaftlicher küßte er sie, immer fester klammerte er sich an sie, immer verwegener und lästerlicher wurden die Schwüre, die er ihr leise zuflüsterte. Starr sah Helene vor sich hin, theilnahmlos ließ sie sich

Alles gefallen und nur dazwischen bewegten sich ihre Lippen: „Rette mich, rette mich!"

Als Paul nach einigen Stunden zurückkehrte, fand er Wilhelm nicht mehr vor. „Er sei ausgegangen," sagte die Wirthin. Wohin konnte er gegangen sein? Da fiel sein Blick auf einen Handschuh, der neben Wilhelms Schreibtisch lag. Er hob ihn auf und betrachtete ihn, erst verwundert, dann erschreckt. Es war ein Damenhandschuh. Die Hand, die er bedeckt, mußte sehr lang und schmal gewesen sein, und Helenen's Hand war lang und schmal. Paul eilte wieder hinaus zu der Wirthin. „War eine Dame hier?" fragte er.

„Ja," sagte die Frau, indem sie zweideutig lächelte. „Eine schöne junge Dame. Wie sie aussah, kann ich Ihnen nicht sagen, denn sie war dicht verschleiert, aber daß sie jung und schön und aus guter Familie war, sah ich ihr an. Nein, das war keine von den Mamsells. Es ist schön, daß die Herren doch auch ein Mal Damenbesuch bekommen. Sie leben ja auch gar nicht wie junge Leute."

„Schweigen Sie," rief Paul zornig. „War das Weib lange hier?"

„Eine Stunde etwa. Ach und wie soll sie da drinn geweint haben. Herr Wiedehopf, der am Schlüsselloch lauschte, wollte durchaus hineingehen, um zu erfahreu, ob sie nicht krank geworden, aber die Thüre war verschlossen."

Am Abend erhielt Paul folgende Zeilen von Wilhelm's Hand:

„Lebe wohl! Ich ziehe zu Winter.

Wilhelm."

Am folgenden Tage verkündete ein Zettel über der Hausthüre, daß eine Treppe hoch zwei meublirte Zimmer zu vermiethen seien.

Rosige Aussichten.

Mathilde war in ihrem Zimmer damit beschäftigt, ihre Blumen zu begießen, als ihr Vater eintrat und ihr den Vorschlag machte, mit ihm nach dem Pastorat hinüber zu reiten. „Müssen den Alten zur Jagd einladen," sagte er, „und ich bin lange nicht dagewesen. Also, wenn Du mit willst, so komm' herunter!"

Es waren fast vier Jahre vergangen, seit wir Mathilde nicht gesehen, und wir finden sie wenig verändert, denn Naturen, wie die ihrige, thun ein Paar Jahre nichts, namentlich wenn sie in Mathilden's Alter sind. Die Pläne des Barons waren, wie er übrigens vorhergedacht, sammt und sonders kläglich gescheitert. Vergeblich hatte er, sehr gegen seine Neigung, ein Paar Winter in Flußau verlebt und die Tochter alle Bälle mitmachen lassen, die von der aristokratischen Gesellschaft veranstaltet wurden; vergeblich hatte er selbst Haus gemacht," und dazu allerlei Jünglinge und Männer in Frack und Uniform geladen, die um „die reiche Erbin" seufzten, — es wollte Alles nichts verfangen. Mathilde hatte sich köstlich amüsirt, hatte jedes Vergnügen, das sich auf ihren Wegen fand, aufgehoben, hatte gelacht und gescherzt ohne Unterlaß, das war aber auch Alles. — Wie ging das zu? Wie es eben geht. Die, denen sie gefiel, die gefielen ihr nicht, und die ihr vielleicht gefallen hätten, fanden an ihr kein Gefallen. Dann ist's mit dem kurischen Adel wie mit dem preußischen Offiziercorps und dem Wein — sie gewinnen mit den Jahren, und man begreift oft nicht, wie aus so fadem Most schließlich ein so milder und edler Wein wird. Endlich ist's mit ideal angelegten Naturen ein eigen Ding, mag ihr Idealismus auch noch so jugendlich unklar, das Gold noch so sehr in Schlacken gehüllt sein, das Mädchen, das ein Mal von der Süßigkeit eines weiten, freien Mannessinns gekostet hat, ist meist für lange Zeit, wenn nicht für immer, vor jeder Neigung zur nützlichen goldenen Mittelstraße gefeit.

Als nun der dritte Winter herangekommen und der Herr von Langerwald, in der Stille seufzend, wieder seine Vorkehrungen traf, um mit Sack und Pack in die verhaßte Stadt überzusiedeln, da setzte sich die Tochter einmal nach dem Abendessen neben ihn auf das kleine Sopha neben dem Kamin, faßte seine Hände, sah ihm treuherzig in's Gesicht und sagte mit lächelnden Augen (wie liebte der Alte diese Augen) und lächelndem Munde (sie hatte eine gar zu liebliche Art zu lächeln): „Warum willst Du denn eigentlich wieder in das langweilige Nest?"

„Gott straf' mich, rief der Alte, der in dem Augenblick noch mehr in seine Tochter verliebt war, als gewöhnlich. „Du sollst Dich ja da verlieben, Mathildchen!"

Sein halb melancholisches, halb schalkhaftes Gesicht, wie der Ton seiner Stimme waren dabei so komisch, daß Mathilde in ein schallendes Gelächter ausbrach. Dann sich dicht an ihn schmiegend und ihren Kopf auf seine Schulter legeud, fuhr sie fort: „Höre, Väterchen, da machst Du Dir doch wirklich unnütze Mühe. Ich weiß, Du langweilst Dich dort ganz gräulich, und Mama geht es nicht besser."

„Was," unterbrach sie der Vater, „hat Mama das gesagt?"

„Durchaus nicht," beruhigte sie ihn, „im Gegentheil, aber ich sehe es ihr an, daß sie auch lieber in Götzenhof bleibt. Und was mich betrifft, so werde ich mich dort gewiß nicht verlieben. Wahrhaftig und wahrhaftig nicht!"

„Aber warum nicht Kind? Warum nicht?"

„Wie Ihr Männer unklug seid, Papa! Wie sollte ich mich wol in Jemand verlieben, wenn in dem Gesichte, mit dem Du mir jeden Heirathskandidaten vorstelltest, deutlich zu lesen stand: „Bitte, verlieb' Dich, mein Kind." Es ist zwar, „Gott straf' mich," ein dummes, nichtsnutziges Subject, aber nun — verlieb Dich doch!"

Der Alte lachte, küßte die Tochter auf die Stirn und lachte wieder. „Blitzmädel!" murmelte er, „hat den Satan im Leibe, wahrhaftig, den Gottseibeiuns!"

„Siehst Du, Väterchen!" fuhr Mathilde fort, „ich will Dir sagen, wie Du es hättest machen sollen. Du hättest mir den Herrn von B... zum Beispiel zuführen sollen und mir nachher sagen: „Gott straf' mich, Mathilde, den nimmst Du auf keinen Fall, wenn Du es mit dem hältst, hast Du es

mit mir zu thun.“ Dann wäre er mir gefährlich geworden. Eine Unmöglichkeit ist's jedoch, sich zu verlieben, mit dem Bewußtsein, daß Aller Augen auf uns gerichtet sind und es von uns erwarten.“ Mathilde lachte lustig.

„Ach geh! Du bist ein schlechtes Kind und hast Deinen eigenen Vater zum Besten. Das hätte ja auch Nichts geholfen. Ich habe ja selbst daran gedacht, aber auf den Sprenkel wärst Du nicht gegangen, meine Nachtigall. Aber nun sage mir, Mädchen: convenirt Dir der Herr von B... nicht? Er ist jung, hübsch, klug, gebildet, ein guter Reiter, Tänzer und Schütze, ein Edelmann in des Wortes bester Bedeutung, die Familie gehört zu den besten, ältesten des Landes, keinen verarmten Zweig giebt es, Alle gemachte Leute, er selbst Inhaber zweier großer Majorate.“

„Du preisest ihn ja an, wie ein Bäcker seinen Pfefferkuchenmann, Papa.“

„Nun und ist er nicht anpreisenswerth? Ist er nicht ein Mann, wie ihn ein Mädchen sich ihn nur träumen kann in der Johannisnacht mit dem Kreuzwegskranz unter dem Kopfkissen. Der reine Dullan, Dollen, wie heißt der verwünschte Backfischprinz?“

„Dunallan, Papa!“

„Meinetwegen Dunallan! Also was mißfällt Dir an diesem Dunallan?“

„Er ist mir zu fein, Papa!“

„Gott straf' mich — zu fein? Willst Du denn einen Riesen heirathen, Mädchen, einen Goliath?“

„Ich meine nicht körperlich, Papa. Du bist auch fein und zierlich gebaut, aber sieh, Du kannst so prächtig grob werden, Väterchen! Es thut Einem ordentlich wohl!“

„Gott straf' mich! Also, daß ich mitunter grob bin, gefällt Dir?“

„Ja! Siehst Du, mein Mann könnte körperlich so fein und zierlich sein, als ob ihn ein Nürnberger aus einer Erbse geschnitzt, aber innerlich da muß er so groß sein, daß ich seines Hauptes Scheitel nicht sehen kann, und wenn ich mich auf die Fußspitzen stelle. Und dann muß er einmal tüchtig zufahren können, daß ich zusammenfahre und Furcht vor ihm habe.“

„Dummes Zeug,“ brummte der Baron, „Du — Furcht haben?“

„Nicht eigentlich Furcht, aber siehst Du — ich will's mit den Worten aus dem Mährchen sagen — „es müßte mir gruseln können.“ Wenn Du

zum Beispiel so recht böse bist, da weiß man, Du setzest Deine Sache durch, ob sie biegt oder bricht, und das ist so schön. Der Herr von B... ist gewiß nie so?"

„Hm! könntest Recht haben. Aber wo hast Du's denn dem Wilhelm angesehen, daß er so ist, wie Du Deinen Mann willst?"

„Das sieht man ihm gleich an, Papa."

„Hm! Nun aber der Felix, ist der nicht so?"

„Ja und nein, Papa. Der Felix ist mir zu ruhig, und zu langsam, und zu positiv."

„Ist ja auch nicht mehr 18 Jahre alt, mein Kind."

„Eben darum, Papa."

„Glaubst Du denn aber, daß der Wilhelm sein Leben lang ein Knabe bleiben wird, der für die Freiheit, den Mond und die Geliebte schwärmt?"

„Ja, Papa! Jung wird er immer bleiben. Jung, frisch, lebhaft, von allem Guten, für alles Gute begeistert. Ja, Papa: für die Freiheit, den Mond und die Geliebte. Ja, lache nur, ja, für alle drei. Immer. Auch wenn er 80 Jahre alt ist, wird er für alle drei schwärmen.

„Nun, bitt' den Felix. Vielleicht wird er auch schwärmen."

Mathilde lachte laut. „Das müßte köstlich sein, Papa."

„Warum? Was ist da lächerlich? Frag' ihn einmal nach seiner Diana. Da wirst Du sehen, wie er schwärmen kann."

Mathilde lachte noch lustiger. „Diana ist weder die Freiheit, noch der Mond, noch die Geliebte!"

„Aber dafür ist sie ein vortrefflicher Hühnerhund, und das will, meines Erachtens, mehr sagen."

„Pfui! schäme Dich, Papa!"

„Gott straf' mich! Warum soll ich mich schämen?"

„So prosaisch zu sprechen."

„Herzenskind! im Grunde denkst Du wie ich. Du schwärmst auch nicht, weil's Deine Natur so will, sondern weil Du's andre Mädchen hast thun sehen, und nun denkst: „Wo die eine Schwester Gans hinfliegt, flieg' ich nach."

„Deine Schuld, Papa! Wozu bringst Du Dein Kind unter die Gänse? Unter den Gänsen muß man schnattern.“

„Und Du willst wirklich nicht nach der Stadt?“

„Ganz und gar nicht, Papa!“

„Nun dann bleiben wir hier.“

Mathilde brach in ein Jubelgeschrei aus und bedeckte des Vaters Mund mit Küssen. Dann eilte sie hinüber zur Mutter und verkündete ihr die Freudenbotschaft.

Frau von Langerwald warf einen glücklichen Blick auf den ihr gegenüber sitzenden Doktor, während ihre Hand leise über das Haar der vor ihr knieenden Tochter strich, und er erwiederte ihn mit einem süßsauren Lächeln, denn er hatte sich eigentlich seit Monaten auf die Ferien gefreut, die durch den Umzug der Familie entstanden und ihn von seiner monotonen Pflicht, die alternde Freundin ein paar Stunden täglich zu unterhalten, befreien sollte. Er ließ sich aber Nichts merken. So waren sie denn nicht mehr zur Stadt gezogen. Man hört und liest oft, daß die in allerlei Zerstreuung verbrachten Tage den meisten Menschen rasch entschwinden. Dem ist aber nicht so. Die Zeit ist nie so flüchtig, als wenn ein Tag dem andern gleicht. Die Langerwald's lebten nicht eben sehr gesellig, die Kränklichkeit der Frau vom Hause, das Siechenlager des einzigen Sohnes, verhinderten einen allzu ausgebreiteten Verkehr, ebenso die Proceßwuth und Streitlust des Barons, der sich an Niemand lieber rieb, als an den Nachbarn. So waren denn die Jahre rasch vergangen.

Es war erst in der letzten Zeit, daß Mathilde unruhig geworden war. Verschwieg ihr auch die Freundin ihre Besorgnisse um den Bruder, und hatte sie auch selbst bisher immer darüber gelacht, wenn sie es Gretchen angemerkt, daß ihr seine Briefe mißfielen, und sie wohl gar damit geneckt, daß sie den Jüngling jetzt schon so ernsthaft und würdig haben wolle, als wäre er nicht Student, sondern ein alter Probst, so war es doch auch ihr zuletzt nicht mehr entgangen, daß dort in Berlin nicht Alles in Ordnung sei. Wilhelm's Briefe, die ihr Gretchen immer gab, fingen auch ihr an unheimlich zu werden. Es sprach so ein schneidiger, unerquicklicher Humor aus ihnen, und es verletzte sie, daß dieselben fast nichts als Tadel und Spott enthielten, daß die alte Begeisterung und Schwärmerei völlig aus ihnen entwichen war. Wäre in diesen Briefen auch von ihr die Rede gewesen, so hätte sie wohl

noch mehr Grund zur Unruhe gehabt, das war aber auf Gretchens ausdrückliches und energisches Verlangen nie mit einer Silbe der Fall gewesen. Jetzt sollte Paul zurückkehreu uud Wilhelm blieb. Unruhig erwartete sie des Ersteren Ankunft, hoffte sie doch durch ihn zu erfahren: „Weshalb sich die Freunde getrennt, wann Wilhelm zurückkehren würde, was es denn eigentlich auf sich habe mit Gretchens Traurigkeit,“ deun daß diese mit Wilhelm zusammenhing, sagte ihr eine dunkle Ahnung. War er leichtsinnig gewesen? Hatte er wenig gearbeitet, Schulden gemacht? Das war kein großes Unglück.

Mathilde wurde von einer unbestimmten Sorge gepeinigt, die ihr um so lästiger fiel, je weniger Kummer sie bisher gekannt. Dazu herrschte auch im Hause eine bange, erwartungsvolle Stimmung. Des kleinen Emil's Tage neigten sich ihrem Ende zu, und alle Aerzte, die man consultirt, stimmten darin überein, daß er diesen Herbst schwerlich überleben werde.

Der schönste Herbsttag empfing Mathilde draußen, als sie im Reitkleide hinaustrat auf die Freitreppe, vor der ihr Schimmel unruhig den Boden stampfte, und als er die Herrin gewahr wurde, ein fröhliches Gewieher hören ließ. Der rechte, echte, deutsche Herbst kommt uicht mehr bis zu uns, und sein stellvertretender baltischer Bruder ist für gewöhnlich ein schläfriger, verdrießlicher Gesell, dem Schmutz mehr als billig ergeben; aber auch er hat seine gemüthlichen Stunden, und dann lebt ein Jeder auf, Jung und Alt, Arm nnd Reich. In den Wäldern ertönt das Jagdhorn, die Meute bellt, die Büchse kuallt, auf den Feldern giebt's ein reges Leben, froh und fleißig schafft Alles, um die Sommererndte einzubringen; Kujen und Stirpen, unseres Wohlstandes Zeichen, erheben überall ihre traulichen Häupter, die todte, an einer Schnur hängende Krähe als Helmschmuck, und auf der Landstraße, die den ganzen Sommer so trüb und traurig, verstaubt und vereinsamt dagelegen, fährt wohl das eine oder andere Bäuerlein schon znr Stadt, den Städtern ein lieber Gast, der Bringer des „frischen Brodes.“ Der Maschinist auf den großen Höfen betrachtet nachdenklich seine Maschinen, der Kleetenwagger klettert umher in der halbdunklen Kleete, auf Scheunen und Böden, der Müller sitzt rittlings auf einem Balken, treibt hier und da einen Nagel hinein und schmunzelt dazu wohlgefällig. — In all' den zahllosen Wetzwagger, Bull und Peters — und wie die stereotypen Gesindenamen heißen — geht die Wirthin mit sich zu Rathe, ob bei der Flachstalke, bei der Tochter Hochzeit das Fleisch der rothen „Duale“ (ungehörnte Kuh) reicht, oder ob das Fest noch einem Paar ihrer grunzenden Lieblinge das Leben kosten muß.

Wie schön und klar ist an solchen Herbsttagen die ganze Atmosphäre. Fast eine Stunde weit hörst Du Werktags den Schuß, Sonntags der Kirchenglocken fernes Läuten. Silberfäden durchziehen die Luft oder hängen mit dem einen Ende noch an den Stoppeln. Frei schaut der Blick über die weite Ebene, an den Gesinden, den Edelhöfen, den Birkenwäldchen hin, bis am fernen Horizont des Waldes blaue Linien das Bild, Sehnsucht erweckend, abschließen. Weiter unten, in Kurland, wo der Boden in leichten Wellen sich hinzieht, wie ihn das Meer lächelnd im Halbschlaf geschaffen, ist die Fernsicht meist sehr weit, nirgends aber im „Gottesländchen" kann der Blick freier und unbeschränkter umherschweifen, als auf der gesegneten Semgaller Ebene. Und eben in diese blickte Mathilde von dem sanftaufsteigenden Terrain der Jakobsburger Gegend, und während sie neben dem Vater dahinritt, suchte und fand ihr Falkenauge die fernen Flußauer Thürme.

„Wie die Leute es im Gebirge aushalten können, Papa!" unterbrach sie das Schweigen.

„Gott straf' mich! Warum sollen sie es nicht aushalten können? Da giebt es Gemsen und Steinböcke."

„Ich meine, Papa, es muß Einem den Hals zuschnüren und die Brust ängstigend beschweren, wenn man nicht so weit sehen kann, als das Auge reicht, wenn das Heimathsthal eine Welt für sich bildet, aus dem man nicht ohne Mühe hinauskommt."

„Sage das nicht. Das hat sein Gutes. Die Bergbewohner hängen dafür um so fester an ihrer Heimath."

„Glaubst Du denn, Papa, daß wir Kurländer z. B. nicht an der Heimath hängen?"

„Wenig, Kind! Der Adel noch am Meisten, doch die anderen Landsleute beweisen nur zu wenig Anhänglichkeit."

„Warum glaubst Du das?"

„Weil sie im Handumdrehen bereit sind, dem Vaterlande den Rücken zu kehren, um nach Rußland und Polen zu gehen."

„Aber Papa, sie erfüllen dort eine hohe culturhistorische Mission."

„Gott straf' mich! Wo hast Du die Redensart her, Mädchen? Nicht die culturhistorische Mission treibt sie, sondern die leidige Faulheit und Hab-

sucht. Weil sich's dort leichter verdient, verlassen sie die Heimath, und für baares Geld ziehen sie den deutschen Rock ans und Kaftan oder Pekesche an."

„Ja, wo sollte denn aber der Ueberschuß der Bevölkerung bleiben, wenn er nicht auswanderte?"

„Gott straf' mich! Du sprichst ja wie ein Professor der National-öconomie. Was für ein Ueberschuß? So lange wir noch keine Chaussee und kein Haus bauen, keine Maschinen aufstellen und keine Wiese berieseln können, ohne Ausländer herbei zu rufen, kann da von Ueberschuß die Rede sein? Gott straf' mich! Woran ist ein Ueberschuß? An Aerzten allenfalls und Apothekern, an Juristen und Schreibern. Woher kommt das aber? Weil Alles, was nicht Edelmann ist, seinen Jungen durchaus studiren lassen muß, weil die Literaten sich von den Bürgern abgesondert und dadurch von ihrer Intelligenz den Bürgern Nichts zu Gute kommt. Bei größerem Gewerbefleiß, größerer Unternehmungslust und praktischen Kenntnissen könnte unser Ländchen eine vier Mal so große Bevölkerung ernähren, und brauchte dann noch kein kurisches Kind sein Brot in der Fremde zu essen. Habe oft mit Reinhart darüber gestritten. Der sagt Dir auf den Kopf zu, es wanderte überhaupt Niemand aus, und er schwört Stein und Bein, dem wäre so. So ein knorriger, am Boden, der ihn erzeugt, hangender Geselle wie er ist, kann sich's nun einmal nicht denken, und Du jagst eher ein Schrotkorn in einen Granitblock, als einen Gedanken in seinen Schädel, wenn er ihn nicht hineinlassen will."

„Papa! Als der Alte noch jung war, glich er da dem Sohne?"

„Aeußerlich, ja. Ob sie sich geistig gleichen, weiß ich nicht, ich kenne den Sohn nur wenig, doch scheint er mir aus weicherem Holz und lebhafter zu sein. Doch da wir einmal von Letzterem sprechen: Nun, der muß ja wohl auch bald zurückkehren?"

„Ich denke!"

„Nun, und dann geht die Candidatenkomödie an?"

„Was heißt das?"

„Gott straf' mich! Was heißt das? Das heißt, daß er dann den Candidaten wird spielen wollen."

„Warum denn spielen?"

„Nun, weil Ihr dann vermuthlich doch werdet heirathen wollen?"

Mathilde erröthete und schwieg.

„Oder glaubst Du, daß ihm die Lust dazu vergangen?"

„Nein!"

„Höre, Mathildchen, da wir nun einmal davon sprechen, so will ich Dir auch gleich meine Pläne mittheilen. Du weißt, daß mir die ganze Geschichte nicht nach dem Sinn und daß ich Dich lieber anders verheirathet gesehen. Aber nun, — man muß sich fügen, sagte der Fuchs, als man ihm den Balg abzog. Ich will Dir also gleich sagen, daß ich Euch vorläufig Sternhof abtreten will, da mögt Ihr dann warten, bis ich ein Mal sterbe und Ihr mehr bekommt. Nun, bist Du es zufrieden?"

Mathilde beugte sich so heftig nach ihm herüber, um ihn leidenschaftlich zu küssen, daß ihr Pferd es übel nahm und dnrch ein Paar mächtige Sprünge sie fast abgestreift hätte. Mit Zügel und Peitsche brachte sie es zur Ruhe, und kehrte an die Seite des Vaters zurück.

Der Baron sah ihr zufrieden in's Gesicht und er sah, daß Freudenthränen ihre Augen füllten.

„Gott straf' mich! Ich weiß nicht, zu welcher Thorheit Du mich nicht überreden könntest, mein Herz. Aber eine Bedingung: Sorge dafür, daß der Junge sich nicht ziert und sich nicht lange bitten läßt, den Talar an den Nagel und die Sporen an die Stiefel zu hängen. Mir sind solche Scenen äußerst fatal, und wenn er kein Kalbskopf ist, muß er die Nothwendigkeit des Schrittes selbst einsehen."

„Dann wird er's einsehen, Papa!"

„Nun, will's hoffen und glauben. Wie ich's ohne Dich aushalten werde, weiß ich nicht. Siehst Du," fuhr er plötzlich zornig auf, indem er sein Pferd zu mißhandeln begann, und das Thier zurückhaltend, fast jedes Wort mit einem Gertenschlag begleitete, „siehst Du, wie Deine Mama ist! Hat das Weib je etwas Vernünftiges gethan? Jemals, seit sie auf der Welt ist? Konntest Du, Gott straf' mich! nicht ein Junge sein, und der arme Zicatapfel von Knabe ein Mädchen?"

Mathilde verwandte sich mitleidig für das Pferd und er hörte auf es zu schlagen. Sie verwandte sich auch mitleidig für ihre Mutter, aber davon wollte der Baron Nichts wissen. Er trug einen tiefen, bittern Haß gegen dieses sanfte, stille Geschöpf in der Brust, und er hielt ihn um so fester, je unmotivirter er war.

„Diese Frau verachtet mich!" sagte er grimmig. „Kein Mensch auf der Welt verachtet mich, obgleich mich, Gottlob recht Viele nicht leiden können, nur diese Frau wagt es, mich zu verachten. Unterbrich mich nicht. Ich weiß es, Gott straf' mich! sie verachtet mich. Sie sagt es nie, aber innerlich thut sie es. Ich bin in ihren Augen ein grober Bauer. Weil ich Nichts lese, weil ich nicht in die Kirche gehe und die Augen verdrehe, darum verachtet sie mich."

„Pfui, Papa, das glaubst Du ja selbst nicht."

„Gott straf' mich! Warum soll ich es nicht glauben? Sie zeigt es mir bei jeder Gelegenheit, aus jedem Blick lese ich es. Wenn sie so den linken Mundwinkel und den linken Nasenflügel in die Höhe zieht, Gott straf' mich! es macht mich wüthend. Wenn ich Dich je die Fratze machen sehe, wahrhaftig, ich würde aufhören, Dich zu lieben. Neulich komme ich an Emil's Bett und der Junge bittet mich, ihm die Medicin zu reichen. „Einen Löffel voll bekäme er," sagt er. Nun, ich bin auch ein Paar Mal krank gewesen, und wenn mir dann ein Löffel verordnet war, nahm ich fünf ein, denn wer weiß, auf was für hysterische Personen „der da" seine Dosen berechnet und ich bin immer gesund geworden. Denke also: das ist ja Dein Kind und gebe ihm zwei Löffel. Kaum hat der Junge sie im Leibe, so verdreht er auch schon die Augen und wird leichenblaß. Isalie kommt hinein und sieht das Kind an. „Um Gottes Willen," fragt sie, „was hast Du mit dem Kinde gemacht?" und schlägt die Hände über'm Kopf zusammen. Ich erzähle ihr also, wie Alles zugegangen und wie es sich verhält. Siehst Du — sie hätte doch zornig werden können, oder so was. — Nein. Nicht ein Sterbenswörtchen sagt sie. Sie macht mir die verwünschte Grimasse mit dem linken Nasenflügel und wendet sich ab."

Nun ritten sie durch den Flecken und schlugen den Weg nach dem Pastorat ein.

„Du wirst oft bei uns sein in Sternhof!" sagte Mathilde.

„Fällt mir nicht ein. Was soll ich bei Euch? Zusehen, wie Du einen andern mehr liebst als mich?"

„Mehr liebe ich ihn gar nicht, Papa. Ich liebe Euch Beide gleich, ich liebe Euch nur verschieden."

„Lüg' nicht, Kind. Wenn wir Beide, der Junge, der Wilhem und ich heute gleichzeitig durch's Eis brächen, Du würfest ihm das Seil zu und ließest mich ruhig ertrinken."

„Nein, Papa, wenn ich in solch' einen Fall käme, ich ertränkte mich mit Euch."

Der Barou lachte. „Hättest Hoffräulein werden sollen, hast immer eine Antwort bei der Hand. Aber siehe einmal, geht da nicht Gretchen?"

Es war in der That Gretchen, die, aus Jacobsburg kommend, eben von der Landstraße ab in den Park einbog.

„Papa, nimm mein Pferd mit und laß mich hier absteigen. Ich hole Gretchen noch ein und komme dann mit ihr zusammen in's Haus."

Sie warf den Zügel dem Vater zu, glitt rasch vom Pferde und eilte, die Schleppe ihres Reitkleides über den linken Arm werfend, der Freundin nach.

Der Baron ritt langsam, Mathilden's Pferd am Zügel führend, in den Hof des Pastorates.

Generalpardon.

„Wie geht's, Reinhart," rief der Baron dem Pastor zu, als er in dessen Zimmer trat. „Aber Du bist ja reisefertig," fuhr er fort, „willst Du ausfahren?"

„Ja, Reinecke," erwiederte der Pastor ungewöhnlich ernst, indem er dem Freunde die Hand reichte, „und es freut mich, daß Du kommst, denn ich wollte eben zu Dir, um Dich abzuholen. Du mußt mich begleiten."

„Ich? Gott straf' mich! Wohin? Und warum machst Du denn ein Gesicht, als ob der Rost in Deinem Waizen wäre oder die Nonne in Deinem Walde?"

„Habe leider allen Grund, ein ernstes Gesicht zu machen. Mir ist traurig und trübselig zu Muthe. Rossel hat seine Insolvenz angezeigt!"

Dem Baron schoß das Blut in's Gesicht, aber er faßte sich rasch und sagte so ruhig, als er es irgend konnte:

„Kein Wunder! Wir haben's lange genug vorausgesehen!"

„Das haben wir, aber damit ist ihm nicht geholfen und ich meine, wir sind nicht von dem Schlage, der — wenn der Freund trotz aller Warnung auf's Eis ging, ausglitt, fiel und das Bein brach — der, sage ich, dabei steht, die Hände in den Taschen, ihm nicht aufhilft und nur noch Galle in seinen Wermuth gießt mit den Worten: „Hab' ich es Dir nicht vorausgesagt."

„Wer ließ ihn so toll darauf loswirthschaften! Mäßig veranschlagt, hat er seine runden dreimal hundertausend Thaler in das Dseltepillen hineingesteckt, und wenn sein Sohn es einmal übernimmt, so braucht er mindestens ein Sechstel der Summe, um die Meliorationen wieder herauszuschaffen."

„Richtig, Reinecke, aber das hilft ihm Alles nichts."

„Glatteis ist Glatteis. Wagten wir uns darauf, wir könnten darüber selbst zu Falle kommen. Rossel — Fuchsberg, wollte ich sagen, ist ein Faß ohne Boden."

„Du thust ihm Unrecht. Er hat viel Thorheiten begangen und guten Rath leichtsinnig zurückgewiesen, aber er hat's gethan, weil er es besser zu zu wissen glaubte. Ein Verschwender aber, ein Faß ohne Boden, ist er eben so wenig, als Du und ich."

„So! Und wo hat er denn das Vermögen seiner Frau gelassen?"

„Als er es in die Hände bekam, da waren ihm die Augen noch nicht aufgegangen und er glaubte, daß er es so am Besten anlege."

„Wie kann ein Mann, der mit Messer und Gabel zu essen versteht und sich seine Weste selbst zuknöpfen kann, wie kann der glauben, daß er das Geld seiner Frau gut anlegt, wenn er es in ein Majorat steckt, oder richtiger, wenn er es mit vollen Händen zum Fenster hinauswirft!"

„Wie dem auch sei, Reinecke, der Rossel meinte es brav und ehrlich, das weißt Du so gut wie ich. Es ist auch nicht Deine Ueberzeugung, die aus Dir spricht, sondern Dein verwünschter Widerspruchsgeist."

„Gott straf' mich! So! meinst Du? Nun, ich will davon aufhören. Habe ich doch — so wie so — Nichts mit ihm zu thun."

„Wie?" sagte der Pastor unwillig; „wie? Du hast Nichts mit ihm zu thun? Ich denke, kein Mensch hat jetzt mehr mit ihm zu thun, als wir Beide."

„Das denke ich durchaus nicht."

„Also Du willst ihn jetzt verlassen in seiner Noth?"

„Ich will ihn nicht jetzt verlassen in seiner Noth, ich habe ihn verlassen, da es ihm noch gut ging, wenn ich auch voraussah, daß die Noth schon hinter seiner Thüre lauerte."

„Und Du willst Dich auch jetzt nicht mit ihm versöhnen?"

„Nein!"

„Weil er Dir einen Hund erschossen hat?"

„Weil er meinen treuen Gefährten gemordet hat, gemordet hat auf meinem eigenen Hof. Gott straf' mich! vor meinem Hause!"

„Und Du willst dem Freunde Deiner Jugend und Deiner Mannesjahre auch jetzt nicht die Hand reichen zur Versöhnung, wo er verarmt und von aller Welt verlassen, wo der große und kleine Pöbel schadenfroh über den arm gewordenen Reichen spottet? Willst es nicht thun, weil er Dir Deinen Neufoundländer erschossen im Aerger und Jähzorn?"

Der Baron stampfte zornig mit dem Fuß auf den Boden.

„Gott straf' mich! Nein, ich will nicht!“

Der Pastor kreuzte die Arme über die mächtige Brust, als ob er das, was da in ihm kochte und siedete, gewaltsam niederhalten wollte:

„Glaubst Du, Reinecke,“ sagte er sehr langsam, „daß Du iu Deinem Leben nie etwas gethan hast, was unrecht war?“

„Ich habe oft ein Unrecht gethan, aber ich habe nie verlangt, daß man's mir verzeihen solle, ehe und bevor ich mein Unrecht bekannt.“

„Das verlangt auch nicht Rossel von Dir.“

„Wer denn?“

„Dein Herr und Gott!“

„Der bekümmert sich viel um Fuchsberg's und meine Händel.“

„Ich sage Dir, daß Der, ohne dessen Willen kein Sperling vom Dache fällt, Sich um Euren Handel so viel kümmert, wie um die Streitigkeiten der Großmächte.“

„Und was verlangt Er denn von mir?“

„Er verlangt von Dir, daß Du Euren Zwist jetzt vergißt, daß Du jetzt beweist, daß Christen und Leute von Ehre keine Freundschaft schließen, um zusammen Portwein zu trinken und Hasen zu schießen, daß Christen und Leute von Ehre sich wohl von Freunden lossagen können für eine Zeit, bis sich die Galle in ihnen vertheilt, aber daß sie am Platze sind, so bald der erste Feuerruf ihr Ohr erreicht, ein Jeder mit dem was er hat, der Eine mit der Feuerspritze, der Andere mit einem alten Eimer oder Spann. Er verlangt von Dir, daß Du mit mir fährst, zu Rossel kommst und sprichst: „Ich habe Dir Unrecht gethan, Bruderherz! Vergiß und vergieb! Nun stütze Dich auf meine Schulter und auf die unseres anderen Freundes und sei nicht rücksichtsvoll und blöde, das ist jetzt nicht am Platz, stütze Dich so stark Du's brauchst und so lange als Du's nöthig hast, denn Gott der Herr gab uns ein Paar starke Schultern!“ — Siehe, Reinecke, das verlangt Gott von Dir!“

„Gott straf' mich! Ich soll ihn noch um Verzeihung bitten?“

„Das ist noch nicht Alles. Er verlangt auch noch von Dir, daß, wenn er Dich zurückweist und will Dir nicht verzeihen, Du noch ein Mal zu ihm

kommst und noch ein Mal bittest und immer wieder, bis er Deine Hülfe annimmt."

„Gott straf' mich! Du bist toll, Reinhart! Ich soll ihn um Verzeihung bitten? Und wenn er mir nicht verzeiht, soll ich ihn noch ein Mal um Verzeihung bitten?"

„Das sollst Du. Und Du sollst sprechen in Deinem Herzen: Mein Freund ist stolz! Da er meine Freundschaft entbehren konnte im Glück, schämt er sich, sie anzunehmen im Unglück."

„Und wenn ich das nicht thue? Wenn ich der Meinung bin, daß es nicht an mir ist, um Verzeihung zu bitten, sondern an ihm?"

„Du weißt sehr wohl, daß Du es warst, der aus einem Funken ein Feuer anblies, das Eure Freundschaft fraß. Aber selbst wenn Du im Recht wärest, müßtest Du ihm vergeben."

„Aber wenn ich es nicht thäte?"

„Dann," sagte der Pastor, „dann wird Gott Dir auch nicht Deine Sünden vergeben."

„Du sprichst ja, als ob Du Gottes Vergebung nur so im Sack hättest?"

„Ich spreche so, wie ein Christ wohl sprechen darf und wie ein Geistlicher sprechen muß."

„Höre, liebster Freund, Du wirst doch nicht anfangen, mir gegenüber den Geistlichen herauszukehren!"

„Gerade Dir gegenüber. Glaubst Du, daß ich nur den Bauern und Knechten gegenüber meine Stimme erhebe, und, ein stummer Hund, schweige, sobald ein Vornehmer in den Hof tritt?"

„Ich meinte nicht, daß Du den Geistlichen bei Seite setzen solltest, weil ich kein Bauer, sondern weil ich Dein Freund."

„Du nennst Dich meinen Freund. Gut. Ich bitte Dich, fahre nicht auf, höre mich zu Ende. Wenn ich sage, Du nennst Dich meinen Freund, so soll damit keineswegs gesagt sein, daß ich nicht aus tausend Handlungen gesehen habe, daß Du es bist; aber vor der Hundegeschichte glaubte Fuchsberg das auch von Dir, und wie ich jetzt einsehe, hat er sich in Dir getäuscht. Wer steht mir dafür, daß ich Dich nicht auch einmal durch ein Wort verletze, und dann zwischen uns ebenso Alles aus ist, wie jetzt zwischeu Dir und ihm. Daß wenn ich dann verarme, wenn ich mein Pastorat verliere

und in's Elend wandern muß, Du ruhig sagst: Ich habe es lange vorhergesehen! mit den Schultern zuckst uud Dich abwendest."

„Reinhart, Gott straf' mich, Du redest harte Worte!"

„Ich rede wie es mir um's Herz ist. Willst Du auf Deine alten Tage Dich ändern, ein Anderer werden, so thue es. Ich kann Dich nicht halten, so gern ich es wollte. Ich aber," fuhr der Pastor mit erhobener Stimme fort, ich will all' den alten, guten, rechten Stolz des Kurländers nicht aufgeben, und wenn mir nur die Wahl bleibt zwischen dem glücklichen und reichen und dem unglücklichen und armen Freunde, so trete ich zu Letzteren und rufe ihm zu: Lege Dich frei aus und fahre tapfer zu, Dein Waffenbruder im Kampf des Lebens deckt Dir den Rücken!"

Der Baron war kreidebleich geworden. Unruhig, die Lippen über einander gepreßt, schritt er im Zimmer auf und ab, dazwischen einen Blick auf die hohe Gestalt des Pastor's werfend, der, an das Fensterbrett gelehnt, ihm gegenüber stand. Endlich trat er zum Freunde und reichte ihm seine kleine feine Hand, die in des Pastors Rechte wie die Maus in der Löwenkralle verschwand.

„Du bist ein lieber guter Mensch, Wolfschild, und ich bin Dir mehr Dank schuldig, als Du weißt und glaubst. Komm, wir wollen fahren."

„Wußt ich's doch, Reinecke, daß ich mich nicht in Dir getäuscht," rief der Pastor warm, „und daß, wenn man nur derb zugreift, sie anpackt und wegbiegt die Disteln, der schönste Weizen darunter sprießt. Wohlan denn, komm!"

Als sie in den Wagen stiegen, gedachte der Baron Mathilden's.

„Ich habe Mathilde mit," sagte er. „Nun, sie wird nicht unzufrieden sein, etwas länger bei der künftigen Schwägerin bleiben zu können."

Der Pastor blickte ihn verwundert an. Es war das erste Mal seit den ersten Auseinandersetzungen, daß des Verhältnisses ihrer Kinder in ihrem Gespräch Erwähnung geschah.

„Sieh', Reinhart," fuhr der Baron fort, während der Wagen Dseltepillen zurollte, „ich deuke, wir müssen alleweile doch daran denken, unseren Kindern das Nest zu bauen."

Der Pastor schüttelte nachdenklich den Kopf.

„Höre, Bruder," sagte er endlich seufzend und halbverzagt, „sollten wir's nicht wenigstens versuchen, ob der Wilhelm nicht doch dabei Pastor

bleiben und mein Nachfolger werden kann. Wenn ich daran denke, daß es nun vorbei sein soll mit den Wolfschild's in Jakobsburg, in fremde Hände kommen soll, was mein Geschlecht seit Jahrhunderten so sorgfältig gepflegt, da wird es mir gar zu traurig um's Herz. Was wird der Fremde wissen von meiner Gemeinde? Wie wird er ein rechtes Herz haben für die Kranken und Alten, die er nicht gesund und nicht jung gekannt? Wie wird er sich zurecht finden unter den 10,000, wenn ihre Namen nicht schon an seiner Wiege getönt, wenn ihn nicht der eigene Vater einführt in seinen Wirkungskreis, ihn lehrt, wie der Einzelne anzufassen ist, daß er ein rechter Christenmensch bleibe, wer anzutreiben und wer zurückzuhalten, bei wem ein freundliches Wort am Platz und wer nach einem Donnerwort verlangt? Wird er, der Fremde, die Kirchenkasse nicht liegen lassen und verwahrlosen, die wir so sorgfältig gesammelt, bewahrt und vor allen Anfechtungen behütet haben?"

„Reinhart," sagte der Baron lächelnd, indem er seine Hand auf die Schulter des Freundes legte, „es giebt ja auch sonst noch tüchtige Geistliche außer den Wolfschild's!"

„Gewiß, Reinecke, gewiß. Fern sei es von mir, zu leugnen, daß unter meinen Amtsbrüdern viele sind, die uns gleich, viele, die uns an Tüchtigkeit übertreffen, obgleich mir die meisten jüngeren nicht eben gefallen, aber bei uns zu Lande hat der Geistliche mit so viel Schwierigkeiten zu kämpfen, daß Derjenige, der in einem Pastorat erwuchs, in ungeheurem Vortheil ist. Denn früh schon lernt er sich orientiren, erwirbt er sich Personalkenntniß, liebt und wird geliebt, und Freundschaftsbande schließt schon der Knabe. Glaube mir, unser Bauer ist ein eingefleischter Conservativer. Er liebt nicht den einzelnen Mann, der gestern kam und morgen geht, er liebt das Geschlecht; er hängt an der Familie, und wie das Gesinde übergeht vom Vater auf den Sohn, so will er's auch im Pastorat haben. Und dann, Reinecke! Zu meiner Schande sei es gestanden, ich denke dabei nicht nur an die Gemeinde, ich denke auch an den Grund und Boden. Es ist eine eigene Art Lehm, den ich da habe im Pastorat. Er wird ihn nicht zu behandeln verstehen, der Fremde. Er wird ihn zu stark düngen mit Stalldünger, und das verträgt er nicht, (obgleich er Superphosphat liebt), er wird ihn völlig verderben. Und ebenso ist's mit der Wiese. Die will auch ganz eigenartig behandelt sein. Läßt Du sie zu naß, so wachsen eitel Vergißmeinnicht darauf, und wird sie zu trocken, so wächst nicht das geringste Hälmchen. Siehst Du, wenn ich denke, daß er mir meine Rosen verwildern und meine Obstbäume vermoosen läßt,

daß er meine Eichen umhaut, so dreht sich mir das Herz im Leibe um. Was meinst Du? Wollen wir's versuchen? Vielleicht geht es?"

Der Baron schüttelte den Kopf. „Schmerzlich mag es Dir wohl sein," sagte er, „das Pastorat auf Deinen Sohn nicht übergehen zu sehen, das wird jedoch dadurch nicht besser, daß wir eine Thorheit begehen wollen. Wenn's denn sein soll, so müssen wir dem Jungen von vornherein eine Stellung in der Welt geben. Wollen wir doch auch an die Kinder selbst denken. Sollen sie jahrelang verlobt bleiben? Jung geschlossene Ehen werden immer die glücklichsten. Also höre, was ich vor habe. Ich will das Sternhof Mathilde abtreten. Es ist groß genug, den jungen Leuten ein reichliches Auskommen zu gewähren, und doch auch nicht so groß, dem Anfänger in der Landwirthschaft einen allzufreien Spielraum für Experimente zu gestatten. Dazu liegt es gerade zwischen mir und Dir, wir haben's Jeder gleich weit zu den Kindern, und will's Gott verleben wir bei und mit ihnen noch eine zweite Jugend. Schreibe also Deinem Wilhelm, er möge zurückkommen, und dann wollen wir's den Beiden so traulich einrichten als es immer geht."

„Erst muß er aber seine Examina machen," sagte der Pastor lebhaft. „Darauf bestehe ich."

„Gott straf' mich! Wozu? Soll er sich bei sich selbst als Gutsprediger anstellen lassen?"

„Nein, aber er soll seine Lehrjahre zum Abschluß bringen."

„Thorheit! Wird nicht allzuviel gelernt haben, denke ich. Gott straf' mich! Er sah mir nicht darnach aus. Sei nicht grausam und verbitt're den Kindern nicht um einer Grille Willen ihr Jugendglück. Der Weizen in Sternhof wird nichts darnach fragen, ob der Gutsherr vom heiligen Nepomuk etwas weiß oder nicht."

„Nun, wir wollen ihn selbst fragen," meinte der Pastor. „Ich denke mir, es wird ihm selbst angenehm sein, die Studien auch officiell zu einem Abschluß zu bringen. Ich wenigstens würde in seiner Stelle das einmal Begonnene nicht aufgeben, ehe ich es vollendet."

„Ach was! Man kann ein grundgelehrter Mann sein, ohne je ein Examen gemacht zu haben, und Mancher, der seine richtigen drei Diplome in der Tasche hat, ist dumm wie ein Stiefel."

„Mag schon vorkommen, aber die Regel ist's nicht, und die Diplome geben Einem erst ein rechtes Selbstvertrauen."

Der Wagen fuhr rasselnd über den Hofplatz von Dseltepillen und hielt vor der Freitreppe.

„Mönchlein, Mönchlein, ich gehe einen schweren Gang," sagte der Baron lächelnd, indem er neben dem Pastor die Stufen emporstieg.

In seinem Schreibzimmer saß der Herr von Fuchsberg und lauschte den leisen Trostesworten, die ihm seine neben ihm sitzende Frau zuflüsterte. Nicht ein Wort des Vorwurfs hatte sie auch jetzt, da sich erwiesen, daß nicht nur der letzte Pfennig ihrer eigenen bedeutenden Mitgift verloren, sondern die ganze Familie an den Bettelstab gekommen. Mußte auch ihr ältester Sohn wieder einmal ein reicher Mann werden, für die übrigen Kinder blieb Nichts. Und sie hatte es sich doch nicht leicht werden lassen als Gattin und Mutter; hatte gearbeitet und gespart trotz der rüstigsten Handwerkersfrau, hatte still und einsam gelebt und jeden Kopeken zehnmal umgewandt, ehe sie ihn ausgab. Und doch war Alles vergebens gewesen. Aber das war noch nicht das Schlimmste. Die Söhne konnten eine Erziehung erhalten, die sie befähigte, einst eine würdige Stellung einzunehmen, sich ein reichliches Auskommen zu schaffen; die Töchter konnten — auf den angesehenen Namen gestützt, wie auf den Bruder, den Majoratsherren — einst eine standesgemäße Heirath zu schließen hoffen; doch das Schlimmste war die zerstörende Wirkung, die das Scheitern all' seiner Pläne auf den Herr von Fuchsberg selbst ausgeübt. Die letzten Jahre, die entsetzlich langen Jahre, in denen er das Unvermeidliche kommen sah, hatten ihn fast zum Greise gemacht. Kummer und Sorge um die Zukunft der Seinen, die Demüthigungen, die mit dem Verarmen unzertrennlich verbunden, hatten an seinem Lebensnerv genagt bei Tag und Nacht. Zu spät hatte er eingesehen, daß er kein Geschäftsmann, daß er Vieles unternommen, wovon er Nichts verstand, und ach! er hatte es erst eingesehen, als er — der fleißige, thätige Familienvater, der stolze Majoratsherr von Dseltepillen — nun wie ein Hase gehetzt ward von seinen Gläubigern, wie ein leichtsinniger Bruder Studio bei Einem borgen mußte, um den Andern zu bezahlen.

Und jetzt tröstete ihn sein Weib und holte hervor, was irgend den gebrochenen Mann aufrichten konnte. Sie hob hervor, daß seine Gläubiger ihm jedenfalls so viel aussetzen würden, um ihren Kindern eine treffliche Erziehung geben zu können, und daß ihnen dieses in der Stadt leichter gelingen müßte, als auf dem Lande. Sie versicherte, daß mit der Uebersiedelung in

die Stadt einer ihrer Lieblingswünsche erfüllt würde (obgleich sie das Stadtleben haßte), und sie es gern mit dem Landleben vertauschte. Sie war der Ueberzeugung, daß bei einer fremden Verwaltung, die sich nicht aus Gutmüthigkeit mißbrauchen lasse, das Gut gewiß das Doppelte tragen werde und sie in höchstens zehn Jahren schuldenfrei dastehen würden. Sie ging sogar so weit, zu behaupten, daß es ihr lieb sei, daß sie nun kein Vermögen besäßen, indem ihre Kinder dadurch vor dem „Verjunkern" bewahrt würden. Sie wies darauf hin, daß sie es immer noch besser hätten, als viele, viele ihrer Mitmenschen. Sei doch ihr Gewissen rein von Vorwürfen, da sie Alles nur zu gutem Zweck, in guter Absicht gethan. So lange aber ihr Wappenschild fleckenlos, könnten sie kühn ihr Haupt erheben, und in dem Gefühl ihrer unbefleckten Ehre, ihrer treuen, ehrlichen Liebe zu einander, ihrer geistig und körperlich reich begabten Familie — Gott von ganzem Herzen dankbar und sehr glücklich sein.

So sprach sie in ihn hinein und schmiegte sich fest an ihn, küßte seine Hände und zog sie fort von seinem Gesicht, und wer ihr jetzt in's Auge gesehen, in's Auge voll warmer, treuer, aufopfernder Liebe, der hätte in ihr nicht die stolze Frau von Fuchsberg erkannt, die ihres Hochmuths wegen in der Gegend ebenso übel berufen, wie ihrer Thätigkeit wegen anerkannt war.

Als sie den Wagen vorfahren hörte, erhob sie sich und trat an's Fenster. Als sie den Herrn von Langerwald erblickte, bedeckte eine jähe Röthe ihr Gesicht und der harte, herbe Ausdruck ihres Gesichtes, trat wieder in sein Recht.

„Wolfschild hat den Götzenhöf'schen mitgebracht," sagte sie mit rauher Stimme. „Vergiß nicht, was Du unserer Armuth schuldig bist. Ich will hinaus schicken und ihm sagen lassen, daß Du nicht empfängst."

Und ehe noch ihr Mann Etwas erwiedern konnte, eilte sie aus dem Zimmer.

Aber schon hatte der Diener die Antwort gegeben: „daß der Herr Baron zu Hause sei" — und die Freunde traten in das Zimmer, noch ehe seine Bewohner es verlassen.

„Ich bringe Dir einen alten Freund," sagte der Pastor, indem er Fuchsberg die Rechte reichte und mit der Linken auf den Herrn von Langerwald wies. „Er war lange auf der Reise, jetzt hat er sich auf die Heimath besonnen und ist heimgekehrt."

Aber Fuchsberg rührte sich nicht und schwieg.

„Hast Du keinen Willkommensgruß für mich, Fuchsberg?“ fragte Langerwald.

Der Angeredete schwieg.

„Nun, wenn Du mich nicht haben willst, so kann ich auch wieder gehen,“ sagte Langerwald trotzig und wandte sich zur Thüre. Aber der Pastor ergriff ihn am Arm und hielt ihn zurück.

„Halloh,“ rief er, „so kommt Ihr nicht auseinander. Reineke, Rossel, könnt Ihr wirklich, nun, da Ihr einmal zusammen seid, so auseinander gehen? Reineke, denke daran, was Du mir heute versprochen!“

Herr von Langerwald sah einen Augenblick nachdenklich zu Boden und wer sein Gesicht genau kannte, der sah, wie sein Trotz und seine gute, versöhnende Absicht in ihm kämpften, dann eilte er rasch auf Fuchsberg zu, hielt ihm die Hand hin und rief:

„Schlage ein, Bruderherz! Ich habe Dir Unrecht gethan, ich bitte um Generalpardon!“

Der „von Fuchsberg“ schlug nicht ein, aber er umarmte den wiedergewonnenen Freund.

„Trotzköpfe!“ murmelte der Pastor und rieb sich die Hände. „Prächtige Trotzköpfe!“

Erwägungen.

Wir überlassen die Freunde nun sich selbst und folgen Mathilde, die, wie der geneigte Leser sich erinnern wird, der hinter den Bäumen des Parks verschwindenden Freundin nacheilte. Wir können das um so sorgloser, da wir deu Herrn von Fuchsberg in guter Hut wissen. Der Pastor wußte, was er that, als er alle Saiten anschlug, des Freundes Herz zu rühren, denn er wußte, daß Herr von Langerwald, wenn er einmal warm wurde, vor keinem Opfer zurückschreckte. Auch abgesehen von aller materiellen Hülfe, an der er es in solchen Fällen nie fehlen ließ, war er durch seine Geschäftskenntnisse und seinen praktischen Blick ein nicht genug zu schätzender Bundesgenosse.

„Weder meine Geldmittel noch meine Erfahrung in solchen Dingen reichen weit genug, um Fuchsberg zu helfen," dachte der Pastor, „geholfen muß ihm aber werden, — also muß Reineke dran. Es muß gehen!"

Und es war gegangen, und wir können nun die Freunde sich selbst überlassen und den Freundinnen folgen.

„Grüß Dich Gott, mein Gretchen," rief Mathilde, als sie die Freundin eingeholt, und drückte sie zärtlich an sich. „Puh! ich bin völlig außer Athem. Laß uns einen Augenblick stehen bleiben. Kommst Du von der Doktorin?"

„Ja!"

„Nun, und ist Paul zurück?" fragte Mathilde rasch.

„Nein, noch nicht," aber die Mutter erwartet ihn täglich."

„Was mag er nur so lange auf sich warten lassen?" rief Mathilde ungeduldig. „Ich begreife es nicht, wie ein Mann so unpünktlich sein kann."

„So dürfen wir nicht urtheilen, Mathilde," sagte Gretchen, leicht erröthend. „Er macht sein Doktorexamen, ich glaube Promotion nennt man das, und da mag ihm wohl etwas in die Quere gekommen sein, das ihn

länger zurückhält, als er glaubte. Sonst ist es nicht seine Art, unpünktlich zu sein."

„Nun, sei nicht böse, mein Schwesterchen! Du weißt, ich meine es es nicht schlimm. Aber siehst Du — Du hast gut geduldig sein. Sobald er ankommt, kommt er zu Euch, er selbst und mit ihm seine Nachrichten von Wilhelm. Ich aber muß dann vielleicht noch lange warten, bis ich ihn ein Mal bei Euch treffe."

„Ich verspreche Dir, daß ich, sobald ich ihn gesprochen, zu Dir nach Götzenhof kommen will."

„Ich danke Dir und hoffe auf Dich. — Sage, hast Du Eile? Mußt Du in's Haus?

„Nein, warum?"

„Dann wollen wir hinuntergehen zu den drei Eichen unten am Bach. Komm! Da plaudert sich's so hübsch."

„Weißt Du auch," fuhr Mathilde fort, als sie einen andern Pfad eingeschlagen, „daß ich heute sehr vergnügt bin, und allen Grund dazu habe?"

„Nun?" sagte Gretchen und sah die Freundin gespannt an.

„Denke Dir! Als wir hierher ritten, begann Papa ganz plötzlich — wie aus der Pistole geschossen — von uns zu sprechen, von Wilhelm, seinem Verhältniß zu mir und von unserer Zukunft. Er will uns Sternhof ganz abtreten, da sollen wir hausen, wir Beide „mutterseelenallein," und den ganzen Tag Nichts thun, als uns lieben."

Mathilde stieß einen lauten, gellenden Jubelschrei aus, und ihren Reithut in die Luft werfend, fing sie ihn wieder auf, und wiederholte dieses Experiment noch ein Mal, indem sie ihren Hut noch höher warf. Dann faßte sie Gretchens Hand, zog diese, ehe Gretchen es hindern konnte, an ihre Lippen und wiederholte den Schrei und das Experiment mit dem Hut.

„Pardon, mein Gretchen," rief sie, „aber ich kann nicht anders. Ich hätte sonst ersticken müssen vor Jubel und Lust. Doch hier sieht uns ja Niemand, und ich kann Keinen durch meine Unweiblichkeit verletzen."

„Sagte das Dein Vater?" fragte Gretchen erstaunt.

„Ja, das sagte er. Nun fehlt also nur noch Wilhelm, und ich denke, er wird nicht zu lange auf sich warten lassen. Ach Gretchen! das wird köstlich sein. Dann muß mir Papa einen neuen char-à-banc schenken und in dem hole ich Dich alle Freitag ab, zu uns nach Sternhof. Dann bleibst

Du bis Dienstag bei uns, bist lieb und gut, schiltst uns bisweilen, wenn wir gar zu ausgelassen sind, und läßt Dich übrigens von uns gründlich verwöhnen. Ja, ja, schüttle nur den Kopf — das hilft Dir Alles nichts. Des Sonntags wegen brauchst Du Dir keine Sorge zu machen. Wir schicken Dich zur Kirche, und wenn Du uns recht streng ansiehst, fahren wir auch mit. Siehst Du, der Sonntag ist — so wie so — ein langweiliger Tag, da kann man ja an ihm nichts verderben."

„Schäme Dich, Mathilde, so zu sprechen."

„Ich schäme mich schon, aber zurücknehmen kann ich es nicht. Langweilig finde ich die Kirche nun einmal, recht erschrecklich langweilig."

„Darüber solltest Du keine Scherze machen, Mathilde," sagte Gretchen bedenklich.

„Es mag wohl recht sündhaft von mir sein, aber ändern kann ich es deshalb doch nicht. Aber wenn es Dir unangenehm ist, so kann ich davon schweigen und will es auch, namentlich da ich den lieben Gott nicht genug dankbar sein kann für das Arrangement, das er neulich, offenbar mir zur Liebe, in der Kirche getroffen."

„Was ist das nur wieder?"

„Siehst Du, neuerdings setzt sich der Herr Fleckenvorsteher immer in den Kirchenstuhl vor uns, und da kann ich mich hinter seinem breiten Rücken trefflich vor den Blicken Deines Vaters verstecken und ein prächtiges Schläfchen halten. — Nun aber, ich will Dir lieber den Sonntag Abend ausmalen. Dann kommen Dein Vater und mein Papa, Deine Mutter und meine Mama alle vier zu uns. Dazu laden wir uns den Felix ein, und wenn er zu haben ist, auch den Paul. Felix, Papa und Vater spielen dann Karten und unterdessen liest uns Wilhelm aus einem hübschen Buche vor. So etwas von Boz oder Hackländer oder sonst etwas Lustiges. Ein Mann ist, wenn er liest, immer taub und blind. Er merkt es daher nicht, daß ich irgend etwas für ihn arbeite, obgleich ich neben ihm sitze. Gelt, Gretchen, das wird schön sein?"

„Gewiß, Mathilde."

„Weißt Du aber, was noch schöner sein wird? Mit ihm umherreiten zu dürfen, so ganz allein, ohne daß irgend Jemand daran Anstoß nehmen kann. Wir werden uns dann so lange in der frischen Luft umhertreiben, als es uns irgend gefällt, und wenn wir einen schönen Baum finden und

einen kühlen Schatten, so binden wir die Pferde an den Baum und lagern uns in den Schatten. Gelt, wird das nicht schön sein?"

„Gewiß."

„Dann habe ich noch einen Lieblingswunsch, den muß mir Wilhelm durchaus erfüllen."

Sie hielt inne und schwieg eine Weile, als erwartete sie, daß Gretchen sie fragen sollte, welches dieser Wunsch sei, aber als sie bemerkte, daß diese starr vor sich hinblickte und offenbar an andere Dinge dachte, sagte sie mißmuthig: „Ach, ich langweile Dich gewiß durch mein Geschwätz?"

„Durchaus nicht. Welches ist denn dieser Wunsch?" fragte Gretchen, die Mathilden's Frage wohl in ihre Gedanken hineinschallen gehört, aber sich jetzt erst bewußt wurde, was sie eigentlich bedeuten solle.

„Er interessirt Dich doch nicht, also wozu soll ich ihn Dir nennen?"

„O bitte. — Er interessirt mich gewiß."

„Nun, es ist der Wunsch, daß Wilhelm mich mitnimmt auf die fliegende Jagd. Papa thut's nicht, so viel ich ihn auch bitten mag. Er behauptet, das wäre nichts für Frauenzimmer. Aber ich bitte Dich, warum soll ich nicht mitreiten? Ich reite und setze doch gewiß nicht schlechter als die Herren und weiß mit der Flinte so gut umzugehen wie sie. Wilhelm wird's mir schon erlauben," sagte sie und nickte siegesgewiß mit dem Kopfe.

„Ich kann mir nicht denken, daß Wilhelm seiner Frau erlauben wird, auf die Jagd zu reiten," erwiederte Gretchen.

„Aber warum denn nicht?"

„Weil es sich für eine Frau nicht schickt, und wenn es schon scheint, als ob die Männer Besseres thun könnten, als arme wehrlose Hasen und Rehe zu tödten, so soll eine Frau jedenfalls andere Dinge thun."

„Du bist auch gar zu streng, mein Schwesterchen."

„Ich glaube nicht, daß ich darin zu streng denke, wenn ich finde, daß eine Frau ihre Hände rein erhalten soll von Blut, und wäre es auch nur Hasenblut, und daß sie nicht theilnehmen soll an den wilden Reitervergnügungen der Herren."

„Sage, Gretchen," fragte Mathilde, „wie denkst Du Dir eigentlich Dein künftiges Heimwesen?"

Gretchen erröthete. „Mit dem hat es noch gute Wege," sagte sie ausweichend. „Das Haus ist vielleicht noch nicht erbaut, in dem ich es aufrichten werde."

„Mache keine Ausflüchte, Schwesterchen. Was dem Einen recht ist, ist dem Andern billig. Ich habe Dir ein Bild aus meiner künftigen Häuslichkeit ausgemalt, nun vergilt es durch ein Bild aus der Deinigen."

„Ja, Du hast's leichter als ich mit Deinem Sternhof. Ich weiß ja noch gar nicht, ob ich einmal in der Stadt lebe oder auf dem Lande."

„In der Stadt, jedenfalls in der Stadt," rief Mathilde. „Was soll denn ein Jurist auf dem Lande?"

Gretchen wollte Einwendungen erheben gegen den Juristen, aber Mathilde ließ das nicht zu.

„Nun denn, ich denke mir, wir hätten eine kleine aber trauliche Wohnung in einer recht einsamen Straße, aber sie dürfte nicht allzu abgelegen sein, damit mein Mann es nicht zu weit hätte zur Behörde. Mit vier Zimmer hätten wir genug. Da unsere Wohnung nach der Sommerseite gelegen ist, so gedeihen meine Blumen vortrefflich. Unser Ameublement ist einfach aber recht solid, und vielleicht gelingt es uns, Alles aus unpolirtem Eichenholz herstellen zu lassen. Die Wohnung muß recht voll sein und wenigstens zwei Kamine haben, einen im Aufenthaltszimmer und einen im Schlafzimmer. An den Wänden haben wir in großen Stahlstichen Murillo und Raphael. Sehr groß und hell muß die Küche sein, denn wir haben nur ein Mädchen und da muß ich schon selbst nach dem Rechten sehen.

„Wir haben nur wenig Verkehr und daher sind wir viel allein. Am Abend liest mir mein Mann vor aus der Geschichte des Landes, aus den Zeitungen, oder er sucht mir, so weit ich es verstehen kann, die Bedeutung und den Inhalt seines Faches deutlich zu machen, und er ist dabei sehr geduldig und hat viel Nachsicht mit mir. Am Tage, während er seinen Geschäften nachgeht, sorge ich erst dafür, daß Küche und Haus in Ordnung ist, und setze mich dann mit einer Handarbeit an's Fenster und denke darüber nach, was er mir am vergangenen Abend gesagt oder vorgelesen. Kommt er dann nach Hause, so theile ich ihm das Gedachte mit, und er freut sich über das, was ich verstanden, und erklärt mir, was mir noch dunkel geblieben. Am Sonntag Morgen gehen wir Beide in die Kirche und zwar schon ganz früh, damit wir die schöne Liturgie nicht versäumen, und besuchen am

Abend den Prediger. Der kommt dann auch zuweilen zu uns in's Haus, zugleich mit dem einen oder andern Freunde meines Mannes. Da sprechen sie denn über allerlei neue Verordnungen und Erlasse, reden von diesem und jenem Veralteten, das erneuert werden müßte, und erwägen die Mittel und Wege, die dazu führen könnten. Und siehst Du, da weiß nun mein Mann überall am besten Bescheid, und bildet sich doch nichts darauf eiu. Wäre das nicht schön?"

„So alle Welt schön könnte ich mir ein solches Leben nicht gerade denken, Gretchen, doch die Anschauungen sind darin verschieden . . ."

„Und könntest Du Dich denn dabei glücklich fühlen, Mathilde, wenn Wilhelm als Dein Mann kein höheres Ziel hätte, als Dich glücklich zu machen und keine andere Beschäftigung, als mit Dir durch Feld und Wald zu schweifen oder Dir lustige Bücher vorzulesen?"

Mathilde sann einen Augenblick nach, dann sagte sie schalkhaft: „Es mag wol recht oberflächlich von mir sein, wie ich denn selbst glaube, daß ich ein sehr oberflächliches Geschöpf bin, aber ich denke mir, daß wenn meines Mannes Beschäftigung nur eine solche wäre, ich mich dabei sehr glücklich fühlen könnte. Warum soll ich denn durchaus nur um anderer Leute willen leben und für Andere, und nicht um meinetwillen und für mich?"

„Weil das nicht Deine Aufgabe ist," sagte Gretchen lebhaft. „Weil uns Gott nicht dazu geschaffen hat, um uns an unserem eigenen Spiegelbilde zn erfreuen. Weil er es so geordnet hat, daß der einzige Weg zum Glück nur über die Leiche unseres Eigenwillens führt, und wir nur danu selbst glücklich werden, wenn wir immer nur daran denken, Andere glücklich zu machen."

„Aber wenn ein Jeder nur immer an den Andern dächte, so würde ja daraus schließlich eine ganz alberne Verwirrung entstehen! Denke Dir z. B., ich komme zu Dir in's Zimmer (entschuldige, daß ich ein so einfaches und vielleicht unpassendes Bild wähle, aber mir fällt gerade kein anderes ein), also ich komme z. B. zu Dir, und es steht nur eiu Stuhl im Zimmer. Du denkst nur au mich und willst Dich darum nicht auf ihn setzen, ich nur an Dich, und will Dich also nicht stehen lassen, während ich sitze. Folglich müssen wir Beide stehen."

„Nein. Einmal wird der Stuhl in der Regel uns Beiden Platz geben, wenn wir nur die rechte Absicht haben, auf ihm neben einander auszukommen,

und dann selbst, wenn das nicht der Fall ist, und wir wirklich Beide stehen, so werden wir Beide in dem Gefühl, um eines Anderen Willen zu stehen, aus Rücksicht für einen Anderen zu stehen, unsere Müdigkeit nicht fühlen. Denke Dir, daß eine Jede von uns nur an sich dächte. Wir werden dann um den Stuhl so heftig streiten, daß doch Keine von uns zum Sitzen käme, und wir würden uns über dem Streiten nur noch mehr ermüden."

Mathilde lachte und küßte Gretchen auf die Wange. Dann sagte sie wieder ernst:

„Nun sage aber, Schwesterchen, wann will denn nun Wilhelm eigentlich kommen?"

„Aus seinen Briefen ist darüber Nichts zu entnehmen, aber ich denke, Paul wird uns darüber genauere Nachrichten bringen. Du weißt ja," fügte sie seufzend hinzu, „wie kurz und kalt Wilhelm's Briefe allmählig geworden, und daß es mir nicht gelungen, von ihm zu erfahren, was ihn so sehr verändert hat, daß er uns Nichts mitzutheilen weiß als Sarkasmen über die conservative Partei in Preußen oder über die preußische Geistlichkeit."

„Weißt Du," sagte Mathilde nachdenklich, „daß mir schon oft der Gedanke gekommen, ob wir uns nicht am Ende ganz unnütze Sorge machen, und hinter dem Allen nichts weiter steckt, als daß er nicht Theologe bleiben will und sich nur nicht entschließen kann, es dem Vater zu sagen."

„Auch das würde mir sehr wehe thun, Mathilde, denn ich weiß, wie schwer mein Vater eine solche Sinnesänderung ertrüge. Es wird ihm schon ohnehin schwer genug, sich darin zu finden, daß Wilhelm einmal nicht Geistlicher sein und sein Nachfolger werden soll, wie sehr müßte er wol darunter seufzen, wenn er sähe, daß nicht äußere Verhältnisse, sondern seine ungeistliche Gesinnung die Schuld daran trügen."

„Mathilde machte ein Gesicht, als ob sie an diesem Kummer nicht sehr theilnehmen könne, aber sie schwieg.

„Vater ist überhaupt mit Wilhelm sehr unzufrieden," fuhr Gretchen fort, „und wir sind es Alle. Ich glaube nicht, daß es Vater um ihn verdient hat, von seinem Sohn, für den er zu jedem Opfer bereit, so stiefmütterlich behandelt zu werden."

„Sage Gretchen — glaubst Du, daß Wilhelm dort in Berlin leichtsinnig lebt?"

„Ich fürchte es, denn ich kann mir sein Verfahren nur so erklären. Er hat ein zu gutes Herz und die Eltern zu lieb, um sie aus einem andern Grunde, als nur aus Leichtsinn, so sehr zu vernachlässigen.“

„Hat denn aber Paul gar nichts darüber geschrieben?“

„Nein, aber ich fühle es seinen Briefen an, daß er uns etwas sehr Schmerzliches verschweigt. Es ist ja auch ganz natürlich, daß er es nicht sein will, der — . . .“

„Wie?“

„Nun,“ sagte Gretchen zögernd, „der uns vielleicht Unangenehmes über unsern Bruder sagen müßte.“

„Gretchen,“ sagte Mathilde ängstlich, „Du weißt gewiß mehr und willst es mir nur nicht sagen. Ich bitte Dich — was ist es?“

„Ich weiß nichts Bestimmtes, wahrhaftig nicht,“ sagte Gretchen traurig, „aber ich will es Dir, die Du doch einmal Alles mit ihm theilen sollst, nicht verbergen, daß ich trübe Ahnungen habe.“

„Was meinst Du damit?“

„Ich fürchte, daß Wilhelm nicht etwa nur „ausgeschlagen,“ etwa Schulden gemacht oder Aehnliches, nein, daß er überhaupt in vieler Beziehung Gesinnungen in sich aufgenommen, die nicht nur nicht zum Theologen, sondern auch nicht zum Christen passen.“

„Du siehst zu schwarz, Gretchen. Im Grunde liegt doch nichts Anderes vor, als daß er sich von Paul getrennt, weil sie sich wahrscheinlich überworfen, daß er flüchtige Briefe schreibt und daß er noch nicht zurückkehren will, weil er, wie er schreibt, für alle Fälle das — ja, wie heißt das nur — nun, das Examen machen will, das ihn befähigt, Professor zu werden. Könnte nicht der Grund der letzteren Erscheinung — selbst zugegeben, daß das Examen nur ein Vorwand ist — der sein, daß er nicht zurückkehren will, ehe die fünf Jahre um sind, die ich ihm bestimmte? Denn von Papa's Sinnesänderung weiß er ja Nichts. Könnte der Grund für seine kurzen und steifen Briefe nicht darin gefunden werden, daß er von unserer Liebe nichts schreiben darf, und dadurch gezwungen ist, Gegenstände zur Besprechung zu wählen, die ihm gleichgültig sind und zu denen er darum sich sarkarstisch verhält?“

Gretchen schüttelte wehmüthig den Kopf.

„Gott gebe, daß Du Recht hast," sagte sie, „aber ich glaube es nicht. Ich fürchte, daß jene — wie soll ich sagen — ungesunden Ansichten, die schon hier hie und da aus ihm sprachen, in Berlin festere Wurzeln in seiner Seele geschlagen haben. Den Uebrigen erschienen sie wie kindische Renomistereien, mich aber, Mathilde, haben sie oft genug erschreckt!"

„Die Moral von Alledem ist," sagte Mathilde in ihrer kurzen, kräftigen Weise, indem sie von der Bank, auf der sie bisher gesessen, aufstand, „daß er so bald als möglich zu uns zurückkehren muß. Ich will's Dir nur sagen: ich bin überzeugt, daß, so bald er erfährt, daß Papa unsere Prüfungszeit abgekürzt hat, er als der Alte zu uns zurückkehren wird, und wir dann selbst über die Gespenster lachen werden, die uns geängstigt. Wenn ich nur wüßte, ob Papa mit Deinem Vater über uns gesprochen! Wenn er es gethan, so mußt Du, Gretchen, in Deinen Vater dringen, daß er es Wilhelm schreibt. Ich würde ihm selbst schreiben, aber siehst Du, es ist so lange her, daß wir uns nicht gesehen, und wenn ich auch nicht im Mindesten daran zweifle, daß er mich wie früher liebt, so könnte Papa darüber doch anders denken. Schreibst Du es ihm aber, so ist er ja deshalb von seinem dem Vater gegebenen Wort noch nicht frei. Also stecke Dich hinter den Alten. Hörst Du, sobald Paul zurückgekehrt, komme selbst oder schreibe wenigstens gleich, denn wenn er wohl auch bald zu Papa kommt, so weiß ich doch nicht, ob ich ihn allein werde sprechen können. Und nun muß ich in's Haus, Papa erwartet mich gewiß schon."

Sie eilten in's Pastorat, wo sie dann erfuhren, daß der Baron und der Pastor nach Dseltepillen gefahren und Mathilde auf des Vaters Rückkehr warten solle.

Die Herren kehrten erst spät zurück, und als Mathilde und ihr Vater zu Pferde stiegen, flammte schon der herbstliche Nachthimmel in seiner vollen Sternenpracht.

Sie ritten im Schritt dahin, der Baron war in Gedanken versunken und auch seine Tochter sann über das Gespräch nach, das sie mit der Freundin gehabt. Als sie so ein paar Werst geritten, sagte der Baron, indem er sich zu seiner Tochter hinüberbeugte und ihre Hand ergriff:

„Gott straf' mich! Mathilde, der Reinhart ist ein edler, großer Mensch, jeder Zoll ein Edelmann, obgleich sein Wappen keine Krone ziert, und es freut mich, mit der Familie verwandt zu werden."

Als der Pastor dem Freunde hinausgeleuchtet, kehrte er in's Familienzimmer zurück und setzte sich neben seiner Frau auf das Sopha. Gretchen trug einen Stuhl herbei, setzte sich zu seiner Rechten und legte seine Hand auf ihreu Schooß. Alle drei schwiegen.

„Frau," sagte der Pastor seufzend, „wir sollen wirklich die letzten Wolfschild's im Jakobsburger Pastorat sein."

„Warum, Harald?" fragte die Pastorin. „Das ist durchaus nicht wahrscheinlich."

Die Pastorin hätte das auch gesagt, wenn von der Möglichkeit eines dereinstigen Todes ihres Mannes die Rede gewesen wäre. Die letztere Möglichkeit konnte ihr kaum schwerer auf's Herz fallen, als die erstere, aber sie hütete sich wohl, das merken zu lassen.

Der Pastor erzählte ihnen nun, was er mit dem Baron besprochen nnd schloß mit den Worten:

„Wie schwer es mir auch ankommt, ich sehe selbst ein, daß Langerwald Recht hat und daß es auf eine Komödie hinausliefe, wenn Wilhelm jetzt noch bei mir Adjunkt würde. So mag es denn sein, aber, weiß Gott," der Pastor bückte sich und suchte andauernd Etwas unter dem Tisch, obgleich er dort nichts verloren, „ich hätte nicht geglaubt, daß Willi und Mathilde mir einen solchen Kummer einmal anthun, — daß sie die beiden ersten Nägel zu meinem Sarge werden könnten."

„Warum das, Harald?" sagte die Pastorin, und sah so munter aus, als nur Jemand aussehen kann, dem die Thränen so nahe sind als sie ihr waren. „Warum? Jedes Geschlecht sucht in die Höhe zu kommen; aus dem Sohne des Bauern wird ein Pastor, aus dem Kinde des Pfarrers ein Edelmann." Sie sagte das in sehr zuversichtlichem und hoffnungsvollem Ton, obgleich es in ihren Augen durchaus nicht in die Höhe kommen hieß, wenn man statt eines Predigers ein Baron wurde. Der Pastor merkte ihre Absicht und lächelte, aber es war ein schmerzliches Lächeln.

„Nun, ich werde mich darin finden müssen," sagte er, „so gut es geht. Unser Herrgott weiß was er thut, aber als Du mir den Willi zum ersten Mal auf die Arme legtest und die selige Lawise — Gott mache ihr die Last ihres Grabes leicht — ausrief: „Blond, mit blauen Augen, ein echter Wolfschild!" da dachte ich wohl nimmermehr, daß er einst ein Junker werden würde."

Gretchen hob ihres Vaters Hand empor und küßte sie. Dann legte sie dieselbe wieder auf ihren Schooß.

„Warum ein Junker, Harald?“ fragte die Pastorin wieder. „Warum soll er nicht ein tüchtiger Landwirth werden, und in Sternhof eine Musterfarm errichten und dort das beste Vieh erziehen? Sind Landwirthe nicht ebenso nöthig auf der Welt als Geistliche? Wem sollten denn die Geistlichen predigen und wer sollte ihnen das Kirchenkorn liefern, wenn es keine Landwirthe gäbe? Warum ein Junker?“

Der Pastor erhob sich rasch und ging in die dunkle Ecke, in der das Klavier stand. Die Pastorin folgte ihm und legte ihren Arm in den seinen. Gretchen setzte sich an's Klavier und fuhr leise über die Tasten.

„№ 19“ sagte der Pastor.

„Ach bleib' mit Deiner Gnade
Bei uns, Herr Jesu Christ,
Daß uns hinfort nicht schade
Des bösen Feindes List.“

So klang es langsam und feierlich hinaus in die klare Herbstnacht. Der tiefe Baß des alten Pastors, der volle Sopran seiner Tochter, und die hohe Stimme der Pastorin, in ihnen allen lag heute etwas wunderbar Weiches. Draußen im kleinen Rehgarten vor dem Fenster blieb das Rehpaar stehen, spitzte die Ohren und lauschte dem längstgewohnten Klange, der allabendlich dort aus dem Zimmer ertönte, als wäre es eine nie gehörte wunderweiche und schöne Melodie, und doch war es nicht das erste Mal, und zumal im letzten Jahre nicht, daß der Pastor „№ 19“ gesagt hatte. Hinaus aber klang es:

„Ach! bleib' mit Deiner Treue
Bei uns, o Herr und Gott!
Beständigkeit verleihe,
Hilf uns aus aller Noth!“

Raben und Krähen.

Im Hause des Fleckenvorstehers zu Jakobsburg, des sehr achtbaren Herrn Laßmann, hatte den ganzen Tag über eine gewisse Aufregung geherrscht. Nicht nur hatte Grethe, die Hausmagd, die ganze Wohnung schon früh Morgens unter Wasser gesetzt, nicht nur hatte Peter, der Hausknecht, Hof und Garten sehr sauber gefegt und geharkt, auch in höheren Regionen hatte sich ein bedeutendes Reinlichkeitsbedürfniß an den Tag gelegt. Die Kinder waren ungewöhnlich sorgfältig angekleidet worden: Otto war heute sichtlich bis an den Hals gewaschen, Eleonoren's Haar stand heute auch nicht im Geringsten „zu Berge," und Hulda's Kleid war hinten zugemacht und sah ganz ordentlich aus. Auch Laura war es gelungen, all' die weißen Bänder, die sonst hier und da aus ihrem Kleide hervorguckten, sämmtlich in feste Haft zu nehmen. Alle vier waren außerdem sichtlich in Feststimmung, wenigstens standen sie überall und Jedermann im Wege, was ihre Mutter zu der Bemerkung veranlaßte: „Sie glaube, daß wenu sie sich selbst auf den äußersten Boden des Hauses begeben wollte, sie auch dort über einen ihrer Lieblinge stolpern würde, und daß sie im tiefsten Keller davor auch nicht sicherer wäre." Worauf Grethe, die Magd, erwiederte: „sie glaube — sie wisse es zwar nicht, aber sie glaube es — daß man sich vor einem derartigen Ueberfall durch Abschließen der Boden- resp. Kellerthür sichern könne." Die Preußin selbst war überaus thätig uud übertraf darin noch Grethe, die Magd, und Peter, den Hausknecht. Auch sie versprach Bedeutendes. Sie versprach es vorläufig nur, denn sie hatte einen alten grauen Wandrock um ihre Lenden geschlungen und ihren Oberleib in ein „Juppchen" von zweifelhafter Farbe gehüllt, aber die vielen Knollen auf ihrem Kopf, die, genauer betrachtet, sich als Papilloten und künftige Lockenansätze erwiesen, sowie die neuen glänzenden Schuhe auf ihren Füßen, und mehr als Alles die mit einem grauen Laken verhüllte Ecke ihres Schlafzimmers, hinter

der Etwas hing, das die Form eines lebensmüden Frauenleibes im Crinolinenrock hatte — verrieth, daß sie am Nachmittage Bedeutendes leisten werde. Sie war unglaublich thätig, diese kleine Frau! Eben noch in der Küche, um nach dem Hammelbraten zu sehen, eilte sie schon wieder in's Gesellschaftszimmer und versetzte im Vorübergehen Laura ein „Paar Klapse" auf die Finger, weil dieselbe ihrer Festfreude dadurch Ausdruck verlieh, daß sie an ihrem Taschentuch so heftig mit den Zähnen zerrte, daß es wirlich ein außerordentliches Fabrikat sein mußte, um diesen Kraftäußerungen Widerstand zu leisten. Dann huschte die kleine Frau mit einem Staubtuch erst über Otto's Nase, dann über ein Dutzend Tassen mit Ueberschriften von der Art wie „dem biederen Hausvater!" „der liebevollen Hausmutter!" „dem trefflichen Haussohn!" „der jungfräulichen Haustochter!" uud rückte endlich noch die Bilder an der Wand zurecht, die etwas windschief hingen und die Darstellungen aus dem französischen Volks- und Liebesleben enthielten, sowie unmögliche Figuren in blauen Fracks und weißen Beinkleidern, die, wie die Unterschriften verkündeten, die in Gott ruhenden Kaiser Alexander und Nikolai Pawlowitsch vorstellten. Das eigentliche baltische Publikum war nur repräsentirt durch die Portraits des Generalsuperintendenten Lebrecht von Richter, der Doctoren Lichtenstein und Meerhold, sowie durch ein Daguerrotypbild des Herrn Laßmann, das ihn in ein Paar entsetzlich hohen Vatermördern steckend und von einer handbreiten Binde fast erwürgt, in der Stellung eines Kunstenthusiasten bei Anhörung des Gesanges einer großen Künstlerin darstellte.

Auch Karl, der im Laden dem Vater half, mußte heute sehr zerstreut sein, wenigstens füllte er einem Bauern, der nach Wagenschmiere verlangte, seinen Topf mit Syrup, gab einem kleinen Judenmädchen, das ein Talglicht kaufte, auf einen Mark einen Fünfer heraus, und schenkte endlich dem Tischler Springer, der auf einen Augenblick in den Laden kam, um einen Schnaps zu trinken, Spiritus ein statt 90grädigen Branntwein, so daß dieser, wenn er sich nicht 1848, wie er versicherte, nur als Präservativ gegen die Cholera das Trinken angewöhnt hätte, wahrscheinlich nie wieder in den Laden gekommen, sein Fünfkopekenstück auf die Thonbank gelegt und dabei gelächelt hätte. Dieses Ereigniß zerriß den Geduldsfaden seines Vaters vollkommen, so daß der ihn höhnisch fragte, ob er an Kopfweh leide und ob er, der Vater, etwa zum Doctor Braun hinüberlaufen solle; worauf der Sohn erwiederte, er zweifle gar nicht daran, daß er alle Berechtigung dazu habe an Kopfweh zu leiden, da nie, seit Jakobsburg bestehe, ein „junger Mann" (welches die

fleckenübliche Bezeichnung für Commis war) mehr zu thun gehabt habe, als er. Trotzdem war er aber der Meinung, daß, falls der Doktor Braun geholt werden sollte, es rathsam erscheinen dürfte, auch noch die Köpfe anderer Leute zu untersuchen, die er nicht nennen und auch nicht anderweitig bezeichnen wolle, die sich aber zwischen Ruine und Kirche zu Jakobsburg vorfinden würden, falls man sich die Mühe geben wollte, nach ihnen zu suchen. Er kenne Leute und er könne sie namhaft machen, wenn er wolle, aber er wolle es nicht, die heute den ganzen Morgen über die laufenden Einnahmen in's Hauptbuch eingetragen, ohne es zu bemerken, die zwei Mal statt des Sandfasses das Tintenfaß gebraucht, und die abzusendenden Briefe statt mit Lack, mit gebrannten Bleifedern zu verschließen versucht hätten. Er möchte nicht unkindlich handeln, aber er könne nicht umhin, solche Leute darauf aufmerksam zu machen, daß es unchristlich sei, die Splitter im Auge ihrer Kinder zu bemerken und den Balken im eigenen zu übersehen.

Karl bemerkte dieses Alles in sehr energischem Tone und mit sehr lauter Stimme, denn er machte sich ganz und gar nichts daraus, falls der Eine oder der Andere der anwesenden Letten etwa zufällig deutsch verstand. Er ist confirmirt und fest entschlossen, sich von seinem Vater so wenig Ungebührliches gefallen zu lassen, als irgend ein „junger Mensch" in irgend einem Laden zwischen Narwa und Memel. So scheitern denn auch alle Versuche des Fleckenvorstehers, ihn durch sehr ernste Blicke und zorniges Stirnrunzeln zur Ruhe zu bringen, völlig, und der Vater sieht sich genöthigt, in seine Ecke zurück zu kehren, mit einem Seufzer und einem mürrisch zwischen den Lippen hervorgestoßenen „Mops," in der Weise eines zornigen Kettenhundes, der aber Verstand genug hat, um einzusehen, daß die Kette viel zu kurz ist, um ihn den Fremden erreichen zu lassen. Sein Gesicht erheitert sich jedoch, als jetzt der Postmeister in den Laden tritt und ihn mit einem: „Guten Morgen, alter Herr!" und einem kräftigen Händedruck begrüßt.

„Guten Morgen, Herr Postmeister! Guten Morgen! Karl!" donnerte, die Gelegenheit benutzend, der Fleckenvorsteher dem Sohne zu, „bringe dem Herrn Postmeister einen Pomeranzen. Gieße ihm aber nicht etwa statt Schnaps Oel ein, mein Sohn," fügte er spöttisch hinzu, und gießt damit Oel in's Feuer, wenigstens erglüht das Gesicht des Sohnes wieder lichterloh, und er murmelt Etwas, worin irgend einem Individuum oder Gegenstande das Prädikat „ungewaschen" zu Theil wird. Jedenfalls überträgt er den Zorn nicht auf den Hausfreund und bringt den Schnaps, aber ohne ihn

mit einem Aufbiß zu versehen, welche Vergeßsamkeit der Vater mit den Worten rügt: „Mein Sohn, bringe dem Herrn Postmeister auch ein Weißbrödchen, versieh' Dich aber nicht und bringe ihm nicht etwa einen Laib Schwarzbrod."

Da nun aber Karl, gleich anderen großen Leuten, ein Mutterkind ist, so muß er das letzte Wort behalten, und thut das, indem er die höchst unpassende Bemerkung macht, „daß in Kurland wohl noch Hanf genug wachse, um daraus Stricke zu drehen, an denen zu Tode gequälte Leute sich aufhängen können."

Der Postmeister sieht ihn darauf verwundert an, hält dann das Glas gegen das Licht, trinkt etwa die Hälfte des Inhalts aus uud hustet ein wenig. Darauf hebt er das Glas wieder gegen das Licht, trinkt auch den Rest aus und sagt: „Vortrefflich!"

„Schmettern Sie nicht noch „Einen," lieber Herr Postmeister?" fragt der Fleckenvorsteher theilnehmend, als ob er einem Kranken zuredete, die Medicin einzunehmen. „Auf einem Bein kann man nicht stehen."

Der Postmeister ist derselben Meinung und stellt sich auf einen festen Standpunkt.

„Drei waren der heiligen drei Könige: Melchior, Balthasar und Kaspar: Mußt Branntwein kosten," sagte die verführerische Stimme des Fleckenvorstehers.

Der Postmeister kann durchaus uicht mehr trinken. Er fühlt, daß, wenn er auch nur noch einen Tropfen tränke, er nothwendig Nasenbluten oder einen Schlaganfall bekommen oder an Selbstverbrennung sterben müßte. Nach einigen Minuten stellt sich indessen heraus, daß er noch kann, und er trinkt den dritten Schnaps, indem er Stein und Bein schwört, er wolle gehängt werden, wenn er auf die Vierzahl der Evangelisten irgendwelche Rücksicht nehmen würde, und er bleibt dabei, obgleich der Fleckenvorsteher sie ihm namentlich aufzählt, um ihm, wie er sagt, Muth zu machen: „Matthäus, Markus, Lukas, Johannes. Mach noch einen, mein lieber Junge."

„Nun, dann trinken Sie vielleicht ein Fläschchen Pultrocksches," fragt der höfliche Wirth, „oder Pernausches?"

Dieser Vorschlag wird annehmbar gefunden, und dem Pultrockschen, als dem einheimischen Fabrikat, vor dem fremden der Vorzug gegeben. Natürlich

nur unter der Bedingung, daß der Herr Fleckenvorsteher mit von der Parthie ist und daß er, der Postmeister, die Flasche bezahlt.

Nachdem letzterer Punkt einige Schwierigkeiten gemacht, wird auch er noch zu beiderseitiger Zufriedenheit durch „Schrift oder Adler“ zu Gunsten des Postmeisters entschieden. Eine kleine Debatte, die sich darüber entspinnt, ob unter den Mitau'schen Bieren dem „Pultrock'schen“ oder dem „Herrmuth'schen“ der Vorzug zu geben sei, geht rasch vorüber.

„Vortrefflich! vortrefflich!“ beginnt der Postmeister, indem er die Hände faltet und die Daumen in rasender Geschwindigkeit um einander dreht. „Vortrefflich! Also er kommt heute positiv?“

„Positiv,“ wiederholte Herr Laßmann, dem das Fremdwort außerordentlich gefällt. „Er kommt ganz positiv. Er ist schon in Flussau, und Neumann ist auch da, und bringt ihn mit. Und sie weiß Nichts davon.“

„Vortrefflich, eine sehr charmante Frau, Ihre Schwester. Wahrhaftig, wenn ich noch unverheirathet gewesen wäre, als ich das Vergnügen hatte, sie kennen zu lernen, es wäre nicht unmöglich — ich sage nicht, daß es hätte durchaus der Fall sein müssen, — aber ich sage, es wäre nicht unmöglich, daß wir in diesem Falle Schwäger geworden wären. Und“ — fügte der Postmeister hinzu, indem er seine Hand auf das Knie des Fleckenvorstehers legte, „wahrhaftig, das hätte mich sehr erfreut. Wahrhaftig, Sie wissen, ich schmeichle nie, ja, ich kann sagen, daß ich die Schmeichler verachte, aber es wäre mir eine hohe Ehre gewesen. Ich habe diese meine Meinung bereits mehrere Mal ausgesprochen in Gegenwart des Herrn Grünwaldt, und wenn ich nicht irre, auch des Herrn Stöckchen, und ich bin überzeugt, daß die genannten Herren das gern bestätigen werden.“

Der Fleckenvorsteher fühlt sich dadurch förmlich gehoben, daß der Herr Postmeister sich durch eine Verbindung mit seiner Familie sehr geehrt fühlen würde und theilt diesen Umstand dem Herrn Postmeister in zartfühlenden Worten mit. Der Postmeister führt sein Glas an die Lippen, verbeugt sich und sagt:

„Auf Ihr werthes Wohl!“

„Gleichfalls,“ erwiedert der Fleckenvorsteher.

Es tritt eine längere Pause ein, während welcher der Fleckenvorsteher eine Prise nimmt. Der Postmeister nimmt auch eine Prise, führt sie aber nicht zur Nase, sondern hält sie zwischen Daumen und Zeigefinger.

„Vortrefflich!“ ruft der Postmeister aus, ohne indessen näher zu bezeichnen, was er so vortrefflich findet. „Vortrefflich!“

„In der That!“ stimmt der Fleckenvorsteher bei, ohne von seines Freundes Gedanken mehr zu wissen, als der Leser.

„Ich meine,“ ergänzt der Postmeister, „daß es mich aufrichtig freut, daß er nach Hause kommt, und zwar als gemachter Mann. Es freut mich! Wahrhaftig, es thut mir wohl. Ohne daß ich jedoch“ — fährt er halblaut fort und wirft einen so schlauen Seitenblick auf seinen Freund, daß Letzterer, wenn er nicht gewiß wüßte, daß sein vis-à-vis der Postmeister zu Jakobsburg sei, sehr geneigt wäre, ihn für ein Mitglied der geheimen Polizei zu halten — „ohne daß ich jedoch mich gewisser Zweifel enthalten könnte.“

Der Fleckenvorsteher wird unruhig und sieht den Postmeister sehr gespannt an.

„Ich meine nämlich,“ sagt der Postmeister ganz leise, indem er sich zum Fleckenvorsteher hinüberbeugt, „daß es mit der Doktorschaft nichts ist.“

Der Fleckenvorsteher fährt erschrocken zurück.

„Pst, mein Lieber,“ flüstert der Postmeister, „hören Sie mich bis zu Ende an. Es kann sein, daß ich irre. Es haben schon andere Leute geirrt als ich. Aber hören Sie meine Bedenken. Wie kann er Doktor werden, da er doch die ganze Zeit über die Rechte studirt hat? Wie kann er sein Doktorexamen machen, wenn er das Recht erlernt hat? Zum Beispiel Ihr Karl. Nun, er weiß in der „Bude“ Bescheid. Er hat so zu sagen den Handel studirt. Nun? Kann er deshalb, weil er den Handel studirt hat, auch sein Doktorexamen machen und Arzt werden? Kann er das?“

Der Fleckenvorsteher bekennt, daß sein Karl, aller Wahrscheinlichkeit nach, das in der That nicht kann.

„Hören Sie mich zu Ende. Ich bin nicht unbescheiden. Im Gegentheil. Ich sage im Gegentheil, obwohl ich sehr gut weiß, daß es einem protestantischen Christen nicht ziemt, sich selbst zu rühmen, aber ich bin wirklich bescheiden. Ich sage also zu meiner Frau, daß ich die Möglichkeit nicht in Abrede stellen will, daß ich mich irre und daß ich unter verstelltem Namen (der Postmeister verbeugt sich verbindlichst gegen den Fleckenvorsteher und dieser erwiedert die Verbeugung), natürlich unter verstelltem Namen, den Casus dem X'schen Baron vortragen will. Vortrefflich! Wissen

Sie, was der X'sche Baron antwortete? Ich wette meinen Rothschimmel gegen ein Ei, ein Handtuch oder einen Handschuh, daß Sie es nicht wissen!"

Der Fleckenvorsteher wußte es in der That nicht.

„Nun, er meinte, in Deutschland sei dies nicht unmöglich. In Deutschland gäbe es sogar Oberlehrer, die Doktoren wären. Aber Sie werden mir zugeben, daß ich Recht habe, wenn ich der Meinung bin, daß der X'sche Baron scherzte. Wahrhaftig, das werden Sie. Denn wenn ich auch weiß, daß sie in Deutschland die Gewerbefreiheit haben, so wird darum das Unmögliche doch nicht möglich. Sie werden mir zugeben, daß Ihr Karl selbst in einem Lande, wo Gewerbefreiheit ist, nicht Arzt werden könnte. Nicht wahr? Das werden Sie?"

Der Fleckenvorsteher gab es zu.

„Nun, also, dann betritt Ihr Neffe den heimischen Boden mit einer kleinen Unrichtigkeit, einer kleinen Täuschung gegen seine Mutter, gegen Ihre Schwester, gegen die Frau Doktorin Schwarz. Ich bin überzeugt, daß er dabei nur den Beweggrund hat, der Dame eine Freude zu machen, aber es ist eine Unrichtigkeit, mein Herr, — eine k l e i n e Unrichtigkeit, ich gebe es zu — aber doch eine Unrichtigkeit, es thut mir leid, es zu sagen, es thut mir wahrhaftig sehr leid!"

Sein Mitgefühl schien in der That sehr erregt zu sein, wenigstens schnäuzte er sich stark und anhaltend, wie ein Mann, der seine Rührung nicht will merken lassen, der sie todtschnäuzen will, und dem das gelingt.

Der Fleckenvorsteher fiel aus allen seinen Himmeln. Er war so stolz gewesen auf seinen Neffen, den jungen Doktor Schwarz, er hatte so aufrichtig Theil daran genommen, daß dieser nun endlich sein Ziel erreicht, es früher sogar erreicht, als der Sohn des Pastors, und er hatte mit so viel Vergnügen die Vorbereitungen zu einem seiner würdigen Empfange getroffen und treffen sehen, daß es ihm ordentlich in's Herz schnitt, daß der Neffe sie getäuscht. Es war ihm gar nicht aufgefallen, daß, wenn man Jurisprudenz studirt, man nicht Arzt werden könne (und nur diesen Begriff verband er und sämmtliche Jacobsburger mit dem Titel „Doktor"), daß er, wie gesagt, aus allen seinen Himmeln fiel und sogar im ersten Zorn nicht übele Lust hatte, zu seiner Frau zu gehen und den festlichen Empfang abzubestellen. Aber die Liebe zu seiner Schwester half ihm diesen Entschluß überwinden.

„Sie soll durch mich nichts davon erfahren. Sie soll die Ueberraschung ganz und voll genießen," sagte er zu sich.

Der Leser muß nämlich wissen, daß Frau Dorothea Schwarz officiell nicht das Mindeste davon weiß, daß ihr Sohn bereits in Flussau ist und heute ankommt, daß sie durchaus nichts von der säubernden Thätigkeit Grethe's, der Magd, Peters, des Hausknechts, und der Schwägerin Preußin bemerkt hat, und daß sie keine Ahnung davon hat, daß sämmtliche Kinder in Festkleidern und in einer Feststimmung sich befinden. Sie ist eine einfache Frau und merkt nichts. Sie merkt auch nichts, als zum Mittagsessen die Schwägerin in Locken und im höchsten Staat erscheint und sich nach und nach der Herr Postmeister, der Herr Grünwaldt und der Herr Stöckchen nebst noch ein Paar Herren aus dem Flecken einstellen. Es fällt ihr durchaus nicht auf, daß alle diese Herren einen Ausdruck der Spannung im Gesicht tragen und sie zuweilen mitleidig ansehen. Der Herr Postmeister hat natürlich nicht umhin gekonnt, seinen sämmtlichen Bekannten die Geschichte zu erzählen, natürlich unter verstelltem Namen und nur, um möglicher Weise noch die Freude zu haben, sich eines Irrthum's überwiesen zu sehen, und sie betrachten daher sämmtlich die Doktorin wie das Opfer eines unerhörten Betruges. Die Doktorin merkt nichts, obgleich ein Jeder dieser Herren, sobald er in's Zimmer tritt, ihr ganz ohne alle und jede Veranlassung versichert, daß ihr Sohn jedenfalls nicht vor vier Wochen eintreffen könne. Sie merkt nichts, aber sie ißt sehr wenig und trinkt sehr viel Wasser, und wie sie so dasitzt in ihrem Hauskleide unter all den geputzten Gästen, sieht sie aus wie eine weiße Taube unter lauter Raben und Krähen: unter Kolkraben und Saatkrähen, unter Nebelkrähen und Elstern. Sie merkt auch nichts, als die kleinen Häher unruhig werden, erst an's Fenster und dann zur Thüre hinausfliegen. Sie merkt nichts, als die Elster ihnen nachfliegt und einige Saat- und Nebelkrähen ihrem Beispiel folgen. Sie merkt erst etwas, als sie einen raschen Tritt die Treppe hinaufeilen hört, eine bekannte Gestalt durch die Thüre treten sieht und von lieben trauten Armen umschlungen wird.

Die Kolkraben und Saat- und Nebelkrähen, die Elstern und Nußhäher sammeln sich um sie und hätten gar nichts dagegen, wenn etwas sehr Romantisches passirte, wenn sie nämlich vor eitel Ueberraschung mit einem Schrei todt zu Boden stürzte — aber sie täuschen sich Alle in ihren Hoffnungen. Frau Dorothea Schwarz schreit weder auf, noch stürzt sie todt nieder, sie erhebt sich nicht einmal von ihrem Stuhle und nur ihre gerötheten Wangen

und ihre glänzenden Augen bezeugen, daß sie es weiß, daß es Paul's Arme sind, die sie umschlingen, und daß es Paul's Mund ist, der sie küßt. Sie schreit weder auf, noch fällt sie todt nieder, aber sie ist sehr glücklich. Sie ist so ganz und gar glücklich, daß es ihr nicht einmal unangenehm ist, daß er sie jetzt losläßt und sich zu den Raben und Krähen wendet, und während Paul den Onkel und die Tante, die Vetter, Cousinen und die übrigen Bekannten begrüßt, betrachtet sie ihn und sieht mit Entzücken, daß er wohl und kräftig aussieht, daß er seinem Vater gleicht, nur daß in seinem Gesicht ein anderer — ein edlerer, kühnerer — Ausdruck ist, als in dem seines Vaters, und daß der harte Zug um den Mund, der ihm schon als Kind eigen war, ihm geblieben ist. Sie beobachtet ihn aber nicht allein. Die Raben und Krähen beobachten ihn auch, während sie ihn an ihre Brust drücken oder ihm die Hand reichen, und sie bemerken mit Aerger, daß er durchaus nicht von ihrer Art ist, und freuen sich, daß sie wissen, daß in Bezug auf den Doktortitel eine kleine Unrichtigkeit mit unterläuft. Indessen — wie es auch mit seinem Gewissen steht, und mit diesem muß es entweder sehr gut oder sehr schlecht stehen, wenigstens sieht er so klar und hell darein, als hätte er wirklich sein Doktordiplom in der Tasche — er wird hungrig sein. Und er ist hungrig, setzt sich zu Tische und ißt mit dem besten Appetit, während die Raben und Krähen ihn umstehen und dabei denken: sei so liebenswürdig als Du willst, uns betrügst Du deshalb nicht, denn wir kennen die „kleine Unrichtigkeit.“ Er ist wirklich sehr liebenswürdig. Er dankt dem Onkel mit herzlichen Worten für den freundlichen Empfang, er bittet die Tante um Entschuldigung, daß er sich um eine halbe Stunde verspätet, er fragt die lieben Bekannten nach ihren Frauen und Kindern und streichelt die kleinen Cousinen. Dabei ruht sein Blick aber meist auf seiner Mutter, und zwar mit einem so milden, weichen Ausdruck, daß er zum Schnitt seiner Stirn und seiner Augen und zu dem bewußten harten Zug um den Mund gar nicht passen will.

„Nun, und warum kommst Du denn überhaupt erst so spät, Paul?“ fragt die Tante. „Du wolltest ja schon vor vier Wochen eintreffen?“

„Ich mußte auf mein Doktordiplom warten,“ erwiedert Paul leichthin.

Unter den Raben und Krähen entsteht große Unruhe. Das ist doch gar zu frech! Der Postmeister sieht Herrn Grünwaldt an, der das aber nicht bemerkt, weil seine Augen in dem Augenblick Herrn Stöckchen zuzwinkern, der seinerseits einem der anderen Herren aus dem Flecken so kräftig

auf die Leichdornen tritt, daß dieser einen leichten Schmerzensschrei nicht unterdrücken kann. Dem Fleckenvorsteher aber steigt das Blut zu Kopf und er, als ein schlichter, einfacher Mann ohne alles Falsch, ist wahrhaft empört über den Neffen. Aber er faßt sich, um seiner Schwester willen überwindet er sich und fragt so ruhig er kann: „Nun, und hast Du es mitgebracht?"

Die Raben und Krähen strecken ihre Hälse lang aus und halten die Köpfe schief, um die Antwort besser hören zu könuen, während ihre Augen Paul durchbohren.

„Ja," erwiedert Paul. „Vielleicht macht es Dir Freude, es zu sehen. Da ist es" — und damit zieht er einen mehrfach zusammengeschlagenen Bogen des dicksten Papier's aus der Tasche und reicht ihn dem Onkel. „Es ist leider lateinisch geschrieben," fügt er lächelnd hinzu.

Die Raben und Krähen, die schon angefangen, die Hälse einzuziehen, strecken sie bei den letzten Worten so lang aus, als es irgend geht. Es ist doch noch möglich, daß eine „Unrichtigkeit" dabeï im Spiele ist.

„Hm!" meint der Onkel, der ganz verdutzt dasteht und das Diplom anstarrt. „Hm! und Du kannst nun also Dich wo Du willst niederlassen und praktisiren? Hier z. B. in Jakobsburg?"

„Was sollte ich wohl in Jakobsburg, lieber Onkel?" fragt Paul verwundert. „Hier ist ja kein Gericht."

„Ja, was hat denn aber ein Arzt mit dem Gericht zu thun, mein lieber Paul?"

Paul bricht in ein herzliches Lachen aus.

„Lieber Onkel," sagt er, „ich bin ja nicht Doktor der Medicin, sondern ich bin Doktor Juris; und diesen Titel erhält man im Deutschland, wenn man Jurisprudenz studirt und sein Examen gemacht hat."

„Vortrefflich!" ruft der Postmeister, und „vortrefflich!" rufen all' die Raben und Krähen, und sehen, daß sie sich getäuscht, und wissen nun nicht, ob sie sich darüber freuen oder ob es ihnen leid thun soll.

Ein Bericht aus der Fremde.

Die Herbstsonne war bereits hinter den fernen Wäldern verschwunden und die Nacht senkte sich rasch herab auf die müde Erde, als die Familie Wolfschild sich im Plauderstübchen versammelte, auch diesen Abend zu verbringen, wie sie so viele schon verbracht.

Die Pastorin und ihre Tochter griffen zu einer Handarbeit und der Pastor las ihnen einen Aufsatz vor über den Socialismus in Frankreich, aus den protestantischen Monatsblättern, den Grenzboten oder einer derartigen Zeitschrift.

Lag es am Thema des Aufsatzes oder lag es in der Luft oder sonst woran: die Pastorin und Gretchen waren wenig bei der Sache und auch der Pastor las heute ungewöhnlich zerstreut vor, las heute ohne je inne zu halten und die Seinigen auf Dieses und Jenes aufmerksam zu machen, wie es sonst seine Art war. Ihrer Aller Gedanken weilten nicht in Frankreich, sondern in Berlin, und nicht beim Socialismus, sondern bei einem jungen Socialisten. Sie verweilten bei ihm mit der größten Hartnäckigkeit. Die Drei mochten thun, was sie wollten, arbeiten oder müßig gehen, wachen oder schlafen, die Gedanken an ihn wurden sie nicht los. Nicht einen Augenblick. Es waren hartnäckige Gedanken, und sie waren es seit vielen, vielen Monaten.

Draußen wurde die Hausthür geöffnet und wieder geschlossen. Es war das nichts Auffallendes zu dieser Stunde, aber Gretchen erhob ihr Haupt von der Arbeit, über die sie sich gebeugt. Es war auch nichts Auffallendes, das Jemand um diese Zeit durchs Vorhaus ging, aber Gretchen erröthete über und über, und sie hörte, wie ihr Blut ungestüm an ihr Herz pochte, wie es sich höher erhob und in ihrem Halse pulsirte, wie es empor stieg zu ihren bläulichen Schläfen. Sie hatte den Schritt erkannt, der sich jetzt rasch dem Zimmer näherte, und ehe noch Paul, die Mutter am Arme führend, in der Thür erschien, hätte sie es mit einem Eide erhärten können, daß er es sei.

Herzlich ward er empfangen, der Pflegesohn, vom Vater und von der Mutter, mit warmem Kuß und herzlichem Handschlag. „Sei mir tausend Mal willkommen in der Heimat, mein lieber, lieber Sohn,“ rief der Pastor und drückte Paul aber und abermals an seine Brust, während die Pastorin seine Hand hielt und ihn mit prüfendem Auge musterte. Aber ach! es waren nicht Freudenthränen allein, die aus den Augen der Pflegeeltern niedertropften auf die Stirn uud die Hand des Pflegesohns, sie galten zur Hälfte dem, mit dem er kommen sollte, und ohne den er kam. Aber sie schämten sich dieser Thränen, denn sie fürchteten, dieselben könnten mißverstanden und dahin gedeutet werden, als wäre der Sohn, der vor ihnen stand, nur ein schwacher Ersatz für den, der in der Ferne weilte, und sie unterdrückten ihre Thränen. Jetzt kam die Reihe des Begrüßens auch an Gretchen. Sie reichte ihm die Hand und er küßte die Hand und drückte sie herzlich, und fragte sie, ob sie ihn noch ein wenig lieb habe? Sie erwiederte, daß sie sich sehr freue, daß er nun wieder in der Heimath sei. Sie sagte das, ohne ihn anzusehen, und küßte dabei seine Mutter. Dann setzten sich Alle, der Pastor brachte Paul eine Cigarre, setzte sich neben ihn und legte seinen schweren Arm auf Pauls Schulter.

„Wir haben Dich sehr erwartet, Paul,“ begann er. „Nicht nur, weil wir uus Alle darauf freuten, Dich wieder bei uns zu haben, und Dich, der uns als Jüngling verließ, als jungen Mann zu begrüßen, sondern auch — der Pastor stockte einen Augenblick — sondern auch, weil Du uns Vieles erklären sollst, was uns räthselhaft und unbegreiflich. Ich weiß, lieber Paul, daß es nichts Angenehmes ist, warum wir Dich bitten. Ich weiß, daß es Deinem Zartgefühl in hohem Grade peinlich sein muß, von Deinem Bruder — und ich hoffe, Du siehst Willi auch jetzt noch, da Ihr Euch zeitweilig entzweit, wie Deinen Bruder an (Paul nickte hier mit dem Kopf und ergriff des Pastors Hand) — von Deinem Bruder also den Eltern Unangenehmes und Schmerzliches zu berichten. Aber ich bitte Dich trotzdem darum. Nicht um unseretwillen, obgleich es für Mutter und mich natürlich vom höchsten Interesse sein muß, zu erfahren, was unser Kind treibt und thut, warum es sich mit Dir entzweit, warum es seine Eltern und seine Schwester vergessen, nein, um seinetwillen — . . .“

Des Pastors Gesicht zuckte schmerzlich, er hielt einen Augenblick inne. Gretchen erhob sich rasch, eilte zum Vater, stellte sich neben seinen Stuhl und legte ihre Hand auf dessen Lehne. Der Pastor fuhr fort:

„Um seinetwillen. Seit wir Alle hier sein Vertrauen verloren, seit er uns, den besten Freunden, die er auf der Welt hat, nichts mehr zu schreiben weiß, als in jeder Zeitung zu lesen, aus der er die Briefe vielleicht abgeschrieben (Gretchen berührte mit der Hand leicht des Vaters Schulter), seitdem, und das ist lange her, wissen wir von ihm nicht mehr, als von einem Fremden, denn daß er jetzt mehr und öfter Geld verlangt, als früher, macht uns nicht bekannter mit ihm. Nun denken wir, daß wir es vielleicht ihm gegenüber versehen, daß wir vielleicht sein Ehrgefühl, ohne es zu wollen, irgendwie verletzt haben, und er so thöricht ist, uns darum zu zürnen. Wir denken, daß er vielleicht mit seiner religiösen Ueberzeugung nicht zurecht kommen kann, und wir wünschten gern an seinen Kämpfen Theil zu nehmen und ihm dabei zu helfen, so weit der Rath anderer Christen einem Jüngling in solchen Dingen helfen kann. Wir denken, daß er vielleicht auf eine andere Universität will, oder vielleicht gar, und auch darin würden wir ihm, so schmerzlich es uns wäre, kein Hinderniß in den Weg legen — sich einer andern Facultät zuwenden will, und nun bei der zwischen uns eingetretenen Entfremdung nicht den Muth hat, es uns zu sagen. Mit einem Wort, Paul, ich würde Dich gern mit meiner Bitte verschonen, und ich weiß, daß Du uns ein großes Opfer bringst, wenn Du sie erfüllst, aber ich kann nicht anders als Dich bitten, sage uns Alles, was Du von Wilhelm weißt. Du sagst es ja nur seinen treuesten Freunden, und was Du uns auch mitzutheilen hast — Gewißheit ist besser, als diese schreckliche Ungewißheit, in der wir uns seit lange befinden, und wir werden das Unvermeidliche als Christen zu tragen wissen."

Der Pastor schwieg und Aller Augen richteten sich auf Paul.

„Ich will ganz offen zu Euch sprechen," begann Paul. „Ich will es thun, obgleich ich weiß, daß Wilhelm dies als einen Verrath an unserer Freundschaft ansehen wird. Ich will es thun, weil ich glaube, daß ich damit nur Freundespflicht erfülle.

„Ich muß etwas zurückgreifen.

„Ihr wißt Alle, in welcher Weise Winter auf Wilhelm uud mich gewirkt, und Ihr habt Alle mehr oder weniger von den Folgen seines verderblichen Einflusses auf uns zu leiden gehabt. Ihr wißt, daß während Wilhelm und ich in einem Alter waren, in dem es für den Menschen keine anderen Aufgaben giebt, als seine Schulaufgaben, wir uns berufen glaubten, die Welt zu reformiren, und die Zustände um uns her, die Verhältnisse unserer

Heimat haßten, ohne sie zu kennen. In dem, was Winter uns beigebracht, lag eigentlich nichts Positives, und was über die Negation hinausging, war reines Kauderwelsch. Aber eben dieses Unklare, Nebelhafte übte eine große Anziehungskraft auf unsere Phantasie aus. Wilhelm's Phantasie war lebhafter als die meinige. Bei ihm spielte sie im Geistesleben überhaupt eine viel größere Rolle, und darum umstrickte dieser Zauber ihn auch mehr, als mich. Aber auch ich war davon überzeugt, daß es für unsere Heimat, wie für alle Länder, in denen das Feudalsystem geherrscht, keine andere Rettung gäbe, als die sociale Revolution. Jung und unerfahren, wie wir waren, wußten wir noch nicht, daß Hochmuth und Uebermuth, Herzlosigkeit und freche Selbstsucht allgemein menschliche Fehler sind, und glaubten, das wären ausschließlich Eigenschaften der Geburtsaristokratie. Und da wir nur Bücher lasen, die uns in unserer Richtung bestärkten, so verharrten wir auch noch in ihr, als wir wohl alt genug geworden, um sie abzustreifen. So gingen wir nach Berlin. Der erste Bekannte, der uns da begegnete, war — Winter. Er lebte dort als Literat, das heißt nach ausländischem Sprachgebrauch als Schriftsteller. Er ist ein so elender Kerl, wie nur je einer sich in einer großen Stadt von dem Gift, das aus seiner Feder träufelt, ernährt hat. Das wußten wir aber damals nicht, sondern hielten ihn für einen edlen Menschen, der ein Opfer seiner Ueberzeugungen geworden. Er führte uns in seinen Bekanntenkreis ein. Seine Freunde waren Alle Juden, oder richtiger gesagt, Heiden, denn sie spotteten über das Judenthum wie über das Christenthum, wie sie denn überhaupt Alles verspotteten. Ihrem Beruf nach waren es größtentheils junge Aerzte, doch waren unter ihnen auch ein Paar Kaufleute und Studenten. Die eigenthümliche, prickelnde Lebendigkeit dieser Menschen, die Keckheit, mit der sie über Alles und Jedes aburtheilten, die Sicherheit, mit der sie die Ansichten aussprachen, an deren Richtigkeit wir doch noch hie und da zweifelten, imponirten uns anfangs gewaltig. Sie waren in ihren politischen Ansichten socialistische Republikaner, in ihren religiösen Ansichten Materialisten der gröbsten Art, in ihrem täglichen Leben Gecken, in sittlicher Beziehung völlig vorurtheilsfrei. Wir hatten Unglück. Es giebt in Berlin nur sehr wenige solcher Kreise, aber wir geriethen in einen solchen. Bisher laufen Wilhelm's und meine Erlebnisse parallel. Jetzt fangen sie an sich zu trennen. Ich brauche Euch nicht erst zu sagen, daß in diesen Kreisen nicht viel gearbeitet wurde. Nun wißt Ihr aber, wie schwer es mir auf dem Herzen lag, daß ich von fremdem Gelde lebte. (Gretchen wollte hier

unwillkürlich ihre Hand auf Paul's Schulter legen, besann sich aber noch zur rechten Zeit und that es nicht.) Deshalb arbeitete ich. Das brachte mich bald zu mir selbst. Ich sah allmählig ein, daß mit meinen bisherigen Ansichten nichts anzufangen sei, daß sich darauf weder das Leben eines Einzelnen, noch das eines Staates bauen ließ. Ich las die Handschrift des persönlichen Gottes in den Rechtsbegriffen, in dem Gewissen des Menschen, und ich erkannte die anspornende und stützende Bedeutung der Stände und Ordnungen. Ich gewann mit einem Wort die Civilisation lieb. Doch ich will nicht von mir, sondern von Wilhelm sprechen. Wir standen wie Brüder zu einander, als wir nach Berlin kamen, und wir liebten uns noch wie Brüder in der ersten Zeit. Aber es dauerte nicht allzulange, so bemerkte ich, daß Winter mir systemqtisch Wilhelm zu entfremden suchte. Diese Bestrebungen steigerten sich, als er und seine Gesellen meine Gesinnungsänderung gewahr wurden, obgleich dieselbe sich sehr allmählig vollzog. Wilhelm arbeitete nicht und das war sein Unglück. Ich sage, er arbeitete nicht, damit meine ich nicht, daß er unbeschäftigt war. Im Gegentheil, er las sehr viel, aber er widmete sich keinem bestimmten Fache. Er las was ihm gefiel und auch das flüchtig und ohne Sorgfalt. Ich hielt es für meine Pflicht, ihn darauf aufmerksam zu machen, daß er auf diese Weise Nichts zu Stande bringen werde. Im ersten Jahre erwiederte er mir in solchen Fällen: er mache ja nur von dem Faulheitsprivileg des Fuchses und Brandfuchses Gebrauch, und es wäre doch nicht schlimmer, ein Paar Semester mit dem Studium der Gegenwart und ihrer Bestrebungen zu verbringen, als seine Tage im Rausch zu vergeuden. Nachher verbarg er sein Unbehagen hinter Empfindlichkeit. So gingen die Dinge ihren Gang bis vor etwa neun Monaten."

Der Pastor hatte die Arme über die Brust gekreuzt und saß kerzengerade und unbeweglich da. Gretchen stand noch immer an seiner Seite und stützte sich auf die Lehne seines Stuhles, die Pastorin hielt die Hände gefaltet im Schooß. Neben ihr saß die Doktorin. Alle vier saßen oder standen regungslos und Aller Augen hafteten unbeweglich an Paul's Munde.

„Ich komme jetzt zu dem schwierigsten Theil meiner Aufgabe, aber eben in meiner Liebe zu Wilhelm finde ich Kraft weiter zu reden. Im vergangenen Winter machten Wilhelm, Winter und ich in Gesellschaft noch einiger Kameraden den Universitätsball mit. Es ist dies ein Ball, den die Studenten geben. Während die Andern in einem Nebenzimmer saßen, betrachtete ich die Tanzenden. Hier redete mich eine sehr schöne, junge Frau an und

fragte mich, ob ich mich ihrer erinnere. Ich erkannte sie sogleich. Es war Helene. Sie fragte mich, ob ich schon lange in Berlin sei und ob Wilhelm sich auch auf dem Balle befinde. Als ich die letztere Frage bejahte, bat sie mich, ihn zu ihr zu schicken. Sie sagte, sie würde sich freuen, einen Schulkameraden und ein Glied der Wolfschild'schen Familie wiederzusehen. Sie erzählte mir, daß ihr Mann seinen Wohnort verändert und daß sie seit einiger Zeit in Berlin lebten. Sie forderte mich auf, sie doch recht häufig zu besuchen und that überhaupt recht herzlich gegen mich. An diesem Abend erneuerte Wilhelm die Bekanntschaft mit Helene."

„Und Ihr besuchtet sie nachher in ihrem Hause?" fragte der Pastor.

„Ja wohl. Wir besuchten sie nachher. Wilhelm zuerst, dann auch ich. Ich habe Helene nie gemocht. Ich habe sie immer für durch und durch unwahr gehalten und ich halte sie noch jetzt dafür. Ich will nicht den Stab über sie brechen, ich will glauben, daß die Verhältnisse ihrer Kindheit sie so gemacht, aber ich halte sie für völlig herzlos. Als ich sah, und ich sah das sehr bald, daß die Jahre sie nicht geändert, hielt ich mich zurück und stellte meine Besuche bei ihr endlich ganz ein. Ich suchte auch Wilhelm von ihrem Unwerth zu überzeugen, aber es gelang mir nicht. Das alte Spiel begann von Neuem. Wie sie es als Kind liebte, den Einen oder den Andern mit sich zu nehmen in eine dunkle Ecke, ihm Bilder aus ihrem Kinderleben zu entwerfen, von den häßlichen Scenen, die zwischen ihrem Vater und ihrer Mutter gespielt, ihm vorzuklagen, wie hart ihr Loos im Hause ihres Onkels sei, darüber zu weinen und zu jammern, daß sie einer andern Confession angehöre, die sie verabscheue und von der sie doch nie loskommen könne, — so machte sie es ähnlich, wie ich glaube, jetzt mit Wilhelm. Ich sage, wie ich glaube, denn Wilhelm sprach von ihr nur mit großer Zurückhaltung, aber ich hörte die Melodie ihres Gesanges aus einzelnen seiner Aeußerungen heraus. Neu war nur, daß sie jetzt auch sich mit Politik beschäftigte, daß zu ihrem eigenen Leiden auch noch der Schmerz um das Proletariat kam und über die Untüchtigkeit und Marklosigkeit der heutigen Männer, die keine Revolution machten, um die Republik zu proklamiren. Da sie immer alles Andere sein wollte, nur nicht Helene, so mochte ihr jetzt wol so eine Art deutscher Madame Roland als Ziel vorschweben. Unbefangen angesehen, war das Alles einfach lächerlich, denn kein Staat Europa's ist sicherer vor der Revolution als Preußen, und in keinem Lande der Welt fände eine Frau

einen ungeeigneteren Boden für einen revolutionären Salon als in Deutschland. Aber Wilhelm erschien das anders. Er glaubte au ihre Worte, er glaubte, daß eine Revolution vor der Thür stehe, in der er eine Rolle zu spielen berufen sei, und er war entzückt, Helene gefunden zu haben."

„Und ihr Mann?" fragte der Pastor.

„Ihr Mann ist in seiner Art ein merkwürdiger Mensch. Er soll ein vortrefflicher Jurist sein, und soweit ich ihn kenne, und ich kenne ihn wenig, scheint er mir ein harmloser, wohlmeinender Mann zu sein, und nichts stieß mich mehr von Helene zurück, als der verächtliche Ton, in dem sie von einem Manne sprach, dessen Namen sie trug und der jedenfalls ihr ein rücksichtsvoller Gatte war. Aber er ist ein Mann, der den Interessen der Gegenwart, so weit sie politischer Natur sind, absichtlich den Rücken wendet und sich damit begnügt, auf gut epikuräisch das Leben so sehr zu genießen, als es verständiger Weise sich genießen läßt. Sein Verhältniß zu Helene ist ein kaltes. So viel ich sehen konnte, geht ein Jeder seine Wege.

„Seit jenem Unglücksball war Wilhelm fast täglich bei Helene. Es machte mich mißtrauisch, daß er anfing, sehr viel mehr von Mathilde zu sprechen als bisher, und mir seine unwandelbare Liebe zu ihr zu versichern. Wenn man unaufgefordert öfters versichert, etwas zu thun, so ist man gewiß im Begriff, damit aufzuhören oder hat schon aufgehört. Er sprach auch mit mir von dem Plane, die praktische Theologie aufzugeben und auf eine Professur auszugehen. Ich machte ihn darauf aufmerksam, daß es ihm dazu vielleicht an den nöthigen Kenntnissen fehlen dürfte, aber er meinte, die könne er sich ja noch aneignen. Ich sprach mehrere Mal mit ihm, wie ein Freund zum Freunde sprechen soll, aber das hatte nur die Wirkung, daß er mich zu meiden anfing. Da kam er eines Abends von einer Landparthie zurück, die er mit den Lamstedt's gemacht, und bat mich, am andern Morgen ihm in einem Duell zu secundiren. Ich verabscheue das Duell als eine ebenso verbrecherische als lächerliche Handlung, aber in der Hoffnung, Wilhelm's Händel vielleicht noch beilegen zu können, schlug ich ihm seine Bitte nicht sogleich ab und bat ihn, mir die Einzelheiten des Streites mitzutheilen. Es erwies sich, daß das nicht anging, denn es gab gar keinen Streit, sondern Wilhelm hatte die Gelegenheit vom Zaune gebrochen und den Gegner ohne alle Veranlassung beleidigt. Ich brauche Euch nicht zu sagen, daß er es that, weil er eifersüchtig war."

„Auf Helene?“ rief die Pastorin.

„Ja, auf Helene. Sein Gegner war ein Herr von Hungerow. Er soll auch einmal hier in Kurland gewesen sein und Mathilde sehr den Hof gemacht haben, aber das war es nicht, was ihm“ — Paul besann sich einen Augenblick auf ein anderes Wort — „was ihm dieses Duell zuzog. Ich schlug nun Wilhelm meine Beihülfe rund ab und bot Alles auf, ihn von seinem Vorhaben abzubringen. Es gelang mir nicht, es hatte nur zur Folge, daß er sich gegen mich in der schroffsten Weise, ja geradezu feindlich benahm. Ueberhaupt ging seit diesem Tage eine merkwürdige Veränderung mit ihm vor. Er war wie ein Spieler, der all' sein Geld verloren, und nun nicht mehr davor zurückschreckt, all' seine andere Habe in den Abgrund zu schleudern. Er stieß mich zurück und schloß sich um so fester an Winter. — Es kam zum Duell und das Duell verlief unglücklich.“

„Willst Du damit sagen,“ unterbrach ihn der Pastor mit hohler Stimme, „daß Wilhelm seinen Gegner erschoß?“

„Er war so unglücklich.“

Die Pastorin brach in ein lautes, krampfhaftes Weinen aus. Gretchen umschlang ihren Vater mit beiden Armen und küßte ihn, aber er wies sie ungestüm zurück, und seine Stimme klang noch hohler und dumpfer, als er zu Paul gewandt sagte:

„Bitte, fahre fort.“

„Ich sah,“ fuhr dieser, mit einem mitleidigen Blick auf die Pastorin, fort, „Wilhelm am Tage des Duell's nicht wieder und auch am folgenden Tage nicht. Da ich einsah, daß ich ihm nicht mehr nützen konnte, daß, wenn überhaupt noch an eine Wendung zum Bessern in unserem Verhältniß zu denken war, sie eher eintreten konnte, wenn wir uns trennten, als wenn wir zusammenblieben, so miethete ich mir eine eigene Wohnung. In der Nacht vor dem Tage, an dem ich unser gemeinsames Quartier verlassen wollte, kam Wilhelm nach Hause. Er war furchtbar aufgeregt und in der größten Verzweiflung. Er erzählte mir, daß er Hungerow erschossen, daß eine dämonische Macht ihn in den letzten Tagen beherrscht, die ihn immer weiter getrieben. Er erzählte mir, daß er Hungerow getödtet, weil derselbe Helenen gefallen, die er selbst, wie er zu seinem Schrecken gesehen, leidenschaftlich liebe. Er erzählte mir noch etwas Schlimmeres.“

Paul sah den Pastor an, als ob er ihn fragen wollte, ob er auch stark genug sei, selbst das Letzte zu hören. Der Pastor verstand den Blick und nickte mit dem Kopf. Eine alte knorrige Eiche braucht mehr Axtschläge um zu stürzen.

„Er erzählte mir, daß er an Helene durch einen Ehebruch gebunden sei. Aber sein gutes Herz und sein alter Edelsinn hatten sich noch einmal aufgerafft. Er war entschlossen, sich los zu reißen aus den Armen, die ihn verlockend zum Abgrund zogen. Er wollte Berlin verlassen, an Euch schreiben, Euch Alles sagen und ein Anderer werden. Er war sehr weich und so liebenswürdig, wie ihr ihn Alle kennt.

„Am folgenden Nachmittage schrieb er an Euch. Ich habe vergessen, Euch zu sagen, daß er entschlossen war, sich als — bei der Polizei, wollte ich sagen, sich als denjenigen anzugeben, der den Hungerow getödtet und sein Vergehen dadurch zu sühnen, daß er die darauf gesetzte bürgerliche Strafe auf sich nahm. Nun, also am Nachmittage schrieb er an Euch. Nachher wollten wir Beide zum Staatsanwalt gehen. Da er ruhig und gut beschäftigt war, verließ ich ihn auf ein paar Augenblicke, um der Frau, deren Wohnung ich gemiethet, mitzutheilen, daß ich sie doch nicht beziehen würde. Unterwegs traf mich ein Professor und bat mich, für ihn einen Geschäftsgang nach der Bibliothek zu machen. Als ich zurückkehrte, fand ich Wilhelm nicht zu Hause. Im Zimmer fand ich einen Damenhandschuh, und die Wirthin sagte mir, daß eine Dame dagewesen, die sehr geweint habe und mit Wilhelm fortgegangen sei. Am andern Morgen ließ mir Wilhelm sagen, daß er zu Winter ziehe.

„Seitdem sah ich Wilhelm nur noch gelegentlich auf der Straße, aber ich erfuhr, daß er täglich bei Helene sei und sah ihn öfter neben ihr in ihrem Wagen fahren. Ich erfuhr auch, daß sein Verhältniß zu ihr dem Kreise, in dem sie lebt, kein Geheimniß mehr war. Ich erfuhr endlich auch, daß Wilhelm ein Leben führt, das er später sehr bereuen wird.

„Ich erfuhr das Alles durch Fremde. Er selbst behandelte mich wie einen Feind und erwiederte nicht einmal meinen Gruß. Ehe ich vor acht Tagen Berlin verließ, ging ich zu ihm. Er war leider nicht allein, Winter, sein Stubengenosse, und noch ein Paar seiner angeblichen Freunde waren bei ihm.

„Was wünschen Sie?“ fragte er mich.

„Ich wünsche von Dir zu erfahren," erwiederte ich, „was ich Deinen Eltern sagen soll, wenn sie mich, der ich nach Kurland zurückkehre, nach Dir fragen sollten."

„Sie thäten am Besten, wenn Sie die Familie Wolfschild gar nicht belästigten," erwiederte ungefragt Winter.

„Ohne ihm zu antworten, wandte ich mich an Wilhelm und fragte ihn, ob er unter Vormundschaft stehe und ich die Antwort des Herrn Winter als in seinem Namen gegeben betrachten solle. Er erröthete, und wenn er sich nicht vor seinen Gesellen geschämt hätte, wäre seine Antwort sicher eine andere gewesen."

„Und was antwortete er?"

„Er erwiederte einfach: „Ja!" Ich sagte darauf, ich bäte ihn, mir diesen Bescheid selbst zu ertheilen, und er wiederholte mir wörtlich, was Winter gesagt, unter großem Gelächter der Uebrigen. Ich machte noch einen Versuch: ich schrieb an ihn, theilte ihm den Tag meiner Abreise mit und bat ihn, da ich ihn in seiner Wohnung nicht allein sprechen könne, zu mir zu kommen, mich nicht mit einem solchen Bescheide zu entlassen. Er antwortete weder, noch kam er. Das ist Alles, was ich Euch von Wilhelm erzählen kann." —

Still und bitterlich weinte die Pastorin und große schwere Thränen drangen durch die Hände, mit denen sie ihr Gesicht bedeckte. Todtenbleich war Gretchen, und nur ihre Augen funkelten in einem dunklen, glühenden Licht. Regungslos, die Arme über die Brust gekreuzt, die Augen noch immer auf Paul's Mund geheftet, saß der Pastor da und nickte nur zuweilen wie zustimmend mit dem Kopfe. So bewegt sich leise der Gipfel der Eiche, wenn die Schläge der unbarmherzigen Axt durch das Holz dringen und das Mark treffen.

Gretchen sprach zuerst. Wieder umfaßte sie den Vater mit beiden Armen, küßte ihn auf die Wange und küßte seine Hände. Dann sprach sie: „Vater, Du und Mutter Ihr müßt nach Berlin reisen."

Der Pastor erhob seine Augen von Paul's Munde und sah seine Tochter an. Aber er antwortete nicht. Er hatte sie nicht verstanden.

„Vater," wiederholte sie flehend, „Vater! ich bitte Dich, reise mit der Mutter nach Berlin. Holt ihn selbst zurück."

Der Pastor erhob sich rasch von seinem Stuhl und richtete sich hoch auf. Seine Augen rollten und seine Rechte griff mechanisch in die Luft, als suchte sie nach einer Streitaxt, dem mißrathenen Sohne das Haupt zu zerschmettern. Aber sie waren Beide nicht da, der Sohn nicht und die Streitaxt nicht, und einen tiefen Seufzer ausstoßend, brach er so plötzlich zusammen, daß sie ihn nicht aufhalten konnten, weder Paul noch Gretchen, die doch dicht neben ihm standen.

Sie hoben ihn auf, trugen ihn in sein Schlafzimmer und legten ihn auf sein Bett. Sie riefen ihn durch scharfe Essenzen in's Leben zurück. Aber er sprach kein Wort. Er winkte ihnen nur mit der Hand, sie möchten ihn verlassen, und als es geschehen, hörten sie, wie er sich erhob, die Thüre verschloß und sich dann wieder auf sein Lager warf.

Es war eine lange, lange Nacht, welche alle vier im Zimmer vor des Pastors Schlafstube verbrachten. Es war eine lange, lange Nacht, und es waren viele, viele Thränen, die die Pastorin vergoß in dieser Nacht. Unzählige Mal ging Gretchen an des Vaters Thüre und fand sie immer verschlossen, bis sie dieselbe endlich geöffnet fand, leise eintrat und über des Vaters verstörtes Gesicht erschrak.

„Werfet auf Ihn all' Eure Sorgen, denn Er nahm auf sich all' unsere Missethat und lud auf sich all' unsere Sünden," flüsterte sie, als sie der Vater in seine Arme schloß.

„Gretchen," sagte ihr der Vater, „mein Kopf ist so benommen, daß ich nicht genau weiß, was Paul uns erzählte. Gretchen, belüge Du nicht auch Deinen greisen Vater und antworte mir die Wahrheit. Hat Wilhelm etwas Ehrloses gethan?"

Die Tochter wußte, wie er das meinte, aber sie nickte doch mit dem Kopfe.

Der Pastor mißverstand sie. „Also nicht," rief er. „Gottlob! Auch in meiner größten Verzweiflung verließ mich diese Hoffnung nicht, aber ich war meiner Sache nicht sicher. Was hat er gethan, Gretchen?"

Gretchen kam seinem Gedächtniß zu Hülfe. „Nun, er hat schwer gesündigt, sehr schwer, aber es liegt darin nichts Entehrendes und noch kann Alles gut werden. Wenn ich mich nur auf mich selbst besinnen könnte. Reiche mir ein Glas Wasser."

Sie brachte es ihm und er trank es aus auf einen Zug. Sie brachte ihm noch eins und er bat sie um ein drittes.

„Ist Paul noch hier?" fragte er.

„Ja, Vater!“

„Ist es schon spät?“

„Ja, Vater, es ist schon Tag.“

„Bitte Deine Mutter herein.“ Die Pastorin trat ein und sank dem Pastor laut schluchzend in die Arme. Der Anblick ihrer verweinten Augen brachte ihn rascher zu sich, als irgend etwas anderes es gekonnt hätte.

„Weine nicht, Frau,“ sagte er mit weicher Stimme, indem er mit seiner Rechten über ihr Haar strich. „Noch ist nicht Alles verloren, noch kann Alles wieder gut werden. Er hat nichts Ehrloses gethan.“ Der Pastor hielt einen Augenblick inne, als fürchtete er, plötzlich durch einen Widerspruch unterbrochen zu werden, doch als dieses nicht geschah, wiederholte er zuversichtlicher: „Er hat nichts Ehrloses gethan. Er ist leichtsinnig gewesen, hat im Duell Unglück gehabt, desgleichen in der Liebe, und hat darüber den Kopf verloren. Wir werden zu ihm eilen und er wird seine Vernunft wiederfinden.“

„Ach Gott — Harald,“ schluchzte die Pastorin, „unser Willi ein Mörder und Ehebrecher!“

„Pah! Du übertreibst, Frau. So arg ist es nicht. Wir werden ihn herholen und ihn zurecht bringen, wie ich ihn damals in Flussau zurecht brachte. Weine nicht, Frau, das hilft nichts. Wir wollen unser Leid wie lutherische Christen tragen. Wir wollen unserer Gemeinde kein schlechtes Beispiel geben. Wir wollen auf Dessen Hülfe vertrauen, Der uns unser Kind gab. Er wird uns nicht verlassen in der Noth. Er wird unsere Lippen beredt machen, daß sie ihn abrufen von seinem Pfade.“

So sprach er, aber als die zweite Nacht das Jakobsburger Pastorat einhüllte in ihren Schleier, da saß Gretchen am Bett eines Nervenfieberkranken, und Paul und der alte Diener hatten all’ ihre Kraft nöthig, um denselben im Bett zu erhalten, der immer hinauswollte zu dem, der nichts Ehrloses gethan und der nun doch verdarb; den er jetzt ertrinken, dann verbrennen sah, dem er zu Hülfe eilen mußte, und dem er doch nicht helfen konnte.

Es waren lange, lange Nächte, die sie so zubrachten, pflegend und wachend. Gott bewahre Jeden vor solchen langen, langen Nächten!

Eine Familienjagd.

Der Götzenhöf'sche Baron Langerwald hatte eine so gute Jagd, wie nur irgend ein Baron in Kurland, und er hatte einen so guten Jagdgrund, wie nur irgend Einer seiner Mitbrüder von der Ritterschaft. Er hatte in seinem Walde unzählige Rehe und Füchse, und er hatte in seinem Zwinger zwölf Koppel Jagdhunde mit so trefflichen Nasen und so schönen Stimmen, daß seinen Gästen das Herz im Leibe lachte über Beides: über das Wild und über die Hunde. Es waren nur Wenige, die dem Wittenberg'schen Langerwald Recht gaben, wenn er behauptete, daß die Götzenhöf'sche Jagd der weiland Effern'schen nicht gleich käme, und es war wohl nicht zufällig, daß diese Wenigen sämmtlich der Langerwald'schen Familie angehörten, einer Familie, deren Angehörige zuweilen wohl auch ohne Noth widersprachen. Wenn das Reh im stillen Walde erst einmal diese Meute hinter sich anschlagen gehört, so war es verloren, es mochte noch so rasch und listig sein, und es war der günstigste Fall, wenn ein Schuß ihm ein rasches Ende bereitete und es dadurch vor dem Schicksal bewahrte, todtmüde von den Hunden zerrissen zu werden. Da hatte es der Auerhahn doch viel besser, der bei dem ersten Geräusch schon davonflog, und manches Reh schaute ihm sehnsüchtig nach aus seinen tiefdunklen Augen, und mancher Fuchs warf ihm in seiner Noth einen bitterbösen, neidischen Blick zu, was ihm aber ganz und gar nichts half.

Zwei Mal im Jahre kamen sie in solche Noth, die Rehe und die Füchse. Das eine Mal im Frühherbst, und dann hatten sie es nur mit der Familie Langerwald zu thun, das andere Mal im Spätherbst, und dann hetzte die ganze Nachbarschaft auf fünf Meilen in der Runde hinter ihnen her.

Heute waren es lauter Langerwald's, die mit Hunden und Jägern zu Walde zogen. Die Hörner ertönten so lustig, wie sie überall ertönen, wo der Mensch mordet: in der Schlacht und auf der Jagd, die Herzen schwollen

so mächtig, wie sie überall schwellen, wo der Zerstörungstrieb in der Menschenseele erwacht ist.

Die Jagd fiel so gut aus und verlief so glücklich wie alle die anderen Jagden, die seit zwanzig und mehr Jahren in Götzenhof abgehalten worden, das heißt, es wurden ein Dutzend Rehe und eine entsprechende Anzahl Füchse und Hasen erlegt, die Jagdflaschen fleißig geleert und mehr Frohsinn als Humor entwickelt. Der alte Zeichners (ein zweibeiniges Familieninventarstück der Langerwald's, der bald hier, bald dort als Hauslehrer aushalf und früher einmal in Dorpat als Theologe immatrikulirt gewesen, aber „den Knochen" nie zu einer anderen Zeit als spät Abends und auch dann nur auf wenig Augenblicke verlassen hatte) bekam seine mit Salz geladene Flinte — wie seit zwanzig Jahren, — dem alten Rothenberg'schen war wieder in beiden Läufen das Schrot abgezogen — wie seit zwanzig Jahren, — und der Wittenberg'sche machte, als die Hunde einmal davongingen, die Bemerkung, so etwas wäre seiner Zeit in Essern nie vorgekommen, und erzählte darauf eine Geschichte von einem mausgrauen Jagdpferde, mit dem der weiland Essern'sche einst über einen Sumpf geritten sei, als die Hunde ein Elenn verbellt hatten — und konnte für die Geschichte wieder keinen Zuhörer finden — wie seit zwanzig Jahren.

Von Unglücksfällen kam nichts Erhebliches vor, außer daß zwei der besten Hunde zusammengekoppelt einen Fuchs hoben und sich bei dieser Gelegenheit erwürgten, daß ein Piqueur sich deu Arm und des Wittenberg'schen falbe Stute „Marfa Possadnitza" sich das rechte Bein brach, was ihren Besitzer in seiner Ansicht über das Verhältniß der Götzenhöf'schen zur weiland Essern'schen Jagd natürlich nur noch bestärkte.

Und nun saßen sie Alle, die Langerwald's, bei der Mahlzeit zusammen, und es war eine so stattliche Gesellschaft, eine Gesellschaft mit einem so guten Appetit und einem so unauslöschlichen Durst, wie nur eine in Kurland. Es kann uns natürlich nicht einfallen, den Leser mit ihnen Allen bekannt zu machen. Diesen oder Jenen kennt er wohl selbst schon und der Eine und der Andere ist nicht eben interessant genug; daher genügt es, wenn wir im Allgemeinen von ihnen Allen sagen, daß es sehr stattliche Herren waren, daß Keiner von ihnen weniger als 100,000 Silberrubel besaß, und daß sie Alle sehr große und sehr stark gebogene Nasen hatten. Im Uebrigen glichen sie sich so wenig, daß man ihre Abstammung eher von zwanzig Repräsentanten verschiedener Nationalitäten in verschiedenen Welttheilen herzuleiten versucht sein

konnte, als von dem „nobilis“ Friedrich Langerwald, der, aus der Grafschaft Mark mit Konrad von Meyendorff in's Land kam. Trotzdem konnte selbiger Fredericus, wenn er von seinem Bilde an der Wand hinabsah — (falls es wirklich sein Bild war, woran der Wittenberg'sche zweifelte, behauptend, es wäre eigentlich ein „Schall von Bell,“ und nur weil er ein so schmucker Mann sei, im Auftrag des verstorbenen Götzenhöf'schen von einem geschickten Dresdener Maler zu einem Langerwald zugestutzt worden) — recht stolz auf seine Enkel sein, denn der Menschenschlag war kein übler, und die elastischen, kräftigen Gestalten, wie Felix, hatten entschieden die Oberhand, und ein gesunder, praktischer Menschenverstand, ein gutes Herz waren zu Hause bei der Majorität. Auch waren sie Alle mehr oder weniger tüchtige Landwirthe, hielten was darauf, gute Herren zu sein und faßten im Allgemeinen das hohe Glück, das Wappen mit den drei Hamstern führen zu dürfen, von der Seite auf, daß ihnen dadurch auch die Verpflichtung auferlegt sei, den guten Namen, den sie von ihren Vätern zugleich mit ihren Gütern ererbt, auch zugleich mit diesen, und womöglich in meliorirtem Zustande, auf ihre Kinder zu übertragen.

Da war der General Langerwald der einzige Militär in der Familie, denn die Langerwald's hatten früher immer in Preußen Kriegsdienste genommen und seit das nicht mehr ging, der Kriegsfahne Valet gesagt. Der General aber war von seiner früh verwittweten Mutter zu großem Aerger des ganzen Geschlechtes in eine Militäranstalt gegeben worden und war dann weiter seinen Weg gegangen, bis er nach dem Krimkriege in die Heimath zurückkehrte.

Jetzt erzählte er seinen Tischnachbaren, zweien impertinent blonden Jünglingen, die eben aus Heidelberg zurück gekehrt, von den Sewastopoler Tagen.

„Sehen Sie,“ sagte er, „in jener Nacht war es so stockfinster, daß man seinen Vordermann nicht erblicken konnte. Sie verstehen: Licht durfte man nicht haben, sonst hätten die Feinde gemerkt, daß wir eine Brücke schlugen.

„Djawoll!“ sagt der Höchstkommandirende zum Ingenieurgeueral, „garantiren Sie, daß die Brücke hält?“ — „Excellenz,“ antwortet derselbe, „ich garantire für Nichts!“ — „Gut,“ sagt der Höchstkommandirende, „es ist im Grunde auch gleichgültig. Und nun auf die Brücke.“ Ein Geländer gab es natürlich nicht und das Gedränge war so groß, daß die Brücke drei Fuß unter Wasser stand. Und nun vorwärts: Infanterie, Kavallerie, Artillerie. Wer einen Schritt von der geraden Richtung abwich, der war verloren. Das ist was Anderes als eine Studentenmensur. Was?“

„Fatale Lage, wahrhaftig!“ sagte der eine blonde Jüngling und sah dabei den andern blonden Jüngling an, als wollte er sagen: „dem wären wir, so fixe Burschen wir sind, doch nicht gewachsen gewesen,“ und der andere blonde Jüngling nickte beistimmend.

„Wo waren in jener Nacht die Moskauer Schreier?“ fuhr der General fort, indem er seinem langen Schnurrbart eine äußerst kühne Schwenkung giebt. „Wo waren sie damals? War Katkow da? War Leontjew da?“

Die beiden blonden Jünglinge gaben durch Schütteln des Kopfes zu erkennen, daß ihrer Meinung nach die Genannten nicht dort waren, obgleich sie mit dem Namen dieser Herren durchaus keinen andern Begriff verbinden, als daß es ohne Zweifel zwei männliche Wesen russischer Nationalität sein müßten.

„Ich frage, wo waren in jener Nacht Katkow und Leontjew? Waren sie bei uns auf der Brücke? Waren sie todtmüde? pulvergeschwärzt? Völlig durchnäßt? Kamen sie aus dem Malakow? Nein, und nein, und abermals nein! Aber wir Balten waren dort. Wir gingen über die Brücke, todtmüde, pulvergeschwärzt, völlig durchnäßt. So kamen wir Balten aus dem Malakowthurm. So kamen wir Balten aus einer Festung, in der wir bei jedem Schritt über die Gebeine unserer Brüder stolperten. Und doch wagen sie es dort (der General zeigt mit der Rechten nach Osten) unsere Loyalität anzuschwärzen. Das wagen sie. Und man erlaubt Leuten, die Seiner Majestät, unseres allergnädigsten Kriegsherrn (der General verbeugte sich nach Norden und setzte sein Glas auf einen Augenblick an die Lippen) allergetreuste Unterthaneu verdächtigen, noch Professoren, noch Lehrer der Jugend zu bleiben?“

Der Eine der blonden Jünglinge wußte nicht recht, was er dazn bemerken sollte, und sagte endlich: „Allerdings!“

„Es ist anders geworden in Rußland,“ fuhr der Geueral fort. „Es ist ganz anders geworden. Die Leute thun, was sie wollen. Wahrhaftig! Die Zeitungen schreiben was sie wollen. In der That, die Jugend wächst auf ohne Gottesfurcht und Loyalität. Bei Gott!“

Felix, der gegenüber saß, unterbrach hier das Gespräch, indem er den General fragte: „ob er noch die Windhunde habe, die er aus der Ukraine mitgebracht.“

Der General aber war so sehr in den Pessimismus hineingekommen, daß er eben im Begriff stand, zu behaupten, sie wären Alle todt und diese

betrübende Thatsache mit der im Reiche herrschenden Zuchtlosigkeit logisch zu verbinden, als ihm einfiel, daß die Hunde noch lebendig, und da er ein wahrheitsliebender Mann war, so bejahte er die Frage.

Die blonden Jünglinge benutzten diese Gelegenheit, von der hohen Politik auf bekanntere und interessantere Gegenstände überzulenken, und hielten den alten General bei den Windhunden fest, obgleich er mehre Mal mit den Worten: „Frankreich muß durchaus" — anhub.

Rechts und links von Frau Langerwald sitzen Schlampe und Pampe Langerwald. So werden die Brüder von den Freunden genannt und so nennen wir sie auch. Das sind so ein Paar Herren vom alten Schlage. „Eine Büchse, ein Pferd, ein halb Dutzend Jagdhunde und ein weiter, weiter Wald" — das ist ihr Wunsch, ihr Bedürfniß, und das haben sie. Nach anderen Leuten fragen sie nicht, und um anderer Leute Meinung kümmern sie sich nicht.

Schlampe ist der Aeltere und Pampe liebt ihn sehr, obgleich er ihm bei jeder Gelegenheit widerspricht und ihn dadurch in den größten Zorn versetzt, woraus er sich nichts, sein Bruder sich aber um so mehr macht, denn er — Pampe ist eben so phlegmatisch, wie sein Bruder sanguinisch ist. Schlampe hat eine geheime Hinneigung zur Kunst und unter seinen Freunden geht sogar die Sage, er habe einmal auf eine schöne Gouvernante ein Gedicht gemacht, das mit den Worten: „Sie bat mir, ich möcht' ihr, aus der größten Verlegenheit reißen thun," angefangen, und wenn er ganz allein ist, liest er fleißig, aber er hält's für eine Art Schande, davon zu sprechen.

Pampe theilt diese Passion nicht, obgleich auch er ein sehr empfängliches Herz hat, wenigstens fand ihn einst der Götzenhöf'sche mit Thränen in den Augen über einem Buche, das er vergeblich zu verstecken suchte, das er vorweisen mußte und das sich als Loango von Franz Hoffmann erwies. Schlampe ist Rationalist, Pampe orthodoxer Lutheraner, Schlampe ist liberal, Pampe hochconservativ, Schlampe ist großdeutsch, Pampe kleindeutsch. Schlampe liegt mit der Orthographie immer in Fehde, Pampe hat sich ein eigenes orthographisches System gebildet. Pampe schreibt mit kleinen Anfangsbuchstaben die Worte: Demokrat, Revolution, Parlament, Kaufmann, Literat, Jurist, Katholik, Mönch, Nonne, Fabrik, Dampf, Eisenbahn, Feigheit, Geiz, Prahlerei. Er schreibt mit großen Buchstaben auch die Eigenschaftsworte und Zeitworte, die damit zusammenhängen: Conservativ, Landtag, Edelmann,

Gutsbesitzer, Geistlicher, Protestant, Lutheraner, Gut, Wagen, Pferde, Büchse, Flinte, Schuß, Hund, Wild (in allen Specialitäten), Beständigkeit, Freigebigkeit, Gastfreiheit, Wohlthätigkeit, Stolz, Treue, Glaube, Muth.

„Beste Cousine," sagte Schlampe zu Frau von Langerwald, „beste Cousine, ich bedaure es durchaus nicht. Ich kann darin, das es so ganz und gar keine baltische Literatur giebt, nur etwas durchaus Erfreuliches sehen. Wir brauchen keine Literatur, aber die Literatur braucht uns. Hippel z. B.: Ist es zufällig, daß einer der besten deutschen Romane, die je in deutscher Sprache geschrieben wurden, gerade in Kurland spielt? Warum sind Minchen und Alexander Kurländer? Warum ist Herr von G... Kurländer? Kennen Sie den Roman? Nein? Nun, aber die Minna von Barnhelm kennen Sie doch. Nun gut, bleiben wir bei ihr. Warum hat Lessing den Tellheim gerade zu einem Kurländer gemacht? Warum nicht zu einem Sachsen oder Schwaben, Franken, Baiern oder Preußen? Ich will es Ihnen sagen, meine beste Cousine. Weil er ein Musterexemplar von einem Edelmann brauchte. Weil er einen Edelmann brauchte, der ein edler Mann war vom Scheitel bis zur Sohle."

Pampe bemerkte hier, daß sich solche Exemplare auch außerhalb Kurland's ausfindig machen ließen.

Schlampe gerieth darüber außer sich. „Davon verstehst Du nichts, Brüderchen. Entschuldige, Brüderchen, aber in wissenschaftlichen Dingen darfst und kannst Du durchaus nicht mitsprechen. Davon verstehst Du nichts. Achte auf meinen Rath, Du kannst Dich nur dabei kompromittiren."

Da Pampe seinen Zweck erreicht hat, so schweigt er.

„Ich will gar nicht leugnen," fährt Schlampe jetzt ruhiger fort, „daß es auch unter den Vettern in Deutschland Leute giebt, die wie Tellheim gehandelt hätten, aber dort ist es eine Ausnahme, bei uns die Regel. Ich kann durchaus nicht wünschen, daß auch die Balten sich an der Literatur betheiligten, ich kann wenigstens nicht wünschen, daß sie ihre Heimath schilderten. Gott weiß, wie sie das thäten. Sie könnten uns fürchterlich kompromittiren. Sie könnten ohne Talent sein, oder sie könnten den Adel hassen — („und das wäre einigermaßen wahrscheinlich," schaltete Schlampe ein) — oder sie könnten taktlos sein und uns politisch schaden. Und eigentlich ist das Dichten doch auch keine Beschäftigung für eine Mannsperson. Nun natürlich: Göthe, Schiller, Lessing — aber z. B. Gutzkow oder Laube? Wozu

schreiben sie? Wozu schreiben sie? Warum suchen sie nicht lieber ein ehrliches und sicheres Brod, in einer Behörde oder in einem Comptoir, oder beim Steuerfach? Und wenn sie durchaus an die Oeffentlichkeit müssen, warum suchen sie nicht als Auctionator unterzukommen, oder als Eisenbahnconducteur, oder als Briefempfänger?"

„Gott straf' mich! Du hast Recht, Brüderchen," unterbrach ihn der Götzenhöf'sche lachend. „Gott straf' mich! Du hast die Tretmühle vergessen."

„Eigentlich," sagte Pampe tiefsinnig, „ist unser Landeskarren doch auch nur durch das verwünschte Schreiben und Druckenlassen in die kitzliche Lage gekommen, in der er nun steckt. Hätte die Riga'sche Zeitung auf all' das dumme Zeug, das die russischen Zeitungen über uns schrieben, gar nicht geantwortet, so wäre all' der Streit nicht entstanden und man hätte uns in Ruhe gelassen, nach wie vor."

Ueber diese Vogel-Strauß-Theorie entspann sich nun eine allgemeine Debatte, die schließlich sehr heftig wurde und einen peinlichen Charakter annahm. Der Wittenberg'sche beschloß also sie abzuschneiden und that es mit den Worten: „Ich bin überzeugt, daß es mit Oesterreich doch noch losgehen wird!"

Das Gespräch wandte sich nun auf die europäische Politik und kam schließlich auf Berlin, aus dem der Wittenberg'sche eben zurückgekehrt war.

„Apropos, meine Herren," sagte er, „Sie kennen ja wohl auch den jungen Wolfschild?"

Die Frage wurde bejaht.

„Nun, der wird seinem Vater auch uicht viel Freude machen."

„Gott straf' mich! Warum nicht?" fragte der Götzenhöf'sche, der seine Tochter kreidebleich werden sah.

„Nun, erstens hat er den Herrn von Hungerow, der vor einigen Jahren im Lande war und den Sie ja auch kennen, erschossen, nachdem er auf die unverschämteste Weise Streit mit ihm gesucht, und Beides scheint mir nicht eben sehr theologisch zu sein. Dann hat er auch mit der Helene Annenburg, die, wie Sie wissen, in Berlin verheirathet ist, ein so offenkundiges Verhältniß, daß alle ihre Bekannten darum wissen und, wie man glaubt, auch ihr Mann, der sich wohl vor seinem Pistol (das er übrigens brillant führen soll) fürchten mag."

Der Wittenberg'sche erzählte das nur so zufällig und er hatte keine Ahnung davon, welches Unheil seine Worte anrichteten.

„Der Pastor ist mein Freund," sagte der Götzenhöf'sche, und seine Stimme zitterte. „Ich darf daher, Gott straf' mich! wohl fragen, ob das, was Sie uns da erzählen, nur ein Gerücht ist, oder ob sie es auch zu beweisen unternehmen würden?"

„Ich wiederhole nur, was man mir erzählt," sagte der Wittenberg'sche verwundert. „Meine Quellen sind die in Berlin studirenden Landsleute."

Die Hausfrau hob die Tafel auf, und es war hohe Zeit, denn Mathilde hätte keinen Augenblick länger an sich halten können. Sie hätte sich auch nicht bis jetzt aufrecht erhalten, wenn sie nicht gefühlt, daß ihres Vaters und ihres Vetters Felix Augen auf ihr ruhten, und sie war zu stolz, um nicht alle ihre Kräfte zusammenzunehmen, um Jene glauben zu machen, sie sähe in den Worten des Wittenberg'schen nur ein elendes Geklatsch, eine nichtswürdige Verleumdung. Aber, wie gesagt, es war gut, daß die Tafel aufgehoben wurde und Mathilde unbemerkt auf ihr Zimmer eilen konnte, in dem sie sich verschloß. Hier brach die künstlich festgehaltene Ruhe zusammen und die ganze Leidenschaftlichkeit ihrer Natur machte sich in den heftigsten Aeußerungen der Verzweiflung Luft. Hätte sie diese Nachricht ohne alle Vorbereitung empfangen, so hätte sie über sie gelacht. Es lag Nichts in ihrem eigenen zähen, theilweise selbst harten Temperament, das ihr Treulosigkeit hätte begreiflich machen können, und dem, vom Glück in allen seinen Formen verwöhnten, von den Ihrigen angebeteten Kinde des Götzenhöf'schen Langerwald, lag Mißtrauen (diese Morgengabe der Armuth) so fern, wie nur je einem nie betrogenen Kinde.

Aber der Schlag traf sie nicht ganz unvorbereitet. Hatte sie es sich bisher auch nicht eingestanden, langsam, ganz allmählig hatte sich der Gedanke festgesetzt, daß der Geliebte ihrer Seele auf Abwege gerathen sei, auf Abwege, die auch wohl seiner Liebe zu ihr gefährlich werden konnten. Sie hatte diesen Gedanken zuweilen wie eine böse Versuchung betrachtet, hatte ihn angesehen wie ein schweres Unrecht, das sie dem Geliebten anthat, aber ihn ganz zu bannen, hatte sie nicht mehr vermocht. Aber als nun jetzt die nackten Thatsachen vor ihr standen, da erstarrte ihr das Blut zu Eis, und wie von einem Blitzstrahl zerschmettert, sah sie all' die schönen Luftschlösser zusammenbrechen, in denen sie seit vier Jahren fast ausschließlich gelebt, und

auch nicht eine Spur blieb übrig von dem leuchtenden, farbenprächtigen Bogen, der den Himmel verband mit der Erde. Noch gestern Abend legte sie sich nieder in Sternhof als Wilhelm's Weib, als die glücklichste junge Frau der ganzen Welt und sie lächelte über die thörichten Sorgen, die sie sich um seinetwillen gemacht; noch heute Morgen war sie aufgestanden mit dankerfülltem Herzen gegen ihren gütigen Vater, als ein frohlockendes, jubelndes Mädchen, und als sie vom Balkon aus den davonreitenden Herren nachsah, da sah sie im Geiste unter ihnen Wilhelm, und eine Strahlenkrone des höchsten Glückes umspielte ihr jugendliches Haupt, — jetzt war sie ein gebrochenes junges Geschöpf, das die schönsten Jahre seinen Jugend, die schönsten Blüthen seines Herzens weggeworfen an Einen, der ihrer nicht werth, an einen Elenden. Sie war nicht angekränkelt von des Gedankens Blässe. Sie konnte nicht darüber philosophiren, daß er ein anderer Charakter sei als sie — sie hatte nie über seinen Charakter nachgedacht. Daß er vielleicht übermenschlicher Versuchung erlegen — was wußte sie von den Versuchungen des Lebens? Daß die lange Trennung ihn entschuldige — sie hatte ihn eben so lange nicht gesehen und sie liebte ihn mit jeder Faser ihres Herzens. Sie liebte ganz und sie wußte nichts von einer Liebe, die nicht ganz war. Für sie gab es keine Mitteldinge, keine Uebergänge. Man liebte oder man liebte nicht, man war treu oder man war es nicht, und wenn man untreu war, war man ehrlos, und war man ehrlos, dann durfte man von einem ehrlichen Mädchen nicht geliebt werden. Und mit ganzer Kraft suchte sie sich die Liebe aus dem Herzen zu reißen, und es war ein Kampf anf Tod nnd Leben, der da gekämpft wurde von dem starken Haß und der starken Liebe, und bis in seine feinsten Fasern erbebte der Leib, indem sie mit einander kämpften. Zur Rechten des Hasses focht der Stolz und reichte ihm die scharfen Speere; und zu seiner Linken fing die Verachtung mit starkem Schilde des Feindes Hiebe auf. Zur Rechten der Liebe focht der Glaube und der Schild der Erinnerung deckte die linke Seite der Streiterin. Es war ein Kampf auf Tod und Leben, den die Beiden da fochten, ein verzweifelter, mörderischer Kampf, und mitten durch das Klirren der Waffen, das Kriegsgeschrei der Streitenden vernahm Mathilde Wilhelm's Stimme, hörte sie, was er damals zu ihr gesprochen, als er verwundet in ihrem Schooße lag in Monrepos — was sie damals für einen thörichten, kindischen Einfall gehalten und was nun so schrecklich wahr geworden — hörte sie die Worte: „Willst Du mich auch noch lieben, willst Du mir auch noch treu bleiben, wenn ich

ein gesunkener Mensch, ja, wenn ich ein Schurke geworden?“ Wie leidenschaftlich hatte er sie damals geküßt, und an's Herz gedrückt, und mit leuchtendem, tiefblauem Auge sie angeschaut voll Liebe, als sie „Ja“ gesagt.

Es waren merkwürdige Worte, und sie verwirrten den Haß und verliehen der Liebe doppelte Kraft, sie lähmten den Stolz und stählten den Glauben, sie senkten sich mit Unterlaß auf den Arm der Verachtung und erhoben die Erinnerung. Noch war nicht Alles verloren. Konnte nicht — rief die Hoffnung ihr zu — konnte nicht das Alles nur ein Gerücht sein? Eine entsetzliche, köstliche Täuschung? Konnten nicht die bösen, schlimmen Menschen ihm seinen trauten Verkehr mit der Jugendfreundin auslegen nach ihrem eigenen schlimmen Sinn? Konnte er nicht Hungerow aus tausend anderen Gründen erschossen haben? Etwa aus thörichter Eifersucht, weil er ihr, Mathilde, einst den Hof gemacht?

Erschien ihr das Alles nicht nur so schrecklich, weil sie von Gretchen's Besorgnissen angesteckt war? Waren nicht am Ende alle ihre Besorgnisse einzig darauf gegründet, daß er ungern Theologe blieb? Konnte nicht noch Alles gut werden und vor der Wahrheit zergehen wie der Nebel vor der Sonne? — So fragte die Hoffnung.

Aber anders sprach der Argwohn. Warum, wenn er Dich wirklich liebte, kam er nicht ein Mal wenigstens in der langen Zeit nach Hause? Er hätte Dich nicht sprechen können, gut, aber er hat niemals versprochen, Dich vor fünf Jahren nicht zu sehen. Wie konnte er, wenn er Dich liebte, das Versprechen, das er Gretchen gegeben, so sehr halten, daß er in der letzten Zeit Dich sogar nicht mehr grüßen ließ, obgleich er sich denken konnte, daß Du seine Briefe an sie lesen würdest? Warum mußte er in ihnen so gar nichts von sich zu erzählen? Warum eilte er nicht, seine Studien zu beenden, da er doch wissen mußte, daß dies der beste Weg sei, die Probezeit zu verkürzen? Warum ließ er sich von Paul überholen? Warum sprach er nie von seiner Zukunft? Sollte denn ein solches Gerücht so ohne Weiteres entstehen? Sollte es nicht wenigstens in der Hauptsache Recht haben?

So flüsterte der Argwohn.

Er ist Deiner unwerth, rief mit zornfunkelnden Augen der Haß. Feige betrügt er Dich hinter Deinem Rücken, wagt nicht einmal, es Dir einzugestehen, daß er Dich getäuscht, und hättest Du nicht zufällig von ihm gehört, so wäre er zurückgekehrt und hätte Dich in seine entweihten Arme genommen.

Liebte er Dich nur jetzt nicht mehr, hätte er Dich früher wirklich geliebt, ja, wäre er auch nur einen Augenblick Deiner würdig gewesen, so hätte er es Dir wenigstens gesagt, daß er Dich vergessen. Er hat ehrlos an Dir gehandelt, und Deines Vaters Tochter ziemt es, daß sie das Bild des ehrlosen Mannes, das sich zufällig in ihr Herz geschlichen, hinauswerfe mit abgewandtem Gesicht, seinen Namenszug auslösche, was seine Hand berührt, verbrenne. Du vertrautest ihm und Du irrtest, gut — das ist keine Schande. Du erkanntest ihn in seiner wahren Gestalt und Du wiesest ihn verächtlich von Dir — das ist recht und billig. Wärst Du ein Mann, so durchbohrtest Du sein falsches Herz. Du bist eine Frau. Die Waffe der Frau ist die Verachtung. Du ergreifst diese Waffe und bist gerächt!

Du thust ihm Unrecht, rief lebhaft die Liebe. Schwer versündigst Du Dich au ihm, daß Du so bereit bist, mit Steinen zu werfen nach dem Götterbilde in Deinem Herzen. Noch ist Nichts erwiesen. Frage ihn selbst — das bist Du ihm schuldig. Denke an sein treues Auge — täuschte dies treue Auge je? Deuke an sein offenes Gesicht — betrog Dich dieses jemals? Denke an seinen kräftigen Händedruck — log je dieser Händedruck? Glaube au ihn, wie Du an Dich selbst glaubst. Schreibe an ihn; wenn er schuldig ist, wird er sich schuldig bekennen. Und wenn er es ist, wenn er es selbst sagt, wenn er sagt, daß er nicht einmal fiel, in einem unseligen, leidenschaftlichen Augenblick, wenn er sagt, er selbst, daß er Dich wirklich betrogen, Dich in dem Wahn ließ, seine Braut zu sein, während er buhlte mit dem Weibe eines Anderen — dann, dann sprich Dein Urtheil!

Und die Hoffnung ruft — thue was die Liebe räth. Ihr Rath ist gut uud edel, er ist Deiner und Deiner Liebe zu ihm würdig. Denke an ihn, denke an Dich. Gebt Euch nicht auf, ehe Alles verloren.

So riefen die Stimmen in Mathilden's Brust, während sie auf ihrem Bette lag und leise stöhnte und ihr Leib convulsivisch zuckte, als läge sie im Fieber und hörte Stimmen in wirren Fieberphantasien.

Niemand störte sie. Dafür sorgte ihr Vater. Er kannte den Sinn seiner Tochter, weil es sein eigener war und er überließ sie der stillen Einsamkeit und ihrer eigenen kräftigen, gesunden Natur. Aber eine schwere Sorge um sein Kind lag auf seinem Herzen. Wird sie die Kraft haben, diesen Schlag auszuhalten oder wird sie ihm erliegen? fragte er sich, und seine Augen funkelten, wenn er an Wilhelm dachte. Er zweifelte nicht an dessen

Schuld, in der er, an und für sich, nichts Großes gefunden hätte, wenn er nicht in diesem Fall mit den Augen seines Kindes sie gesehen. Er zürnte Wilhelm, nicht weil er Jemand im Duell erschossen oder mit einer Frau in ehebrecherischem Verhältniß lebte — solche Antecedentien hätten ihn bei der Wahl eines Schwiegersohnes durchaus nicht gestört — er zürnte ihm, weil er Mathilde solchen Schmerz bereitete, weil er Mathilden's Lebensglück, wenn nicht gar ihr Leben selbst durch seinen Leichtsinn in Gefahr brachte. Die Anforderung ehelicher Treue stellte der Baron lediglich an die Frauen, und es fiel ihm nicht ein, darin etwas Ehrloses zu sehen, daß ein junger Mann, der einmal ein Mädchen geliebt, der sie vielleicht auch noch liebte, sich, fern von ihr, die Zeit mit der ersten besten Anderen vertrieb, aber er konnte sich denken, daß ein Weib, daß seine Tochter die Sache anders ansah. Und das mußte ihm gerade jetzt passiren, wo er sich nun einmal in das Unvermeidliche gefügt, wo er eben bereit war, das Glück seines Kindes nach dessen eigenem Sinn zu begründen. Nun war wieder Alles ungewiß, und Ungewißheit war dem Baron in allen Dingen tödtlich zuwider. Was wird Mathilde thun? Wird sie das Verhältniß lösen? Und wenn sie es löst, wird es dann für immer sein, oder wird sie diese Neigung nicht loswerden, wird aus Beiden doch noch ein Paar?

Der Baron glaubte das Letztere und darum ärgerte er sich, daß, was sich gleich und angenehm erreichen ließe, nun erst auf langen Umwegen und unter unzähligen Scenen (und wie haßte er diese) erreicht werden sollte.

Es war spät in der Nacht, als der Baron an Mathilden's Thür klopfte und, wie er erwartet, sogleich Einlaß fand. Die Blässe ihres Gesichtes, wie das scharfe Hervortreten der einzelnen Züge desselben zeigten ihm, was für ein harter Kampf hier gekämpft worden war. Er hatte seinen Entschluß gefaßt: Man muß ihr Zeit lassen, sich in das Unvermeidliche zu fügen. Diesem Entschluß gemäß sprach er zu ihr. Er behauptete der festen Ueberzeugung zu sein, daß an alle dem, was der Wittenberg'sche gesagt, nicht ein wahres Wort sei, und lobte ihren Entschluß, sich unmittelbar an Wilhelm zu wenden. Er wies aber auch darauf hin, daß, falls es sich nicht um ein Gerücht, sondern um eine Thatsache handeln sollte, er von ihr erwarte, daß sie nicht vorschnell handeln und sich bewußt sein werde, daß ihr Entschluß jedenfalls ein definitiver sein müsse. Fühle sie nicht die Kraft in sich, diese Neigung aus ihrem Herzen zu reißen, so möge sie mit ihrer Verzeihung, die sicher erbeten werden würde, nicht lange zögern und der

Sache ein Ende machen. Im entgegengesetzten Falle möge sie nun auch wirklich Alles thun, das Gewesene zu vergessen und sich ausschließlich dem Werdenden zuwenden.

„Entscheide Dich wie Du willst," sagte er, „aber thue nichts Halbes. Neunzig Procent alles Unheils auf der Welt entsteht dadurch, daß man das Nichtzuvereinigende zu vereinigen sucht, und wenn man das Eine von zwei Dingen ergriffen, doch noch mit dem Andern kokettirt."

So sprach er zu ihr bis spät in die Nacht hinein, während er sie zärtlich umfaßt hielt und sie von Zeit zu Zeit auf die Stirn küßte. Dann sagte er zu ihr mit einem zuversichtlichen Lächeln: „Gute Nacht, Madame Wolfschild!" und ging hinunter.

Als er nach ein Paar Stunden auf Strümpfen vor ihrer Thür stand und horchte, vernahm er nichts. Es war todtenstill in ihrem Zimmer.

Mittwoch.

So still war es auch noch in ihrem Zimmer, als ihr Vater am andern Morgen wieder an ihrer Thüre stand und horchte. Als er eintrat, fand er sie angekleidet am Fenster sitzen: sie hatte sich offenbar gar nicht zu Bette gelegt.

„Wie geht es Dir, mein krankes Vögelchen?" sagte er, indem er sich über sie beugte und sie zärtlich küßte. „Bist Du ruhiger geworden, mein Kind?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Ja, ja, erster Kummer, schwerster Kummer! Das erfährst Du nun auch. Gott weiß, wie gern ich Dir ihn würde tragen helfen, aber in solchen Dingen muß nun ein Jeder mit sich selbst fertig werden."

Er nahm einen Stuhl und setzte sich zu ihr, sie mit dem Arm umschlingend. Lange schwiegen Beide. Endlich fragte Mathilde:

„Papa! glaubst Du, daß er ehrlos sein kann?“

„Ich kenne ihn fast gar nicht, mein Kind, aber ich kann es mir von seines Vaters Sohn nicht denken, und auch seine übrigen Verwandte sind achtungswerthe Männer.“

„Wenn er mich wirklich betrogen hat, dann ist er ehrlos, Papa!“

„Das kann ich nicht finden, mein Herzenskind. Gott straf' mich! Du weißt, wie böse ich auf ihn bin, daß er meinem Herzblättchen solchen Kummer macht, aber ihn deshalb für ehrlos zu halten, bin ich nicht berechtigt.“

Der Baron hielt inne, als ob er einen Widerspruch erwartete, aber seine Tochter seufzte nur und schwieg.

„Sieh', mein Kind,“ fuhr der Baron fort, „er war ja nicht mit Dir verlobt. Ich ließ ihm ausdrücklich durch seinen Vater sagen, daß er sich als völlig frei betrachten solle. Ich glaube, ich handelte damals auch in deinem Sinn.“

Mathilde stöhnte und legte die Hand auf die Brust, als thäte ihr dort etwas wehe.

„Wir müssen gerecht sein, Mathildchen. Er war ganz frei. Er wie Du. Ich hätte es ihm nicht gestattet, drein zu reden, wenn Du ihn in dieser Zeit vergessen und einen andern gewählt hättest. Was aber dem Einem recht, ist dem Andern billig. Ich begreife es heute selbst nicht mehr, wie wir Alle, wie auch ich alter erfahrener Mann es als selbstverständlich betrachtete, daß er Dir so treu geblieben, wie Du ihm. Der Grund muß wohl der gewesen sein, daß ich es überhaupt nicht begreife, wie irgend ein junger Mann Dich kennen kann, ohne Dich zu lieben. Oder war es, weil ich glaubte, der Sohn müsse sein wie der Vater. Sei nur böse auf mich. Du hast allen Grund. Ich hätte Dir diese Möglichkeit immer vor Augen halten sollen.

Mathilde verhüllte ihr Gesicht mit den Händen.

„Mein liebes Kind, sagte der Baron, indem er neben ihr niederknieete und ihre Hände von ihrem Gesicht zu ziehen versuchte, ich weiß, daß Du jetzt denkst: „Es wäre anders gekommen, hätte Papa gleich damals seine Einwilligung gegeben! Vielleicht wäre es dann auch wirklich anders gekommen, aber Gott straf' mich! ich konnte das nicht voraussehen. Ich habe in meinem Leben Vieles gethan, was unrecht war, und ich habe oft wissentlich

gesündigt, aber in dieser Sache, Dir gegenüber, spricht mich mein Gewissen frei. Ihr waret ja noch halbe Kinder. Es war wahrhaftig nicht Familienstolz oder die Liebe zum Gelde, die meine Handlungsweise bestimmte. Ich glaubte, Du würdest an der Seite eines anderen Mannes, eines Mannes aus Deinem Stande, in Deinen Verhältnissen, Dir an Jahren überlegen — glücklicher sein. Gott ist mein Zeuge, daß ich nur an Dein Glück dachte. Laß Deinen Vater nicht entgelten, was er nicht verschuldet. Sage mir, daß Du mir nicht böse bist!" — — — Es waren freundliche, warme Worte, die der Baron zu ihr sprach, und der weiche Ton seiner Stimme war selbst seinem Liebling neu. Sie umfaßte den Hals des Vaters, und brach in Thränen aus. Sie standen Beide auf, er ließ sie sich ausweinen und sprach kein Wort.

„Mein Liebling," flüsterte er dann, denke daran, daß, was Dir jetzt widerfährt, schon Vielen widerfuhr, Vielen, die einsamer waren in der Welt und verlassener als Du, denen nicht noch ein guter Vater blieb, dessen Augapfel sie waren, eine gute Mutter, ein Bruder, der an ihnen hing, zahlreiche liebe Freunde und Verwandte. Die Liebe junger Leute kommt wie der Blitz und sie vergeht wie sein Leuchten. Das was bleibend ist in der Welt, das sind die Bande des Bluts, der Verwandtschaft. Die halten Dir. Denke daran, daß schon viele Frauen ein solcher Schlag traf, und sie glaubten, nun sei es vorbei mit allem Lebensglück, und doch heilte die Zeit ihre Wunden, und sie fanden an der Seite eines anderen Mannes noch ein reiches Glück."

So tröstete er sie, aber was ist Trost in solchen Stunden, wo das junge Herz mit Entsetzen wahrnimmt, wie das Idol, vor dem es auf den Knieen lag, sich in eine Fratze verwandelt, oder wenigstens in ein Alltagsgesicht. Nur noch herber macht er den Schmerz, der Gedanke, daß wir dieser Stunden einst vergessen werden, wie eine Mutter den Schmerz der Geburt vergißt, daß wir über sie vielleicht lächeln und auf das Unerreichbare verzichtend, glücklich sein werden mit dem nüchternen Alltagsloose der Sterblichen.

Der Baron war ein nüchterner, praktischer Mann. Wer lehrte ihn, was in der Seele seiner jungen Tochter vorging? Der Instinkt der Liebe war es, der ihm eingab, also zu sprechen:

„Du brauchst ihn nicht zu verachten. Du hast Dich seiner, Deiner Liebe zu ihm nicht zu schämen. Er sah sich an als frei. Jahre vergingen,

ohne daß er Dich sah und er war sehr jung, als er Dich verließ. Er glaubte, daß es Dir ergehen würde, wie ihm. Er glaubte, Du hättest ihn längst nur noch lieb als Freund von der Schulbank her. Er ist aus anderem Holz als Du und ich, aber es braucht darum kein schlechter, gemeiner Stoff zu sein. Gott straf mich! Das braucht er durchaus nicht zu sein."

Mathilde drückte ihm dankbar die Hand. Das waren wirklich tröstende Worte.

„Hast Du an ihn geschrieben?" fragte der Baron.

Sie nickte bejahend und wies mit der Hand auf den Tisch.

„Darf ich den Brief lesen?" fragte ihr Vater.

Sie nickte wieder.

Der Brief war ohne Anrede und lautete:

„Man sagt mir, der Wittenbergsche Baron Langerwald sagt mir, daß Du mich vergessen und Helene liebst. Ich frage Dich, ob dieses wahr ist. Schicke Deine Antwort direkt hierher nach Götzenhof; mein Vater weiß um die Frage. Lebe wohl!" Mathilde.

„Soll ich ihn adressiren und abschicken? Gut. Ich werde darauf schreiben: „zu erfragen auf der Universität," dann wird der Brief ihn jedenfalls erreichen. Ich will ihn sogleich hinüberschicken nach Jakobsburg. Es geht ohnehin ein Bote nach dem Flecken, um Arzeneien für Emil zu holen, der wieder schlimmer ist. Lege Dich hin, mein Kind, und versuche zu schlafen. Vielleicht geht es."

Als der Baron die Thüre zu Mathildens Zimmer hinter sich geschlossen, war keine Spur von Weichheit auf seinem Gesichte wahrzunehmen. „Hätte ich eine andere Frau, Gott straf mich! das ganze Unglück wäre nicht passirt." Zu ihr begab er sich jetzt.

Er fand die Baronin mit rothgeweinten Augen in einem Lehnstuhl sitzend und in einem neuen Testament lesend.

„Gott straf' mich!" sagte er, während er mit schweren Tritten ihr Zimmer durchmaß. Gott straf mich! Hast Du jetzt nichts Anderes zu thun, Isalie, als in der Bibel zu lesen?"

„Nein," sagte sie, ohne aufzusehen.

„Gott straf' mich! So ist's Recht. Jetzt hast Du, was Dein Herz begehrt. Jetzt werde ich bald kinderlos sein. So ist's Recht. Gott straf' mich! — Gehe hinauf und sieh', was Du angerichtet hast," fuhr der Baron

ingrimmig fort, als seine Frau schwieg. „Sieh' es Dir an und freue Dich darüber, was Du aus meinem Kinde gemacht hast! Geh' hinüber zu Emil und betrachte Dir, was für einen Sohn Du mir gegeben. Glaubst Du, rief er aufbrausend, und mit dem Fuße stampfend, daß Dein dummes Beten meine Tochter wieder frisch und fröhlich und meinen Sohn gesund machen wird?"

„Ich habe Nichts zu dem Verhältniß zwischen Mathilde und dem jungen Wolfschild beigetragen," flüsterte die Baronin.

„Gott straf' mich! Natürlich. Ich bin an Allem Schuld. Ich hätte überall nach meiner Tochter sehen sollen, ich habe die Beiden verkuppelt, ich habe den armen Jungen, den Emil, zur Welt gebracht, ich bin Schuld, daß kein Mensch nach seiner Amme sah und sie ihn fallen ließ oder, Gott weiß was, mit ihm anfing. Sage es doch! Heraus mit der Sprache. Wir sind hier unter uns! Sei nicht blöde! —"

„Friederich," versetzte die Baronin mit leiser Stimme, wir machen unser Leid dadurch nicht leichter, daß wir in Unfrieden mit einander leben! Ich habe nie etwas gethan —"

„Das ist es eben," unterbrach sie der Baron. „Das ist es eben! Gott straf' mich! Gab es jemals ein so impertinent offenes Weib. Ich weiß es bereits, Isalie, meine Liebe, daß Du nie etwas gethan, seit Du dieses Haus betreten. Nie! Gott straf mich! nie! Oder heißt: „Beten, Romane oder Traktätchen lesen," Etwas thun? Jetzt will ich Dir Etwas sagen. Stößt Mathilde was Ernstliches zu, geht mir das Mädchen auf den Lauf — Gott straf' mich — so sind wir geschiedene Leute. Ich mag mit der Mörderin meines Kindes nicht länger einen Weg gehen, nicht unter einem Dache wohnen."

Mit diesen Worten verließ der Baron das Zimmer. Sein leidenschaftliches, jähes Temperament brauchte einen Sündenbock, auf dessen schuldloses Haupt er Alles warf, was ihn bedrückte und die Gewohnheit machte es ihm möglich, dazu sein hülfloses schwaches Weib zu wählen. Er hatte keinen Sinn für Weichheit und Pflichttreue, wenn ihnen nicht ein starkes Element, Kraft, beigemischt war, und zwischen ihm und seiner Frau gab es keinen gemeinschaftlichen Boden. Selbst ihre, freilich meist passive, Liebe zu ihren Kindern, gab keinen solchen ab — er erkannte sie nicht. Als er den Boten nach Jakobsburg abgefertigt, erhielt er die Nachricht, daß der Pastor schwer erkrankt sei. Er schwang sich aufs Pferd und ritt nach dem Pastorat. Hier erfuhr er von Gretchen, was der Leser schon weiß. Er bat sie, Mathilde

gegenüber noch davon zu schweigen, und ritt dann selbst zu Paul, der sich aber weigerte, ihm über Wilhelm zu berichten. Er fand Paul's Verfahren ganz in der Ordnung und drang auch nicht weiter in ihn.

„Gott straf' mich," sagte er, es freut mich, daß Sie von Ihrem Freunde nichts Böses sagen wollen. Das ist recht."

Auf dem Heimwege ging er mit sich zu Rathe. Er beschloß, Mathilde in der Ungewißheit zu lassen, bis Wilhelm's Antwort eintraf. Er glaubte, sie würde sich so leichter in das Unvermeidliche fügen. Mit warmer Theilnahme gedachte er des Freundes. „Das dachten wir Beide nicht," murmelte er, „daß es so kommen würde, als ich Mathildchen zu Dir in's Haus brachte." Auf einer kleinen Anhöhe hielt er still und sah hinab: links nach dem Pastorat hin und rechts nach den rothen Dächern und der weißen Mauer des Hirschpark's von Götzenhof. „Wer weiß, wer nach ein paar Jahren da und dort hausen wird," meinte er. „Dachten's Beide nicht vor dreißig Jahren, Reinhart nicht und ich nicht," sagte er kopfschüttelnd und trieb sein Pferd an. Vor Mittwoch konnte keine Antwort aus Berlin eintreffen. Das war gewiß. ¡Ach! und fünf lange Tage mußten vergehen bis Mittwoch. Auseinander gefahren war die Jagdgesellschaft: Die Tochter, hieß es, sei schwer erkrankt. War sie krank? Sie kam nicht hinunter zu den Mahlzeiten und genoß kaum ein Glas Wein während des Tages, sie blieb stets auf ihrem Zimmer und sah sehr elend aus. Dort saß sie am Fenster und blickte hinaus auf die weite Wiese, durch die der Bach sonst langsam und träge, jetzt sein Bett füllend, rasch dahinströmte, durch die sich, ein gelbes staubfarbenes Band, die Landstraße zog, die nach Jakobsburg führte, auf der sich jetzt, wo der Westermüller dort oben in Neuhof seine Schleusen öffnete, große und kleine Teiche bildeten. Es waren regnichte, stürmische Tage!, die Tage bis Mittwoch. Die ersten Herbststürme brachten die ersten Herbstgüsse. Der Sturm rüttelte an der alten Mauer des Hauses, daß die Fenster klirrten, als ob ein Erdbeben im Lande wäre, er schüttelte die Läden, er brauste in den Oefen und fuhr heulend die Kamine herab. Von den Bäumen streifte er mit rauher Hand die Blätter, trieb sie vor sich hin, holte sie wieder ein, hob sie hoch in die Luft und schleuderte sie dann zugleich mit großen Regentropfen an die Fenster. Aber kaum hatte der Regen begonnen, so hörte er auch schon wieder auf, denn der Sturm, der wilde Geselle, hatte die Wolken schon verjagt in wilder Ungeduld, und einen Augenblick schien die Sonne, bis er neue Wolkengebilde heraufgeführt, langgestreckte, riesenhafte, unheimliche

Wolkengebilde, die sich zwischen die Sonne und die Erde werfen. In solchen Augenblicken da spiegelte sich die blutrothe Abendsonne in den Wasserlachen auf der Wiese und sie glänzten wie große gewaltige Blutflecken. In der Dämmerstunde kehrten die Raben heim von ihren weiten Ausflügen und ließen sich nun noch zuletzt vom Sturme treiben. Krächzend und schreiend umflogen sie das Haus, als müßten sie unerhörtes Unheil verkünden, hoch auf stieg die schwarze Schaar und schoß dann pfeilschnell dem Boden zu, setzte sich in dichten schwarzen Haufen auf die Eichen am Rande des Gartens und flog dann wieder plötzlich auf, zu neuem Flug, wie aufgescheucht vom bösen Gewissen. Kam dann die dunkle, mondlose Nacht, dann flog die Eule schreiend um's Haus, flog wohl an's Fenster und starrte mit weit geöffnetem funkelndem Auge durch die Scheiben. Sie war nicht der einzige Gast. Unbekannte Geisterhand klopfte an Fenster und Thür, reckte und brach die Stühle und Tische, daß sie laut knackten und knarrten, raschelte unter den Blumentöpfen am Fenster, unter den Nippes auf dem Schreibtisch. Düster brannte die Lampe und aus den dunklen Ecken des Zimmers richteten sich empor wesenlose, verwischte Schatten mit schlotternden Gliedern, mit endlos langen und hageren Armen und breiten unförmlichen Köpfen. Ueber die helle Decke hin greifen sie nach Mathilde, strecken die Arme aus und ziehen sie wieder ein, schießen dann auf von allen Seiten und umklammern Mathildens Bett. Dann fährt sie auf mit einem leisen Schrei, die Decke ist wieder hell, und über dem Nachttisch, über der Lampe steht ein heller Punkt. Aber kaum legt sie sich nieder, so sind sie auch wieder da, die unsichtbaren sichtbaren Spinnenarme.

Unten ist anch ein Kranker. Ein armes sterbendes Kind wälzt sich in seinem Bett und kann das Leben nicht lassen, und kann den Tod nicht finden. An seinem Bett sitzt seine Mutter, und ihre schmale weiße Hand sucht vergebens Kühlung zu bringen des Kindes fieberglühender Stirne, denn sie brennt selbst diese Hand, und heiß pulsirt in ihr das Blut. Lange schon sah sie es kommen, lange schon wußte sie es, und nun da es da ist, da sie ihn hingeben soll, erschüttert es sie doch, als wäre es völlig neu, völlig unerwartet. Sie hat ihren Mann nie geliebt — und er hat sie nie geliebt. Sie hat ihren Mann nie verstanden — und er hat sie nie verstanden. Sie hat eine Tochter und sie liebt sie — und die Tochter liebt sie auch, aber der Tochter Natur ist ihr eine fremde und ihre Natur ist der Tochter eine fremde. Sie lieben sich, aber sie gehen neben einander her, und die

Eine sieht nach dieser, die Andre nach jener Seite. Sie hat einen Sohn und der ist ihr Kind. Er ist weich und sanft. Sie liebt ihn und er liebt sie. Sie liest jeden Gedanken, jedes Gefühl in seinem Auge und er liest jedes Gefühl, jeden Gedanken in ihrem Auge. Er ist ein Kind und ein Knabe, sie ist eine Dame und eine Frau, aber ein Blut fließt in Beider Adern, eine Seele fühlt in Beiden, ein Geist denkt und träumt in Beiden. Sie sitzt an seinem Sterbebett. Sie hat keinen Verwandten, an dem ihr Herz hinge. Sie sieht hinaus in eine Zukunft, so farblos, so leer, so grau; es ist dieselbe Landschaft, in die ihre Tochter hinausblickt von ihrem Sitz am Fenster aus. Aber ihre Tochter ist jung. Nach und nach werden sich die Farben wieder einfinden, hellere Tinten werden hervortreten, das Gras wird wieder grünen, Blumen werden wieder blühen, die Sonne wird wieder lachen. Die Mutter wird das nicht erleben. Ihr Stern ist erloschen. Sie wird ihren Pfad gehen in der trüben Nebelluft des freudlosen Lebens. Sie wird die Menschen um sich her jubeln hören und stöhnen, sie wird sie lächeln sehen und weinen, aber ihr Herz wird nicht bei der Menschen Freude sein, noch bei ihren Qualen, und wenn sich einst ihre Augen schließen zu ewigem Schlummer, dann wird ihr Gevatter Tod als ein freundlicher Sandmann erscheinen, der ihr, der müden Pilgerin, wieder die Augen schließt, wie er sie ihr als Kind schloß, wenn ihre Mutter sich leise summend über sie beugte, ehe sie ausfuhr auf den Ball oder den Raut.

Finster geht der Baron im Hause umher und wehe dem, der ihm jetzt Veranlassung giebt zu Zorn und Tadel. Täglich sprengt er hinüber nach Jakobsburg und empfängt dort dieselbe Kunde: Es steht schlimm um den Pastor. Niemand erkennt er. Nur den Sohn will er erretten aus des Feuers Gefahr, aus des Wassers Noth! den umgeben die Flammen, Wasserwogen, Berge hoch, umringen ihn, — in sie wirft sich der Vater! Ach! er wirft sich nur in spröde Kissen!

Wild heult der Sturm und endloser Regen strömt klatschend herab. Aus dem Nebel der Wiese steigen sie auf, aus alten Baumstümpfen kriechen sie, sich dehnend, hervor, die alten Heidengötter, denen einst hier Opferaltäre rauchten. Mit wildem, gellendem Geheul umschweben, umtanzen sie den Edelhof, das Pastorat, — der unheilbringende Pick, die klagende Wehjemahte. Im Winde flattert ihr langes, schwarzes Haar, gellend tönen ihre Stimmen: „vergeht, ihr Menschengeschlechter, vergeht! Vergeht wie Eure Wohnungen, vergeht wie Euer Name!

Die Zeit jagt dahin gleich dem Sturme, und wir umfliegen nur noch Eure Trümmer, sie jagt dahin und keine Spur von Euch finden wir mehr. Nichts ist ewig als der Sturm und seine zerstörende Kraft. Wo ist der Götzenhain, in dem blondhaarige germanische Aestier opferten? Wo ist das heilige Romowe, in dem Westhard Weissagungen empfing durch des weißen Rosses verhängnißvollen Schritt? Wo ist der Langerwald's stattlicher Edelhof, der hier stand, so stark und stattlich? Dahin, dahin, nur der Sturm braust über die Haide. Wo blieben die Wolfschild's? Sie waren so groß und ungeschlacht, so stark und trotzig. Wo sind sie? Wo ist ihr Name geblieben, ihr Gedächtniß unter den Menschen? Wer kennt sie, wer weiß von ihnen?

Der Sturm fährt über die Haide und braust dahin und heult sein Kriegs- und Siegeslied. —

Nun dämmert er langsam heran, der Mittwoch.

Nur zögernd, ungern folgt er der Nacht. Mathilde sitzt auf ihrem Platz am Fenster und sieht hinaus: sie sieht nicht den Bach, den die Regengüsse angeschwellt, daß er aus seinen Ufern trat und weithin die Gegend überschwemmte, sie sieht nicht den Weg, dem der Regen die helle Farbe genommen, sie sieht nicht die Wasserlachen auf der Wiese, die sich zu weiten Seen ausgedehnt. Sie sieht nur Nebel, — grauen, gelblichen Nebel, der vor dem Winde dahinzieht wie Rauchwolken eines ungeheuren Brandes, hier in schmalen langen Streifen, dort zusammengballt in gewaltigen Klumpen. Sie sieht hinaus und wartet auf das Fortreiten des Postboten. Der Nebel hat ihr Roß und Reiter verborgen, der Wind trug den Ton des Hufschlag's davon, längst schon ist er fort — sie sitzt unbeweglich und wartet auf ihn. Endlich sieht sie nach der Uhr. Es ist drei Viertel auf neun. „Er muß schon fort sein“ — seufzt sie und steht auf und geht langsam im Zimmer auf und nieder. Da fällt ihr die Unruhe ihrer Vögel auf, die wild in ihrem Käfig hin- und herflattern und an dem Gitter toben. Wie sie herantritt, sieht sie drei derselben todt am Boden liegen — ihr sorgenschweres Herz hat die Lieblinge vergessen in diesen Tagen — der Wasserbehälter, der Futterkasten ist leer! Mathilde steht das Herz still in der Brust. Ihr ist's, als stände Jemand hinter ihr, sie wendet sich rasch um, aber es ist Niemand. Sie bringt leise und auf den Spitzen gehend das Futter herbei, und füllt das Wasserglas. Wie gierig die kleinen Thierchen darüber herfallen! Dann nimmt sie die drei kleinen Leichen aus dem Käfig, legt sie vor sich auf das Fensterbrett und setzt sich selbst wieder auf den alten Platz. „Meine armen

Thierchen," flüstert sie, indem sie mit dem Zeigefinger über die kleinen Federn fährt — das ist Menschenliebe. Seid ruhig, meine Kleinen. Ihr werdet bald gerecht sein. Er hat mich auch vergessen, wie ich euch vergaß und ich werde nicht sterben. Und warum nicht?" ruft sie trotzig aufspringend. „Warum nicht? Wer kann mich zwingen, Speise zu nehmen? Bin ich nicht des eisernen Langerwald's Tochter? Ein Papagey, ein elend Vögelchen ohne Gemüth und Vernunft stirbt, wenn man ihm sein Liebstes nahm, und ein Mensch soll leben bleiben? Für mich ist er todt, ewig todt!" Ihr fallen die Confirmationsstunden ein, die sie einst beim alten Wolfschild genommen und die Lehre vom ewigen Tode. So sitzt sie da und grübelt nach über den Tod und die Ewigkeit. Sie kann sie beide nicht denken, aber sie fühlt sie beide mit Grausen.

Ihr Mädchen störte sie in ihrem Grübeln und bat sie um den Schlüssel zur Hausapotheke. Diese stand unter Mathilden's Aufsicht, denn der Baron hatte sein Kind früh dazu angehalten, thätig und lindernd einzugreifen in manches Verhältniß, daß sich seinem Einfluß entzog, und in den Knechtsetablissements wie in den Gesinden, war Mathilde ein lieber helfender Gast, der selbst brachte, was der Doktor verschrieben und Manches hinzufügte, was der Doktor nicht verschrieben.

„Wer ist krank?" fragte Mathilde.

„Des rothen Jakob's Weib liegt im Sterben," antwortete das Mädchen. Sie hat in dieser Nacht schwer geboren. Der Doktor ist ausgefahren und da können Sie vielleicht etwas helfen. Aber Sie sind ja selbst krank," fügte sie hinzu.

Mathilde riß sich los von ihren Gedanken und folgte dem Mädchen in das Zimmer, wo die Hausapotheke stand. „Ich will selbst hin," sagte sie, und nach der Kranken sehen. Lassen Sie mein Wägelchen anspannen und vorfahren."

Mathilde hatte einen eigenen kleinen Wagen und ein hübsches frommes Pferd. Mit dem durfte sie allein in der Umgegend des Hofes ausfahren, und sie benutzte es zu solchen Ausflügen, wie der heutige. Sie packte einige Medicamente und ein medicinisches Handbuch in einen kleinen Korb und fuhr dann langsam nach dem Knechtsetablissement, das, wohl zwei Werst vom Hofe entfernt, an der Straße von Jakobsburg lag.

Der Nebel war so dicht, daß sie kaum ein Dutzend Schritte über den Kopf des Pferdes hinaussah. Das Pferd zog nur mit Mühe einen Fuß um den andern aus der dicken Schichte Schmutz, der die Straße bedeckte, und

wenn es durch eine Pfütze ging, spritzte der Koth hoch auf. Ein rauher heftiger Wind wehte ihr kalt und feucht in's Gesicht. Aus dem Nebel hervor drangen von Zeit zu Zeit fremde unheimliche Töne, wenn irgendwo in weiter Ferne ein Hund bellte oder ein verirrtes frierendes Rind brüllte. — Ein dankbares Grinsen flog über des rothen Jakob's Gesicht, als er hinausgeeilt kam, Mathilden's Pferd in Empfang zu nehmen und er war dieses Mal aufrichtig gemeint, der Kuß, den er der Tochter seines Herrn auf den Aermel drückte. Dankbar lächelte die Wöchnerin, als Mathilde sich über ihr bleiches Gesicht beugte, ihr Kindchen lobte und sie fragte, womit sie ihr helfen könne. Es war ein gutes, wohlthätiges Lächeln, dieses Lächeln der Dankbarkeit, und dieses schwache Lächeln vermochte, was Mathilden's und ihres Vaters ganze Energie nicht vermocht — es vermochte ihre Gedanken an Wilhelm auf einige Augenblicke zu verscheuchen. Wie rasch und energisch griff sie ein. Sie vertheilte die größeren Kinder unter die Weiber der übrigen Knechte, um der Mutter Ruhe zu verschaffen, sie befreite die Kranke von der schweren Last der Kissen, die wohlmeinender Aberglaube auf sie gethürmt, sie lüftete das Zimmer, und bald flackerte ein Feuer im Ofen und auf einem Dreifuß kochte in einem kleinen Kessel, den sie mitgebracht, irgend ein wohlthätiger Dekokt. Von Zeit zu Zeit warf sie einen Blick in das Buch und fuhr dann wieder in ihren Anordnungen fort. Sie ordnete nicht nur an, sie griff selbst zu uud die Weiber um sie her, die sonst wohl in dummer theilnahmloser Neugier die Kranke umstanden hätten, folgten ihrem Beispiel. Als Alles geschehen, was vorläufig geschehen konnte, verabschiedete sich Mathilde und indem sie noch etwas Milch zu schicken versprach, und die Hülfe des Doctor's verhieß, verließ sie das Zimmer.

Der Nebel lag noch so dick auf der Landschaft, wie vor zwei Stunden, es war noch derselbe verhängnißvolle, erwartungsvolle Mittwoch, wie vor zwei Stunden, aber Mathilde war doch leichter zu Muthe, als in all' den letzten Tagen, als sie ihr Pferd aus dem Hofe der Knechtswohnung lenkte. Sie fühlte das selbst, und der Gedanke stieg in ihr auf, daß noch nicht Alles verloren, daß sie doch nicht ganz unnütz sei in der Welt, so lange sie noch so Vielen Erleichterung schaffen, so Vielen helfen konnte.

Ihr Vater freute sich, als er hörte, daß sie ausgefahren.

„Es ist gut, daß Du Dich zu zerstreuen suchst, mein Kind!“ sagte er zu der Zurückkehrenden. Ich fürchte, wir werden heute Abend Beide all' unsere Kraft nöthig haben.“

„Warum Du, lieber Vater?“

„Der Doctor ist zurück, und er meint, daß Emil den heutigen Tag nicht überleben wird.“

Mathilde eilte an das Bett des Bruders, an dem ihre Mutter und der Doctor saßen. Des Knaben entstelltes Gesicht machte auch dem Laien des Arztes Voraussage verständlich.

Hier war nicht mehr zu helfen, und Mathilde ging seufzend auf ihr Zimmer. Dort auf ihrem Schreibtisch lag ein Brief.

Es war seine Hand. Der Postbote war zurückgekehrt, während sie in der Knechtswohnung verweilte. Mathilde stand das Herz still. Wohl eine Viertelstunde stand sie vor dem Tisch und starrte den Brief an. Wenn sie ihn las, dann war möglicher Weise Alles verloren. Mathilde kam der Einfall, ihn ungelesen zu verbrennen. Es war ein thörichter Einfall, aber in solchen Augenblicken kommen Einem solche Einfälle.

Sie ergriff das Couvert, brach das Siegel auf, zog den Brief hervor und las wie folgt:

„Alles, was man Ihnen gesagt hat, ist wahr. Verachten Sie mich, und vergessen Sie mich! —“

Wilhelm Wolfschild.

In der Nacht starb der kleine Emil. Als der Baron sich verzweifelt über die Leiche warf, da tröstete ihn seine Tochter, und sie wich keinen Augenblick von ihm. Sie war sehr ruhig und gefaßt. Die Beiden gingen die ganze lange Nacht, Arm in Arm schweigend im großen Saale auf und nieder. Gegen Morgen sagte der Baron:

„Wir wollen reisen, Mathilde. Wir wollen nach dem Süden, nach Italien.“

„Noch nicht, Papa,“ erwiederte die Tochter. „Falls der Pastor stirbt, was Gott verhüten möge, werden seine Frau und seine Tochter Deines Rathes bedürfen.“

„Du hast Recht,“ erwiederte der Baron. Aber wenn das vorüber, wollen wir reisen.“

„Ja, dann!“ —

Der junge Wolfschild.

Selbst für die Villa Timbuctu war es schon spät. Die meisten Gäste hatten sich fortbegeben, die Musikanten ihre Notenhefte zugeschlagen, ihre Instrumente eingepackt und waren davon gegangen. Die junge Dame, die am Tischchen rechts Apfelsinen und andere Südfrüchte verkaufte, und die junge Dame, die am Tischchen links Papeterien feil bot, hatten mit dem Gähnen aufgehört und ihre Schätze eingepackt, die Gesichtsfarbe der Kellner war noch grauer und fahler als sonst. Nur in ein Paar Logen des sogenannten Wintergartens verbreiten die Ampeln ihr rosiges Licht, knallen die Champagnerpfropfen und ertönt von Zeit zu Zeit rohes Lachen oder das Gekreisch einer heiseren Frauenstimme und übertönt das leise Plätschern des Springbrunnen's, den einzigen harmonischen Laut an diesem wüsten Ort. Aus der einen Loge hörte man hin und wieder ein französisches „chanson", aus der zweiten tönte wohl einmal ein slavischer Fluch hervor. Am Stillsten ging es verhältnißmäßig in der dritten zu.

„Wir wollen nach Hause gehen, Willi," sagte Winter, wahrhaftig, es ist hohe Zeit. Siehe, Veit und Itzig sind so weit, was sollen wir hier noch."

Es war unglaublich, was Winter vertragen konnte. Er war nie betrunken.

„Thorheit," rief Wilhelm. Ein Schuft, wer von uns vor acht Uhr Morgens zu Bette geht. Das Leben ist kurz und wer nicht eilt, genießt nichts. Der Teufel weiß, wie lange wir noch genießen können!"

Die große dicke Person mit den schwarzen hervorquellenden Augen und dem gläsernen Blick, die neben Wilhelm auf dem Sopha sitzt, stößt ihn mit dem entblößten Ellenbogen in die Seite, ihn auf diese zarte Weise darauf aufmerksam machend, daß sie seine Meinung theilt.

„Eben weil das Leben kurz ist und uns nur wenig Zeit läßt zum Genusse, müssen wir es nicht noch leichtsinnig verkürzen. Genieße mit Maas und Du wirst doppelt genießen, quantitativ und qualitativ. Das ist mein Wahlspruch und er ist so alt, als es Menschen giebt, die das Leben praktisch aufzufassen verstehen.

„Ich bin immer unpraktisch gewesen!"

„Das sehe ich. Warum Du aber so auf Deine Gesundheit losstürmst, sehe ich deshalb doch nicht ein."

„Rasch gelebt und rasch gestorben,
Das heißt dem Teufel die Rechnung verdorben."

Winter lachte. „Siehst Du," sagte er, das ist auch so ein Wahlspruch, den die Christen sich ausgedacht. Wir, die wir wissen, daß wir dem Teufel so wie so sicher sind, sollten darüber andere Grundsätze haben. Der, den Du nanntest, paßt für Leute, die eventuell bereit sind, sich noch zu guter Letzt durch das „salto mortale" des Abendmahl's in den Himmel zu schwingen."

„Ich wünschte, ich könnte mich, durch irgend Etwas, irgend wohin schwingen. Ich wünschte, ich wäre todt, so oder so."

„Bist Du ein kluges Kind gewesen, mein Schatz?" fragte die große Schwarze.

„Warum?"

„Kluge Kinder leben nicht lange."

„Dann wünschte ich, ich wäre Eins gewesen."

„Na, das weiß ich nun nicht, aber häßlich bist Du jedenfalls gewesen, denn häßliche Kinder werden hübsche Leute. Aber sag' einmal, mein Schatz, warum bist Du denn jetzt so sentimental?"

„Es ist Katzenjammer, Clotilde. Kehre Dich nicht daran. Es kommt zwischen 6 und 7 und geht zwischen 7 und 8."

„Sag' einmal, Willi," fragte sie, bist Du schon lange in Berlin?"

„Seit einem halben Jahre etwa!"

„Ach geh! Du belügst mich. Ich sah Dich schon vor einem Jahre hier! Wenigstens!"

„Ich bin aber trotzdem erst seit einem halben Jahre hier. Ich — nämlich, der ich jetzt neben Dir sitze."

„Was meinst Du nur damit?“

„Ich meine, daß derjenige, den Du vor einem Jahre gelegentlich gesehen, ein Anderer war, als der jetzt neben Dir sitzt.“

„So? Und worin war er denn ein Anderer?“

„Erstens war er hübscher.“

„Das ist nicht wahr. Du siehst jetzt viel interessanter aus. So schön bleich!“

„Zweitens war derselbe ein gutmüthiger, lieber Junge, dem der ganze Himmel voller Geigen hing, daß er meinte, nur zugreifen zu müssen. Ein so gutmüthiger, lieber Junge, daß er glaubte, alle Menschen seien gut und lieb, und man müsse nur für sie leben und sterben.“

„Du predigst den Leuten über die Köpfe weg,“ bemerkte Winter sarkastisch.

„Das ist auch meine Absicht.“

„Dann fahre fort.“

„Ein Junge, der — über ein verwundetes Rebhun hätte weinen, und ein krankes Bettelkind drei Meilen weit zum Arzt hätte tragen können.“

„Wahrhaftig Willi, es muß bereits zwischen 6 und 7 und noch nicht zwischen 7 und 8 sein.“

„Gefällt Dir die Stunde nicht, so gehe Deiner Wege. Jenem, den ich meine, war die ganze Welt ein Glaspalast voll Klang und Freude, ein Frühlingsmorgen am Tage des Herrn, voll Leben und doch so feierlich, wie eine Kirche.“

„Gehst Du denn in die Kirche?“ fragte das Mädchen.

„Ich nicht, aber derjenige, den ich beschreibe, ging in die Kirche.“

„Glaube ihm nicht, Clotilde!“ rief Winter dazwischen. Er ging so wenig in die Kirche, wie wir Uebrigen hier.“

„In die Kirche ging er nicht, wenn Ihr darunter das steinerne Haus versteht, das von Menschenhänden erbaut ist.“

„Ja was nennst Du denn die Kirche, mein Schatz?“

„Etwas Anderes.“

„Was denn?“

„Etwas, das Du nicht verstehst.“

„Ich auch nicht, Willi?“ fragte Winter.

„Nein, Du auch nicht.“

„Nun, in diese mystische Kirche gehst Du vielleicht auch jetzt noch?“

„Nein, ich gehe nicht mehr hinein!“

„Charmant, das taugt auch zu Nichts. Aber nun kommt. Die Oesterreicher da neben an brechen auch schon auf, und die Franzosen auch. Heda, wacht auf,“ rief Winter, indem er Veit und Itzig an den Armen faßte und rüttelte. „Wir wollen fort.“

Die Beiden richteten sich verschlafen auf, und ließen dann die Köpfe auf die vorgehaltenen Arme sinken. Schließlich wurden sie aber doch etwas munter, die Zeche wurde bezahlt, und die Gesellschaft brach auf. —

Winter hatte Recht. Wilhelm zerstörte seine Gesundheit und das so andauernd, so energisch, daß selbst eine Körperconstitution gleich Stahl und Eisen dem nur scheinbar eine Zeit lang widerstehen konnte. So aber schwamm er, gleich einem geübten Schwimmer, im Strudel der tollsten, ausgelassensten Vergnügungen umher, und wenn er am Abend, mit oder ohne Helene, auf irgend einen Ball gewesen, wenn er die ganze Nacht in einem jener Lokale, wie die Villa Timbuctu durchschwelgt hatte, suchte und fand er lustige Gesellen, die zu einem Ausflug in die Umgegend bereit waren. Jede Zerstreuung war ihm recht. Nur eins vermied er sorgfältig, ja ängstlich — allein zu sein. Der Tod Hungerow's hatte für ihn keine nachtheiligen Folgen gehabt. Der Leser wird sich erinnern, daß Hungerow sein Duell dem Offiziers-Ehrengerichte nicht angezeigt hatte, und daß in Folge dessen sein Zeuge und sein Secundant Civilisten waren. Die Eltern des Erschossenen wollten seinen Tod nicht an die große Glocke hängen, und so blieb Alles still und die Polizei stellte ihre, ohnehin sehr lax betriebenen Nachforschungen bald völlig ein, obgleich der Name des Mörders ein öffentliches Geheimniß war, und so auch zu den Ohren der in Berlin lebenden Landsleute gelangte, mit denen Wilhelm sonst in keinerlei Beziehung stand.

Mit dem Justizrath war er mehr denn je zusammen, und dieser hatte ihn recht eigentlich lieb gewonnen, denn die kecke verwegene und leichtsinnige Art, mit der Wilhelm sprach und handelte, war ihm neu und zog ihn an. Wie kam es aber, daß er nicht Verdacht schöpfte? Er wußte aus mehrjähriger Erfahrung, daß Helene es mit jedem jungen Mann, der in ihre Nähe kam, bis auf einen gewissen Punkt trieb, daß sie aber die Scheidewand zwischen Koketterie und Untreue bisher nie überschritten hatte, und er fürchtete

das Wilhelm gegenüber um so weniger, als er diesen, trotz seines sichtlichen Leichtsinn's für zu ehrenhaft hielt, um ihn, der sich stets so freundlich Wilhelm gegenüber bewiesen, zu hintergehen. Dann auch, weil es bei ihm Dogma geworden war, daß Helenen's Herz viel zu kalt sei, um je bei ihren Liaison's eine Rolle zu spielen, bei jenen Liaison's, die er lediglich, und bisher auch mit Recht, auf Rechnung ihrer Eitelkeit schrieb. Wie sollte er Mißtrauen schöpfen, wenn er sah, wie unbefangen die Jugendfreunde zu einander standen, wenn er bemerkte, daß dieser Umgang auf Helene einen wohlthätigen Einfluß ausübte, sie weicher, nachgiebiger und weniger kalt erscheinen ließ, als bisher! Er hielt Wilhelm für verlobt und für einen glücklich Liebenden. Wilhelm hatte ihm erzählt, daß er Hungerow erschossen habe, weil dieser, der einst auf kurze Zeit in Kurland gewesen und dort seine Braut kennen gelernt, sich über diese unpassende Bemerkungen erlaubt habe.

Er, der Justizrath, saß jetzt um die achte Morgenstunde an seinem Schreibtisch und studirte in einem mächtigen Stoß Acten, aus dem er sich eine Meinung über einen äußerst verwickelten Fall zu bilden hatte. Ihm war sehr behaglich zu Muthe. Er saß in seinem hübschen, traulichen Zimmer, er saß in einem bequemen Schlafrock von feinem Stoff, er schlürfte von Zeit zu Zeit aus einer Tasse den duftigsten Mokka, und rauchte die aromatischste Cigarre. Dabei saß er über einer Arbeit und zwar über einer interessanten, fesselnden Arbeit.

Der Diener unterbrach ihn, indem er anfragte, ob der Herr Justizrath den Herrn Geheimrath L . . . . empfangen wolle. Der Geheimrath war sein liebster Freund. Es war eine sehr warme Freundschaft, die sie verband, wenn sie auch in der Classification des Wandsbecker Boten nur unter der Rubrik „Pferdefreundschaft" Platz gefunden hätte. Sie waren Beide in demselben Ort geboren, sie hatten zusammen studirt, auskultirt, waren zusammen Referendare und Assessore gewesen. Sie hatten Beide, als der Westwind von 1848 wehte, liberale Rückfälle gehabt, aber diese hatten bei Beiden nicht lange angehalten und sie waren mit dem Ostwind wieder auf die Bahn der königlich preußischen Pflicht zurückgekehrt. Sie hatten darauf Beide der Politik Valet gesagt und sich den Freuden der Geselligkeit und der Tafel zugewandt. Sie verstanden sich Beide auf ein gutes Glas Wein und eine gute Schüssel und was sonst noch so drum und dran hängt, und saßen im Weinkeller regelmäßig neben einander. Der Justizrath scherzte am Liebsten

über den Geheimrath und dieser richtete die nicht vergifteten Pfeile seines Witzes am Liebsten gegen den Justizrath. Der Geheimrath war daher dem Justizrath sehr willkommen, wenn er sich auch wunderte, was diesen heute schon so früh zu ihm führe.

„Wie geht's?" rief der Justizrath, indem er dem Geheimrath entgegen eilt. „Johann! eine Tasse Kaffee für den Herrn Geheimrath!" Dieser versichert, unmöglich noch einmal Kaffee trinken zu können, aber der Justizrath glaubt ihm das nicht, endlich fügt sich der Geheimrath.

„Was führt Dich so früh zu mir?" fragt der Justizrath. „Das ist ja eine ganz unerwartete Freude!"

„Nun, ich wollte Dich jedenfalls noch zu Hause finden, erwiedert der Geheimrath. Ich bringe eine wichtige Nachricht. Rathe einmal, was es ist?"

„Was wird es sein? Es giebt Krieg mit Dänemark. Wie?"

„Wäre ich deshalb zu Dir gekommen? Nein, etwas weit Wichtigeres."

„Ist es etwas Erfreuliches oder Betrübendes?"

„Im höchsten Grade Etwas Betrübendes."

„Du erschreckst mich! Ist Jemand von den Freunden gestorben?"

„Nein!"

„Haben unsere Cigarren Havarie gelitten?"

„Nein! Die Lucca heirathet!!" —

Der Justizrath saß, wie vom Donner gerührt, unbeweglich da, endlich erhob er flehend die Hände zum Himmel, wie um ein unerhörtes Unheil abzuwenden.

Der Justizrath gehörte zu den Luccanarren. Er hätte lieber sein halbes Vermögen geopfert, als an einem Abend, an dem die Lucca sang, im Opernhause gefehlt. Er hätte sich im Gedränge lieber platt quetschen lassen, als daß er ein Concert versäumt hätte, in dem sie auftrat. Drei Lucca-Album, in denen die Sängerin in allen möglichen Kostümen, Positionen und Stellungen brillirte, lagen auf seinem Schreibtisch, an den Wänden hingen von ihr über ein Dutzend Porträts: Halsbilder, Brustbilder, Leibbilder, Ganzbilder, ja die Innenseite seiner Uhr zeigte ihr Antlitz. Die Uhr selbst war eine Luccauhr, die Kette eine Luccakette, die Nadel, die seine Binde zusammenhielt, war eine Luccanadel, die Knöpfe in seinem Hemde, Luccaknöpfe,

die Ringe an seinen Fingern, Luccaringe. Er war jeden Augenblick bereit, mit Jedem zu brechen, der es wagte, die Patti neben die Lucca, oder die Artôt ihr an die Seite zu stellen, und er hielt einige alte Herren seiner Bekanntschaft für altersschwache Barbaren, weil sie behaupteten, die Lucca erreiche weder die Sontag noch Jenny Lind. Und jetzt drohte ihm das Unerhörte, sie vom Theaterhimmel verschwinden zu sehen. Kein Wunder, daß ihn der Schlag hart traf.

„Wen?“ fragte er endlich nach einer Pause mit stammelnder Zunge.

„Einen Offizier. Einen Edelmann.“

„Dann ist Alles verloren!“ rief der Justizrath.

„Ich hoffe noch!“ meinte der Geheimrath, der es dem Justizrath im Luccanarrenthum womöglich noch zuvor that. Ich hoffe so lange, bis ich gezwungen werde, zu verzweifeln. Noch weiß kein Mensch, ob er reich ist oder arm, ob er ein Mensch ist, ein fühlender Mensch oder ein Barbar. Vielleicht trägt er ein Herz im Leibe, vielleicht denkt er an uns, an Berlin, die deutsche Nation, an die Menschheit, erbarmt sich ihrer und läßt sie singen.“

„Wer hätte ihr eine solche Tücke zugetraut? Ich bitte Dich, hast Du es ihr zugetraut? Ein so kleines Frauchen und will heirathen!“

Die beiden Kunstenthusiasten ergingen sich noch eine Weile in den halsbrechendsten Hypothesen über alle erdenklichen Möglichkeiten, welche die Gefeierte dazu bewegen könnten, auch als Frau auf der Bühne zu bleiben, und das Ende vom Liede war, daß sie Hoffnung schöpften. — Dann sagte der Geheimrath:

„Hör' einmal, Karl! ich kam eigentlich nicht nur deshalb zu Dir, um den drohenden Schlag Dir mitzutheilen, obgleich das auch eines der Motive war, aber ich habe sonst noch Etwas auf dem Herzen.“

Der Justizrath sah den Geheimrath erstaunt an.

„Sind wir hier ganz allein und sicher vor unberufenen Horchern?“ fuhr der Geheimrath fort.

Der Justizrath sah noch erstaunter aus. „Ganz sicher!“ sagte er.

„Nun denn, siehst Du, lieber Freund, es ist ein kitzlicher Punkt, aber die Noth drängt, und ich hoffe, Du bist zu sehr mein Freund, um mich mißzuverstehen. Ich handle wirklich ganz als Freund. Ich kann wohl sagen, als Bruder.“

Der Geheimrath nahm eine Prise und reichte die Dose dem Justizrath, der sie aber ausschlug.

Der Geheimrath fuhr fort: „Ich bin überzeugt, daß das Ganze nur ein dummes Gerede ist, und durchaus keinen reellen Hintergrund hat (der Geheimrath nickte hier mit dem Kopf und wiederholte energisch: „nein, durchaus keinen). Ich weiß auch, daß Dir so etwas nicht passiren kann, aber sieh' einmal, wir sind denn auch keine Jünglinge mehr."

„Zur Sache!" rief der Justizrath. „Was ist's? Du bereitest mich ja vor, als wäre ich ein junges Mädchen, dem Du mittheilen mußt, daß seine Mutter gestorben."

„Nun ja, Du weißt, ich falle nicht gern mit der Thüre in's Haus. Es ist mir auch keineswegs allein aufgefallen, im Gegentheil, ich wurde erst von den Andern darauf aufmerksam gemacht, aber deshalb erscheint es mir, da ich Dein Freund bin, natürlich nicht weniger auffallend und auch anstößig. Ja, auch anstößig."

„Sage es kurz," rief der Justizrath. Du meinst den jungen Wolfschild und meine Frau!"

„Ja, ich, wir meinen allerdings diesen jungen Mann und Deine Gattin."

„Nun, und was meint Ihr denn von ihnen?"

„Wir meinen, oder richtiger gesagt, wir fürchten, meinen zu müssen, nein — meinen zu können, daß heißt, wir fürchten, daß andere, ganz unbetheiligte Personen meinen könnten, daß das Verhältniß, oder soll ich sagen: die Freundschaft zwischen den Beiden, die ohne Zweifel völlig rein und auch in den Augen des vertrautesten und schärfsten Kritikers völlig rein ist, möglicherweise auf die öffentliche Meinung oder auf die losen Mäuler der Leute nicht genug Rücksicht nehmen dürfte. Solche Leute — natürlich nur Leute, die weder das Vergnügen haben, Dich noch Deine Frau Gemahlin zu kennen, könnten Deiner Gattin und dem trefflichen jungen Manne, Namens Wolfschild möglicherweise schweres Unrecht anthun, sie könnten gewissermaßen Deiner Ehre zu nahe treten, so weit das durch ein boshaftes Geklatsch geschehen kann, was natürlich nur in geringem Grade der Fall ist."

Der Justizrath gab sich sichtliche Mühe, recht herzlich zu lachen. Er reichte dem Geheimrath die Hand, und rief: „Ich danke Euch wirklich sehr für Euer warmes Interesse, aber sage nur den Andern und beherzige selbst,

daß meiner Ehre in diesem Fall keinerlei Gefahr droht. Ihr kennt meine Frau schlecht, wenn Ihr derartiges befürchtet."

„Natürlich, bester Freund, natürlich! Wer so etwas Deiner Frau Gemahlin, diesem reizenden Weibe, dieser selten liebenswürdigen und würdigen Dame (der Ausdruck „würdig" paßt recht eigentlich für die treffliche Frau) zutraut, der kennt sie ganz und gar nicht. Er kennt sie nicht im Mindesten, er kann sie nicht einmal gesehen, oder selbst nur durch den Dritten von ihr gehört haben. Ich halte das für unmöglich. Selbst die Verläumder können höchstens ganz im Allgemeinen finden, daß es nicht Sitte ist, daß eine so junge und so schöne, ja so reizende Frau sich aller Orten allein mit einem so jungen und — übel berüchtigten Mann sehen läßt — doch ich will dem jungen Manne, Namens Wolfschild, dem Du und gewiß mit vollem Recht Deine Freundschaft geschenkt, nicht zu nahe treten, ja Du weißt, wie ich ihn selbst schätze, wenn ich auch geneigt bin, zuzugeben, daß er mitunter, und natürlich nur aus jugendlichem Uebermuth, — ein wenig leichtsinnig ist." —

„Ja, was kann man aber darin finden," rief der Justizrath noch immer sehr gezwungen lächelnd, daß ein Paar junge Leute, die Landsleute, die in demselben Hause aufgewachsen und erzogen, auch in der Fremde zusammenhalten?"

Der Geheimrath zuckte bedauernd die Achseln:

„Mein lieber Karl, worin kann man nicht etwas finden. Z. B. Marie Antoinette? Nun, sie war so rein — so rein — wie eine — wie ein Lamm! Entging sie deshalb der Verläumdung? Nun ich habe es jedenfalls für meine, wir haben es für unsere Pflicht gehalten, Dich aufmerksam zu machen. Nicht als ob wir glaubten, daß Dir Gefahr drohe, durchaus nicht, nur aus freundschaftlicher Vorsicht."

Der Justizrath begleitete den Geheimrath noch mit sehr heiterem Gesicht bis an die Treppe. „Lebe wohl, mein Alterchen," rief er ihm herzlich nach.

Als der Geheimrath ihn nicht mehr sehen konnte, verschwand der heitere Ausdruck seines Gesichtes, wie mit einem Zauberschlage. „Was war das?" rief er mit übereinandergepreßten Zähnen. „Warum in diesem Falle gerade eine Warnung? Warum hat er mich nicht gewarnt, schon zehn und zwanzig Mal? Warum gerade jetzt? Helene hat ihre Anbeter nie unter den Scheffel

gestellt. Sollte mir wirklich Gefahr drohen? Sollte diese Frau nicht nur das Unglück einer kalten Ehe, sondern auch noch die Schande in mein Haus gebracht haben? Der Justizrath wurde kreidebleich bei diesem Gedanken. „Nein, es ist nicht möglich!“ rief er. Sie ist viel zu kalt, um wirklich zu lieben und viel zu klug, um, ohne Liebe, ihre Ehre, ihr Leben auf's Spiel zu setzen. Und dann der Junge? Man sieht es ihm an, daß er sich nicht verstellen kann. Er hat ein so offenes Gesicht. Er ist ein leichtsinniger, leichtlebiger Bursche und solche lernt man leicht kennen. Nein! Es ist nur eine alberne Klatscherei, aber ihr muß ein Ende gemacht werden, und das so bald als möglich.“

Der Justizrath kehrte in sein Zimmer zurück, kleidete sich um und ließ durch den Diener Helenen's Zofe fragen, ob ihre Herrin schon aufgestanden sei, und ob sie für ihren Mann zu sprechen wäre. Das Mädchen brachte auf beide Fragen eine bejahende Antwort, und der Justizrath begab sich in Helenen's Boudoir. Sie war, wie alle Morgen, in ein sehr geschmackvolles blendendweißes Negligé gekleidet, und lag halb in einem Schaukelstuhl, der vor dem brennenden Kamin stand. Der erste Blick auf ihre düster zusammengezogene Stirn zeigte dem Justizrath, daß seine Frau durchaus nicht in der besten Stimmung war. Zwischen ihm und seiner Frau bestand die stillschweigende Abmachung, äußerlich ihrem Verhältniß durchaus einen freundlichen Charakter zu wahren. Nur unter dieser Bedingung war es überhaupt erträglich.

Der Justizrath küßte auch jetzt seiner Frau die Hand und erkundigte sich, indem er Platz nahm, nach ihrer Nachtruhe.

Sie erwiederte dankend sie habe gut geschlafen. Sie sah ihn dabei mit einem jener eisigkalten Blicke an, die es hauptsächlich waren, welche dem Justizrath die Meinung beigebracht, ihr Herz befände sich in versteinertem Zustande.

Er irrte — es war nur gefroren gewesen.

Der Justizrath wußte nicht recht, wie er das Gespräch einleiten sollte und begann nach längerem Nachdenken ziemlich ungeschickt:

„Helene! Dir ist doch ohne Zweifel auch viel an der Leute Meinung gelegen. Nicht wahr?“

Die schöne Frau ihm gegenüber verrieth nicht die mindeste Ueberraschung über diesen Eingang. Sie ließ ihren kalten schläfrigen Blick, nach wie vor, unbeweglich auf ihm ruhen und erwiederte:

„Nicht im Geringsten."

Der Justizrath biß sich auf die Lippen. Er hätte sich denken sollen, daß diese Antwort erfolgen würde.

„Nun," begann er wieder, „dann ist es Dir vielleicht um meinetwillen nicht gleichgültig, wie über Dich geurtheilt wird."

„Um Deinetwillen?" Die Frage wurde in einem Tone gestellt, der so viel hieß: „Wie, um Gotteswillen, kommst Du, Wurm, zu der Annahme, daß ich irgend Etwas um Deinetwillen thäte oder ließe?"

„Ja! um meinetwillen!" rief der Justizrath gereizt.

Es erfolgte keine Antwort.

„Ja! um meinetwillen. Da Du nun einmal das Unglück hast, meine Frau zu sein, so scheint es mir keine unbillige Forderung."

Statt aller Antwort wendet Helene ihr Auge von ihm ab, und den Flammen des Kamin's zu.

„Ich weiß sehr wohl," fährt der Justizrath fort, „daß Du nie vergessen hast und vergessen wirst, was Du meinem Namen schuldig bist, seit er auch der Deinige geworden, und ich danke Dir dafür."

Helene sieht in die Flammen.

„Eben deshalb will ich Dich nun aber auch noch bitten, noch einen Schritt weiter in dieser Richtung zu thun. Ich weiß, wie harmlos Dein Verhältniß zum jungen Wolfschild ist, aber ich muß zugeben, daß andere Leute das nicht ebenso wissen können. Ich kann es ihnen daher nicht verdenken, daß sie es unpassend und anstößig finden, daß eine so junge Frau, wie Du, mit einem so jungen Manne aller Orten erscheint."

Helene sieht noch immer in die Flammen. Es ist sehr zweifelhaft, ob sie überhaupt hört, was ihr Gatte spricht.

„Ich bin von befreundeter Seite darauf aufmerksam gemacht worden, daß Eure Freundschaft Anstoß erregt, und glaube jetzt selbst, daß Ihr etwas unvorsichtig gewesen. Glaubst Du das auch?"

Helene verhüllt ihren Mund mit dem Taschentuche und gähnt. Ihr ist das ganze Gespräch, falls sie es gehört hat, offenbar höchst gleichgültig.

„Ich fragte Dich, Helene, ob Du das auch findest?"

Helene gähnt wieder und fragt: „Wie?"

„Ich frage," wiederholte der Justizrath höchst ärgerlich, „ob Du auch findest, daß Du in Deinem Verhältniß zu Wolfschild unvorsichtig gewesen."

„In welchem Verhältniß, mein Lieber?"

„In Deinem Verkehr mit Wolfschild. Daß Du darin nicht genug Rücksicht genommen hast auf die öffentliche Meinung."

Helene hält ihre schöne Rechte vor die Flammen des Kamin's, und ihr Gesicht beugt sich vor und betrachtet ihren Gemahl mit einem spöttischen Ausdruck. Die schöne Rechte schimmert bei dieser Gelegenheit im zartesten Rosenroth.

„Mache Dich nicht lächerlich, Karl," sagt sie, indem sie sich zurücklehnt, die wunderbare Schönheit ihrer vollen Formen wieder hervortreten lassend.

„Ich finde darin nichts Lächerliches, Helene," sagt der Justizrath zornig, „und ich muß Dich nun ganz bestimmt bitten, künftighin keinen Anstoß mehr zu geben. Ich wünsche sehr, daß Du meine Bitte erfüllst."

Ueber Helenens Gesicht verbreitet sich allmählig ein Strahlenglanz von Heiterkeit und indem sie die Spitzen ihrer Füße auf die Einfassung des Kamin's setzt, bewegt sie ihren Stuhl behaglich hin und her.

„Und wenn ich sie nicht erfülle?" fragt sie launig.

„Dann," ruft der Justizrath heftig, „wird aus der Bitte ein Befehl werden."

Die Heiterkeit auf Helenen's Gesicht ist in stetem Wachsen begriffen. Sie betrachtet den Gatten mit jenem Ausdruck von boshafter Schadenfreude, welcher bösen Buben eigen ist, während sie ein Vögelchen quälen, das sie an eine Schnur gebunden, die so fest ist, daß für das Thierchen durchaus keine Möglichkeit vorhanden, dieselbe zu zerreißen.

„Und wenn ich mich dem Befehl nicht füge?" fragt sie.

„Das mußt Du!"

Helene läßt einen leisen Laut hören, der wie Lachen klingt.

„Wann kamst Du gestern Abend nach Hause, Karl?"

„Das scheint mir durchaus nicht hierher zu gehören."

„Und von wo kamst Du nach Hause?"

Der Justizrath merkt, wo sie hinaus will und er hält nur noch mit Mühe an sich. Er ist voll Zorn, aber er bemerkt trotzdem, daß seine Frau ganz wunderbar schön ist. Diese Wahrnehmung vermehrt nur noch seine gereizte Stimmung.

„Höre Helene, es ist an der Zeit, daß wir uns wieder ein Mal aussprechen und den Standpunkt feststellen, auf dem wir für die Zukunft zu einander stehen werden.“

Helene ist über diese Aussicht offenbar sehr erfreut. Sie klatscht in die Hände und ruft: „allerliebst!“

Sie ist eine Freundin theatralischer Vorstellungen.

Der Justizrath fährt fort: „Ich weiß, daß es mir nicht gelungen ist, Deine Liebe zu erwerben (Helene nickt energisch mit dem Kopf) und ich weiß, daß sich die Liebe nicht geben läßt. Wohl aber die Pflicht, Helene. Du, Deinestheils, weißt, daß ich Dir in allen Dingen volle Freiheit gelassen, Dich in keiner Weise je beschränkt habe. Ich vertraute Deiner Pflichttreue. Ich thue es noch. Ich habe es ruhig angesehen, daß Du eine Gesellschaft junger Leute in mein Haus zogst, und Dir von ihnen den Hof machen ließest. Ich hätte auch jetzt gegen Dein Verhältniß zu Wolfschild nichts einzuwenden, wenn es nicht überall Aufsehen erregte. Ich wollte Dich daher nur bitten, künftighin in Deinem Verkehr mit ihm vorsichtiger zu sein, und auf die öffentliche Meinung mehr Rücksicht zu nehmen, als bisher. Die Art, mit der Du meine Bitte aufnimmst, zwingt mich, mein Gattenrecht geltend zu machen. Ich habe das Recht, in solchen Dingen zu befehlen und ich werde davon Gebrauch machen. Ich werde Eure Bekanntschaft für künftighin abschneiden.“

„Was willst Du eigentlich, Karl?“ fragte Helene, plötzlich ganz ernst werdend. „Glaubst Du denn, daß mir an Wolfschild irgend etwas gelegen? Du hast ihn gern, und ich plaudere mit ihm gern von der Heimath, das ist Alles. Sage ihm, er solle nicht mehr kommen, und er wird fortbleiben. Was geht das Alles mich an?“

„Wenn ich, ehe ich so handelte, zu Dir kam,“ versetzte der Justizrath, „so geschah es, weil ich glaubte, Du hättest ihn gern, Du wärest mit ihm befreundet und würdest ihn vermissen. Jetzt, da ich weiß, daß dies nicht der Fall ist, werde ich Wolfschild fernzuhalten wissen.“

Helene lacht wieder. „In Gottes Namen, Karl!“

Der Justizrath stand auf. „Entschuldige," sagt er bitter, daß ich Dir zutraute, irgend Jemand auf der Welt gern zu haben. Ich hätte Dich freilich besser kennen sollen."

„Das hättest Du."

„Ich hätte mir sagen sollen," fährt der Justizrath fort, indem er mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder geht, „daß Dir Herr Wolfschild so gleichgültig ist, wie ich oder sonst Jemand, daß Du selbst Deine Mutter scheiden sähest, ohne alles Bedauern."

„Mein Gott! warum sagtest Du Dir das nicht schon in Deinem Zimmer?"

Der Justizrath bleibt vor ihr stehen: „Weil ich es mir nicht sagen wollte. Weil ich mir das um so mehr nicht sagen wollte, da ich in der letzten Zeit durch Dein eigenes Verfahren noch zu hoffen wagte, ich könnte Dich doch noch falsch beurtheilt, Dir Unrecht gethan haben."

„Das war sehr thöricht von Dir."

Der Justizrath, dessen Zorn gewichen und einem furchtähnlichen Grausen Platz gemacht hat, sieht ihr aufmerksam in das lächelnde Gesicht. Was hätte er selbst in diesem Augenblick darum gegeben, wenn sie ihn geliebt hätte! Trotzdem daß er sie nicht achtet, trotzdem daß sie ihn abstößt!

Sie liest in seinem Herzen und weiß, was darin vorgeht. Darum lächelt sie so überlegen.

Der Justizrath wendet sich ab, um das Zimmer zu verlassen. Als er an der Thüre noch einmal nach ihr umschaut, sieht er sie unverändert im Schaukelstuhl liegen, noch dasselbe überlegene spöttische Lächeln auf dem Gesicht. Sie flüstert halblaut: „Karl!"

Der Justizrath hört den Ruf, obgleich er nur leise geflüstert wurde und kehrt zu Helene zurück. Sie reicht ihm beide Hände hin, und er ergreift sie. „Karl," sagt sie, „schaff den jungen Menschen fort, er ist es nicht werth, zwischen uns zu stehen."

„Aber warum, Helene?" fragt der Justizrath. „Warum willst Du ihn aufgeben? Ich bat Dich ja nur um etwas mehr Vorsicht in Aeußerlichkeiten."

„Ach! Was liegt an ihm!"

„Nun, ich kann nicht sagen, daß er mir ganz gleichgültig wäre. Ich habe ihn gern. Aber auch abgesehen davon, wäre es mir durchaus nicht lieb, wenn Eure Entfremdung eine plötzliche und auffallende wäre.“

„Wie Du meinst, Karl. Ich bin Dir gern gefällig.“

Der Justizrath küßt ihre Hände, die sie ihm ruhig überläßt.

„Ach, Helene!“ ruft er, „ich wünschte, Du wärest eine Andere!“ und eilt aus dem Zimmer. —

Du Armer! Kehre noch einmal unerwartet zurück und erschrick vor dem Ausdruck tödtlichen Hasses im Antlitz Deiner Frau. Sieh', wie ihr Auge die Stelle im Parquet verkohlt, die Dich eben getragen, wie ihre Lippen sich krampfhaft über einander pressen, wie ihre langen schönen Finger wild an den gepolsterten Lehnen ihres Sessels zerren. Nimm Dich in Acht! Der Stein ist im Feuer erglüht, das Herz von Eis in der Sonne der Leidenschaft geschmolzen. Hüte Dich! Bisher gingst Du ruhig neben ihr und störtest sie nicht, da that sie Dir nichts zu Leide, jetzt — kreuzest Du ihren Pfad, und . . . . . So liegt die Schlange ruhig und träg in der Sonne, so lange der Fuß des Wanderers sie nicht berührt, tritt er aber auf sie, dann wehe ihm, sie schnellt empor in loderndem Zorn, sie springt nie fehl und . . . . ihr Gift ist tödtlich!!

Der Zauberlehrling.

Helene sprang auf und schellte ihrer Zose; diese, ein großes, breitschultriges, junges Mädchen mit stechenden braunen Augen, erschien in der Thüre.

„Ist der Herr fort?"

„Ja, gnädige Frau."

„Ist „Er" noch nicht da?"

„Nein, noch nicht."

„Nimm für alle Fälle schon Deinen Platz am Fenster ein, und höre: Du läßt doch den Schlüssel so in der Hinterthür, daß sie nicht geöffnet werden kann?"

„Es ist unmöglich."

„Gut, vergiß es ja nie. Johann ist fort?"

„Ja. Ich schickte ihn zum Buchhändler, und er wird die Gelegenheit wie gewöhnlich benutzen und nicht vor drei Stunden zurückkehren. Der Koch ist auf dem Markt.

„Wir müssen sehr vorsichtig sein, Emma!"

„Warum?" fragte das Mädchen erschreckt. „Hat der Herr etwas gemerkt?"

„Ja, er hat Verdacht geschöpft. Indessen es gelang mir, seinen Argwohn vorläufig zu zerstreuen. Aber nochmals, wir müssen sehr vorsichtig sein."

„Gnädige Frau, Sie müssen herzlicher gegen ihn thun. Sie sind in den letzten Tagen wieder sehr kalt gewesen."

„Ach! ich nehme es mir täglich vor, aber wenn er da ist, so kann ich der Lust, ihn zu reizen, zu necken, nicht wiederstehen. Er ist so plump und täppisch."

Helene beschattet ihr Gesicht mit der Hand, und lacht leise vor sich hin. Es ist ein grimmiges Lachen.

„Ich hasse ihn," sagt sie laut zu sich selbst. „Ich hasse diesen Plebejer."

„Geh' ans Fenster," fährt Helene fort, „und sei recht vorsichtig um Gotteswillen. Wenn Du einen Mann siehst, der dem Justizrath nur ein wenig gleicht und wäre er in Bettlertracht — so gieb das Zeichen."

Das Mädchen wendet sich zum Gehen — bleibt aber stehen und fragt:

„Soll ich erst das Frühstück bringen?"

„Nein! Wir wollen es künftig lassen. Wenn wir überrascht werden, macht es nur unnütze Umstände."

Das Mädchen geht. Helene wirft sich wieder in den Schaukelstuhl und starrt in den Kamin. —

„Sie war sehr unzufrieden mit Wilhelm. Als sie ihn an sich zog, da war ihre Absicht keine andere, als über ihn zu triumphiren, wie sie über so viele schon gesiegt, einen Anbeter mehr zu haben, wie sie deren schon so viele hatte. Und an diesem Anbeter lag ihr besonders viel. Als Kind schon war sie anf die Freundschaft, die Wilhelm Mathilde schenkte, eifersüchtig gewesen, und jetzt freute sie sich darauf, ihr, die sie nicht eben liebte, einen begeisterten Verehrer abwendig zu machen. Sie hatte einen scharfen Blick für die schwachen Seiten der Menschen, und sie wußte bald, wie sie Wilhelm zu fesseln habe. Sie sah ein, daß „Mitleiderregen" der sicherste Weg zu Wilhelm's Herzen war, Mitleid mit der edeldenkenden, hochfliegenden Frau, die ein hartes Geschick, in das Joch des täglichen, kleinlichen Lebens, an der Seite eines unbedeutenden und beschränkten Mannes, gefesselt, und sie spielte ihre Rolle mit Geschick. Nachdem Wilhelm das erste Mal bei ihr gewesen, fuhr sie in die Buchhandlung und brachte sich einen ganzen Stoß Bücher mit, welche die sociale Frage behandelten. Sie las sie der Reihe nach durch, überschlug, was sie nicht verstand und eignete sich, Dank ihrer hohen Begabung, genug Kenntnisse in diesem Fache an, um eine geistvolle fesselnde Conversation führen zu können. Der Leser weiß, welche Mittel sie sonst noch gebrauchte, den Zögernden anzuspornen. Sie zog an der Schnur, als wolle sie die Angel herausziehen, der Fisch fuhr zu, und ergriff die Lockspeise zugleich mit dem Haken. Aber sie hatte die Rechnung ohne den Wirth gemacht, sie hatte vergessen, daß, wenn ihr Herz von Eis war (um den Ausdruck ihres Mannes zu gebrauchen) auch ein solches schmelzen konnte.

Helene hatte bisher wirklich keinen Menschen geliebt, keinen, auch nicht ihren Vater, nicht ihre Mutter. Hatten doch schon diese Beiden, sie, der Eine den Andern verachten gelehrt. Als sie älter geworden, hatte sie bemerkt, daß sie herzloser war und kälter, als irgend ein anderer Mensch und — sie war stolz darauf geworden. Seitdem spielte sie ganz bewußt mit der Neigung der Menschen zu ihr. Einer schönen jungen Frau gegenüber zeigen sich die Menschen meist auch nicht von ihrer achtbarsten Seite. Sie verachtete die Menschen und was man verachtet, kann man nicht lieb gewinnen. Sie war auch auf diese ihre Menschenverachtung stolz. Sie kam sich durch sie sehr überlegen vor, und kaltherzige Menschen sind ihrer Umgebung meist auch wirklich überlegen — verführt sie doch ihr Herz nie zu einem dummen Streich. Aber sie hatte die Rechnung doch ohne den Wirth gemacht. Sie gewann Wilhelm lieb — nein, sie wurde von der wildesten Leidenschaft für ihn ergriffen. Als sie ihm gegenüber weiter ging, als sie es irgend einem ihrer Verehrer gegenüber je gethan, da waren die Flammen der Glut, die er iu ihr angefacht, schon über ihrem Haupt zusammengeschlagen. Sie liebte ihn — aus dem Spiel war Ernst geworden. Sie wollte ihn jetzt wirklich eine hervorragende Rolle spielen sehen; auch ein schlechtes Weib nährt ihre Eitelkeit am Liebsten an der Größe des geliebten Mannes. Aus dem Spiel war Eruſt geworden — sie sehnte sich jetzt wirklich darnach, an seiner Seite, als seine Freundin bekannt, berühmt zu werden, und sie erkannte in ihm die Fähigkeiten, ihr dazu zu verhelfen. Darum war sie unzufrieden mit ihm. Ihr Verstand sagte ihr, daß auch eine solche Laufbahn, die Laufbahn eines ehrgeizigen, selbstsüchtigen, gewissenlosen Demagogen eine Vorbereitung erforderte, daß es auch da eines gewissen Maaßes wenigstens von Arbeit bedurfte. Und was that er?

Sie hatte noch viel mehr Grund mit ihm unzufrieden zu sein. Von Anfang an hatte er sich ihr nur mit widerstreitenden Gefühlen genaht. Sie wußte das sehr gut. Das war nicht anders geworden, seit aus ihrem Verhältniß ein Geheimniß werden mußte. Wechselnd und unberechenbar war sein Betragen gegen sie. Heute warf er sich vor ihr nieder und bedeckte ihre Hände mit Küssen voll leidenschaftlicher Gluth — morgen war er kalt und abstoßend, und sein Gefühl gegen sie war — Abneigung. Das las sie aus seinen Augen, das hörte sie aus seinen Worten, obgleich ein Dritter nichts davon gesehen, noch gemerkt hätte. Sein Herz gehörte nicht ihr, sein Herz gehörte der Andern, die Helene jetzt tödtlich haßte. Ihr, Helene,

gehörte seine Sinnlichkeit, aber in seinem eigentlichen Selbst trug er nach wie vor das Bild Mathilden's. Er mochte zehn Mal, hundert Mal schwören, dies sei nicht der Fall — und er that es — es war deshalb nicht weniger wahr. So lange die Dinge aber so lagen, war Helene keinen Augenblick davor sicher, daß er sich nicht von ihr lossagte, sie verließ, und der Gedanke an diese Möglichkeit machte ihr Blut stocken. Er erkaltete sichtlich. Warum vermied er sonst seit einiger Zeit jedes ernste Gespräch, hatte für sie nichts als Küsse, Küsse und wieder Küsse. Warum überließ er sich sonst so tollen und die Gesundheit zerstörenden Ausschweifungen? Warum erzählte er ihr davon, in dem cynischsten Tone, obgleich sie ihn oft darum gebeten, sie dies wenigstens nicht wissen zu lassen? Warum durfte sie nie mit ihm von der Heimath sprechen, wenn sie nicht wollte, daß er aufsprang nnd davon ging? Sie, die kalte, stolze Helene war ihm gegenüber so schwach, so willenlos, daß sie sich das Alles gefallen ließ, sich das Alles vorschreiben ließ und nur das Eine fürchtete, vor dem Einen zitterte — vor der Trennung von ihm. Und doch wie sie vermeiden? wie ihn halten? Darüber sann Helene nach, während sie vor dem Feuer saß und in die Flammen starrte.

Jetzt fuhr sie auf aus ihrem Brüten und horchte. Das war sein Schritt. Da kam er. Sie eilte auf ihn zu und umschlang ihn zärtlich.

„Kommst Du endlich, endlich! Wo warst Du gestern? Warum warst Du vorgestern nicht im Theater?“ fragte sie, während sie an seinem Halse hing, und ihn leidenschaftlich an sich preßte.

„Ich war — ich hatte gestern Abend zu thun,“ war die kühle Antwort.

„Was hattest Du zu thun? Geh', Du belügst mich. Du warst nur lieber bei Deinen Freunden, als bei Deiner Geliebten.“

„Ich liebe Beide, Helene. Die Freunde und die Geliebte. Du mußt nicht eifersüchtig sein, sie sind es auch nicht.“

„Sie lieben Dich auch nicht, wie ich Dich liebe. Nicht zur Hälfte! Nicht ein Tausendstel! Wenn sie Dich liebten, wie ich Dich liebe, würden sie toll vor Eifersucht. So wären sie eifersüchtig auf den Wind, der Dein Haar kräuselt, auf die Sonne, deren Strahlen Deine Wangen küssen, auf die Speise, die Dein Mund berührt, auf den Boden, Wilhelm, den Dein Fuß betritt. Dann stürben sie tausend Tode, wenn Du einen Tag fort

bist, dann schüttelte sie Fieberfrost, wenn Du Dich um eine Minute verspätetest."

„Es wäre schlimm für mich! wenn meine Freunde mich liebten, wie Du!"

„Ja, es wäre schlimm für Dich, wenn sie Dich liebten, wie ich Dich liebe. Sehr schlimm. Du wärest dann freundlos."

„Warum?"

„Weil — weil Einer den Anderen mordete, damit er nicht stehe zwischen ihm und Dir!"

Wilhelm hatte sich an die Wand gelehnt und strich ihr, — die ihn fest umklammert hielt, als könnte sie nicht nahe genug bei ihm sein, als fürchtete sie eine Sekunde diese Nähe zu verlieren — mit leiser Hand die Haare aus dem erhitzten Gesicht. Wie lächelte er hold dabei!

„Mein mordlustiger Schatz!" sagt er.

„Nenne mich nicht Deinen Schatz, Wilhelm. Nenne mich Deine Frau."

„Wie soll ich das?"

„Wenn mein Mann todt wäre, könntest Du es!"

Wilhelm lächelt nicht mehr. Er sieht sehr ernst aus.

„Wenn er todt wäre," fährt sie leidenschaftlich fort, „könntest Du es, würdest Du es."

Er fühlt, wie ihr ganzer Leib erbebt bei diesen Worten.

„Er ist nicht todt, Helene, wozu Dinge besprechen, die unabänderlich."

„Du hast Recht," sagt sie, und richtet sich auf und steht neben ihm und hält seine Hand fest. „Er ist nicht todt! Er lebt und war heute Morgen hier und sagte mir, unser Verhältniß, er meinte, Dein Verhältniß zu mir, gebe Anstoß und wir sollten es ändern."

Wilhelm erschrack. „Nun, und hat er keinen Verdacht geschöpft?"

„So viel ich sehen konnte — nein!"

„Und was sagtest Du?"

„Ich spielte die Gleichgültige und ich habe ihn für alle Fälle nur noch sicherer gemacht. Er verließ mich, empört über die Gleichgültigkeit, mit der ich von Dir sprach. Denke Dir, der Thor machte mir Vorwürfe darüber, daß ich Dich so wenig lieb habe."

Wilhelm's Stirn verfinsterte sich. „Helene," sagte er, „es ist Zeit, daß wir aufhören."

„Aufhören? Womit aufhören?"

„Daß wir unser Verhältniß aufgeben."

Helene zuckte zusammen. „Was meinst Du damit?"

„Ich meine damit, was der Wortlaut besagt. Daß wir unser Verhältniß auflösen, ehe es zur Katastrophe kommt, die für Dich jedenfalls verderblich ausfallen muß. Ich denke an Dich, wenn ich Dir diesen Vorschlag mache."

„Du lügst! Du lügst! Du hast nie weniger an mich gedacht, als in diesem Augenblicke. Wie könntest Du sonst einen solchen Vorschlag thun? Was heißt aufgeben, aufhören? Das sind keine leeren Worte, diese Worte sind mit Blut geschrieben, mit Blut das man aus zerrissenem, zerschlagenem Herzen gewann. Wenn Du an mich gedacht hast, als Du diese Worte sprachst, so hast Du an mich gedacht, wie der Mörder an sein Opfer. Kann ich denn aufgeben, aufhören? Kann ich aufhören zu athmen, kann ich Speise und Trank aufgeben? Bist Du mir nicht mehr? Nicht zehntausend Mal mehr?"

„Höre mich zu Ende, Helene. Sei verständig!"

„Ich will nicht verständig sein. Mein Verstand macht mich unglücklich, mein Herz macht mich glücklich. Meinem Herzen folge ich. Das treibt mich zu Dir. Hier an Deinem Herzen ist mein Platz. Hier an Deiner Seite will ich stehen. Was sprichst Du von einer Katastrophe. Ich kenne keine Katastrophe als — daß Dn mich verlässest, ich kenne nur ein Verderben — daß Du mir untreu wirst! Gewissen, Ehre, Schande, Furcht — es sind leere Worte an Deiner Seite, der Tod selbst — er ist nicht furchtbar an Deiner Seite, die Hölle — sie ist ein Paradies an Deiner Seite!!"

Und wieder schmiegt sie sich fest an ihn, umklammert ihn fest und fester, wie der Schiffbrüchige im Wogendrange den allein rettenden Balken.

„Helene," beginnt er, aber ihr Kuß verschlingt das Wort, er beugt den Kopf fort, aber ihr Haupt folgt ihm. Er wird kalt und er wird warm, die Leidenschaft erwacht auch in ihm. —

„Gieb mir Deine Hand," sagt sie nachher zu Wilhelm, als sie Beide vor dem Kamin Platz nehmen. Sie ergreift mit ihren beiden Händen seine

Hand und während er spricht, sieht sie ihn unverwandt an, folgt mit ängstlich gespannter Aufmerksamkeit jeder Bewegung seines Gesichtes, als stünde Tod und Leben auf dem Spiel.

„Helene!“ beginnt er wieder, und diesmal stört sie ihn nicht, „willst Du, — kannst Du mir erlauben, ein Paar Worte ruhig zu Dir zu sprechen?“

Sie antwortet nicht, aber er nimmt ihr Schweigen für Bejahen und fährt fort:

„Du weißt, Helene, daß ich Dich von meiner Kindheit an geliebt habe. Oder nein! das ist ein falscher Ausdruck. Ich habe mich von meiner Kindheit an zu Dir hingezogen gefühlt. Ich habe Dich stets entschuldigt, wenn die Anderen Dich angriffen, ich habe stets das innigste Mitleid mit Dir gehabt. Wir sahen uns längere Zeit nicht. Als ich Dich wiedersah, zog mich dasselbe Gefühl zu Dir. Du fesseltest mich auch sonst. Ich hoffte in Dir eine Freundin zu finden, wie ich sie mir lange gewünscht. Eine Freundin, die mich verstand, mich ganz verstand, nicht nur mein Herz, sondern auch meine geistigen Interessen. Ich glaubte natürlich, daß unser Verhältniß ein reines bleiben würde, ein wirkliches Freundschaftsbündniß. Es kam anders. Es war gewiß nur meine Schuld, daß es anders kam, aber — es kam anders. Aus den Freundschaftsbanden wurden Liebesbanden. Ich fühlte, daß mein Herz Dir gehörte, und riß mich los von Mathilde. Ich war Dir gegenüber so schwach, daß ich sogar Mathilde betrog, daß ich den Brief zerriß, den ich an sie geschrieben. Du sagtest: „wenn ich aus Liebe zu Dir meinen Mann betrüge, warum solltest Du nicht Mathilde betrügen,“ ich gab Dir Recht — und schwieg. Um Deinetwillen ließ ich meine kaum gefaßten Besserungspläne fahren, um Deinetwillen trennte ich mich von Paul. Ich bedauerte es nicht. Ich liebte Dich, ich glaubte Dich zu lieben, ich wollte Dich lieben. Aber Helene! — zürne mir, Du hast das Recht dazu, verachte mich — ich habe es verdient, aber — ich liebe Dich nicht! — Ich liebe nach wie vor Mathilde! Ich liebe sie jetzt mehr, als früher. Ich suchte diese Wahrheit vor mir selbst zu verbergen, ich suchte sie zu übertönen, sie zu betäuben. Keine Freude, — die ich nicht gekostet, kein Laster, — das ich nicht versucht, keine Zerstreuung, in die ich mich nicht gestürzt. Ich wüthete gegen mich selbst — ich wüthete auch gegen Dich. Ich habe Dich oft beleidigt, oft absichtlich gekränkt. Ich hoffte, Du würdest vergessen. Ich

vergaß nicht. Helene, ich liebe Dich nicht, aber ich habe Dich gern, sehr gern, und ich will Dein Bestes. Reiße Dich von mir los, so lange Du es, ohne Schaden zu nehmen, thun kannst. Mein Pfad führt abwärts, sein Ende ist ein Abgrund. Auf dem Wege, auf dem ich wandele, begegnet man oft dem Tode. Er wird mich treffen, ein freundlicher Erlöser, oder ich werde ihn selbst herbeiwinken — den Schrecklichen. Mache Dich von mir los. Noch kannst Du es. Noch weiß Dein Gatte nichts von unserer Schuld. Sei ihm hinfort wieder treu, wie Du es warst, und Du bleibst was Du gewesen — seine unbescholtene Gattin. Sollen wir warten, bis er erfährt, daß wir ihn betrügen, bis er Dich verstößt? Wohin willst Du denn, Unglückliche? Du bist an ein wohlhabendes Leben gewöhnt, in Deinem Kreise an Glanz und Anerkennung. Was kann ich Dir bieten? Nicht einmal mein Herz. Er wird Dich verstoßen und Du wirst zu mir eilen. Zu mir dem Wüstling, den seine Familie verstößt, der nichts gelernt, womit er Dir auch nur einen bescheidenen Wohlstand bereiten kann, der Dich nicht liebt. Ich werde Dich aufnehmen. Ich werde Alles thun, was in meinen Kräften steht, Dein Loos zu erleichtern. Gut. Aber wirst Du damit zufrieden sein? Wirst Du Dich nicht zurücksehnen in Deine frühere sorgenfreie Lage, in den Kreis, in dem Du glänztest, bezaubertest? Aber gesetzt, dies wäre nicht der Fall, was wirst Du thun, wenn ich heute, morgen sterbe? Du stehst allein in der Welt, Deine Verwandten lieben Dich nicht, Deine Bekannten stoßen Dich von sich. Ich weiß, ich bin ein Kind, das in der Scheuer mit dem Brandstoff gespielt, und nun, — da die Flamme die Wände lichterloh erfaßt und hervorbrechen will durch das Dach, daß Jedermann es sieht, — das Geschehene ungeschehen machen will und spricht: „Erlisch Feuer, verschwindet Flammen! — Aber ich kann nicht anders. Es muß Wahrheit herrschen zwischen mir und Dir; ich kann nicht gut machen, was ich gethan, wer kann das, aber ich kann aufhören, es noch schlechter zu machen. Helene! auch wenn Dein Gatte nichts weiß von dem, was zwischen uns vorgeht: sollen wir ihn noch länger betrügen, seine Arglosigkeit mißbrauchen, sein Vertrauen täuschen? Auf mich kommt es nicht an. Meine Seele ist schuldbeladen ohnehin, mein Festkleid ist zerrissen von oben an. Zu Dir spreche ich, um Deinetwillen. Laß mich von Dir gehen. Wenn es Dir leichter wird, so will ich fortgehen, will Berlin verlassen, Dich nie wiedersehen. Wollen wir freundlich Einer des Andern gedenken. Wollen wir scheiden, was nicht beisammen stehen darf."

Die Hände, in denen Wilhelm's Hand ruht, sind unbeweglich und kalt wie Eis. Die Augen, die auf Wilhelm's Gesicht ruhen, haben sich nicht bewegt um eines Haares Breite, während er sprach. Wie eine Statue, die eines Künstlers Hand erschuf in träumerischem Gedenken wollustreicher Stunden, sitzt das schöne Weib ihm gegenüber. Keines ihrer Glieder regt sich, keine Fiber zuckt. Eiu Zauberer traf sie mit seinem Stabe und wandelte Fleisch und Bein in kalten bleichen Marmor.

So sitzt sie da, und spricht kein Wort, und regt kein Glied — lange Zeit. Endlich kommt Leben und Bewegung in das Bild. Die Lippe zuckt, die Brauen ziehen sich finster zusammen, das Auge leuchtet und glüht in zorniger finsterer Glut, die Hände lassen die Hand fahren.

„Was Du da sprichst, ist Thorheit," sagt sie. „Mit Dir, zerschmettert auf des Abgrundes tiefstem Grunde, ist besser, als ohne Dich auf sicherem Lager. Ich gehöre zu Dir und Du zu mir. Liebe mich oder liebe mich nicht, zu Dir gehöre ich. Gehst Du zu Grunde, so gehe auch ich zu Grunde, verdirbst Du, so verderbe auch ich. Glaube, hoffe nicht, daß Du mich los wirst. Mich schüttelst Du nicht ab, von mir befreist Du Dich nicht. Rede nicht zu mir, meine Ohren hören Dich nicht. Sprich nicht zu mir — ich will von Deinen Gründen nichts wissen."

„Helene! wenn die Leidenschaft Dich so verblendet, daß sie Dich blind macht gegen den sicheren Untergang, dann kommt es mir zu, der ich ruhiger bin, für Dich zu handeln. Und ich werde es."

„Was wirst Du?"

„Ich werde fortbleiben!"

„Das wirst Du uicht."

„Das werde ich."

„Dann werde ich zu Dir kommen!"

„Du wirst mich uicht zu Hause finden."

„Dann werde ich zu Lammstedt gehen und sprechen: ich betrog Dich. Ich brach den Bund, den Du mit mir geschlossen. Dann wird er mich verstoßen und ich werde zu Dir kommen. Ich werde mich anf die Stufen Deiner Treppe setzen und warten, bis Du nach Hause kommst. Laß mich dann nicht hinein!"

„Helene, Du rasest!“

„Ich bin so ruhig wie Du, aber höre, was ich Dir sage: ich schwöre Dir bei meiner Seele Seligkeit, bei meiner Liebe zu Dir — bleibst Du aus ohne meine Einwilligung, so thue ich, wie ich gesagt. Du kennst mich! Du weißt, daß ich meinen Schwur halte.“

„Ich traue Dir eine so wahnsinnige Handlung zu, was willst Du also?“

„Ich will, daß Du nach wie vor zu mir kommst, öffentlich zu meinem Manne, heimlich zu mir. Ich will, daß Du dies noch ein halbes Jahr thust — bis Weihnachten, wenn Du dann noch fortbleiben willst, so verspreche ich Dir, Dich nicht länger zu halten. Ich werde mich bis dahin in das Unvermeidliche fügen gelernt haben, ich werde dann können, was ich jetzt nicht kann — von Dir lassen.“

„Wohlan, Helene, es sei. Aber meine nicht etwa, daß ich heute in einer augenblicklichen Mißstimmung gesprochen. Hoffe nicht, daß ich meinen Entschluß ändern werde. Die Liebe zu Dir hat ihn mir dictirt und er ist unabänderlich. Sieh unsere Trennung an als etwas Unvermeidliches.“

„Ich werde es, und nun sitze nicht so kalt und gleichgültig neben mir. Noch bin ich Dein Weib. Noch lebe ich und ich werde noch ein halbes Jahr leben. Laß es mich genießen. Laß die dunkle Zukunft nicht schon ihre Schatten werfen auf die Gegenwart. Ein halbes Jahr ist es her, seit Deine Umarmung mich zuerst Menschenglück kennen lehrte, laß es noch ein halbes Jahr währen. Was ist ein Jahr Glück gegen die leere, trostlose Ewigkeit?“ —

Als Wilhelm Helene verließ, schaute sie ihm nach, bis seine hohe Gestalt ihren Augen entschwand.

Und seine Größe war eines Hauptes Länge größer, als die aller andern Männer in Israel,“ sagte sie vor sich hin. Und als er dort an der Ecke verschwand, da blickte sie finster und drohend vor sich nieder.

„Ich lasse Dich nicht,“ murmelte sie leise. Willst Du es nicht anders, so sei es so. Kann Dich nicht Liebe an mich fesseln, so sei es Furcht. Sie wendet sich um und erblickt ihre Zofe, die sie ankleiden will.

„Sage, Emma,“ beginnt sie, „Dein Schatz ist Gehülfe in einer Apotheke?“

„Ja, gnädige Frau.“

„Warum heirathet er Dich nicht?“

„Weil er arm ist und ich auch nichts habe. Es fehlt uns an einem kleinen Kapital, um etwas zu unternehmen.“

„Hättet ihr genug dazu, wenn Du dreitausend Thaler besäßest?“

„Dreitausend Thaler! Gewiß! Aber wo die hernehmen?“

Helene geht an einen Schrank, nimmt ein kleines Kästchen heraus und öffnet es. Es enthält Werthpapiere. Die Augen der Zofe scheinen sie zu verschlingen.“

„Du kannst Dir dreitausend Thaler verdienen. Hier sind sie.“

Helene nimmt die Papiere heraus und hält sie ihr hin.

„Wodurch, gnädige Frau, wodurch?“ Das Mädchen ist kreidebleich geworden. Ist es der Wiederschein von Helenen's Wangen?

„Durch eine kleine Gefälligkeit.“

„Durch welche?“ Die Stimme des Mädchens klingt wie die eines Kindes, das im Dunkeln etwas Verbotenes thun soll, wozu es der Kamerad überredet.

„Ich beschäftige mich jetzt viel mit Physiologie, d. h. mit Thierkunde. Zu meinen Experimenten gebrauche ich bisweilen ein sehr starkes Medikament, das in der Apotheke nur an Aerzte verkauft wird. Ich möchte seine Wirkung gern an einem Kaninchen oder an einem Huhn erproben. Kannst Du es mir verschaffen?“

„Wie heißt es?“ fragte das Mädchen mit leiser, heiserer Stimme, während ihre Augen starr anf die Papiere gerichtet sind.

„Strychnin. Dein Bräntigam wird es kennen.“

„Aber, gnädige Frau —“

„St! Du weißt jetzt, wozu es dienen soll. Du könntest — wie man zu sagen pflegt — vor Gericht schwören, ich hätte Dir gesagt, daß ich es für meine Experimente brauche. Für physiologische Experimente. Behalte das Wort. Ich habe jetzt nicht mehr als diese dreitausend Thaler. Wenn aber mein Mann zufällig, was Gott verhüten möge, sterben sollte, so würde ich Dir noch dreitansend Thaler geben können. Willst Du mir die Gefälligkeit erweisen?“

Das Mädchen nickt mit dem Kopfe, während ihre Augen die Papiere verfolgen, die Helene wieder in's Kästchen legt und verschließt. Die Hände, mit denen sie Helenen das Haar flicht, beben wie im Fieber.

Der Anfang vom Ende.

Seit dem Tage, an dem Wilhelm und Helene ihre Abmachung trafen, waren ein paar Wochen vergangen. Wilhelm hatte sich an jenem Tage unmittelbar von Helene nach der Bibliothek begeben und sich eine ganze Wagenladung voll Bücher nach Hause gebracht und in diesen las er jetzt mit eben demselben Eifer, ebenso rastlos Tag und Nacht, wie er in den letzten Monaten rastlos geschwelgt hatte. Fragte ihn Winter oder einer der Andern, was er nur damit wolle, so sagte er, er habe vor, den Doktortitel zu erwerben und arbeite an seiner Dissertation. Fragten sie ihn, welches Thema er abhandeln wolle, so erwiederte er: er wolle die Entwickelung des Kälberschwanzes zum Kuhschwanz verfolgen. Aus der Auswahl der Bücher ließ sich durchaus kein Schluß auf seine Absichten ziehen, denn sie waren zwar Alle historischen Inhalts, behandelten aber die verschiedenartigsten Specialitäten der auseinanderliegendsten Epochen.

Nachdem die Freunde verschiedene Versuche gemacht, ihm das Thörichte seines Beginnens einleuchtend zu machen, ließen sie ihn kopfschüttelnd in Ruhe und hofften, das Arbeitsfieber würde ihn ebenso rasch und plötzlich wieder verlassen, wie es über ihn gekommen, Winter mit den Worten: „Er ist ein interessanter Feuerkopf," Veit und Itzig mit der Bemerkung: „er ist herrlich genial," und „er ist eine ganz incommensurable Größe."

Im Hause des Justizrathes war er indessen öfter denn je. Heimlich am Vormittag, öffentlich am Abend. Der Justizrath hatte ihm gegenüber keinerlei Andeutungen gemacht, ja in den letzten Tagen, da er unwohl war

und das Zimmer hüten mußte, hatte er selbst mehrmals nach Wilhelm geschickt und ihm die Versicherung gegeben, wie gern er dessen Umgang habe. „Noch vier Monate," dachte Wilhelm dann, — so lange war es noch bis Weihnachten — „und ich bin frei!" Aber nur in solchen Augenblicken dachte er voll Freude an diese Freiheit, gewöhnlich war diesem Gedanken ein tief schmerzliches Gefühl beigemischt, ein Gefühl der Reue und des Mitleids mit Helenen. Sie mußte furchtbar leiden. Die bleichen Wangen, die hohlen Augen, das sichtbare Abmagern redeten davon eine verständliche Sprache. War sie mit ihm allein, so fiel ihm ein Zug düsterer, verzweifelter Entschlossenheit auf, der aus ihrem ganzen Wesen sprach, und er war verwundert darüber, daß sie sich so rasch in das Unvermeidliche fügte, daß sie es wirklich als solches aufzufassen schien. Sie sprach indessen nie mit ihm von einer Trennung. Manchmal, wenn er sie plötzlich ansah, nachdem sie lange schweigend neben ihm gesessen, seine Hand haltend und ihn unverwandt betrachtend — fielen ihm bei ihrem Anblick die Gesichter verzweifelter Spieler ein, wie er sie in den Spielsalon's der Badeorte gesehen. Dann umschlang sie ihn plötzlich leidenschaftlich und küßte ihn in fieberhafter Aufregung: „Was hast Du aus mir gemacht?" flüsterte sie dann, und es war, als ob sie sich vor sich selbst flüchten wollte an seine Brust. Sie fing nie wieder von seiner Zukunft an — was konnte ihr noch daran liegen?

Heute Abend erwartete sie ihn. Das Unwohlsein des Justizraths hatte stets zugenommen und der Arzt es für eine ernstliche Krankheit erklärt. Er fieberte heftig und klagte über starke Hals- und Kopfschmerzen, war aber bei voller Besinnung und hatte Wilhelm bitten lassen, den Abend bei ihm zu verbringen. Er hatte schon einige Mal ungeduldig nach Wilhelm gefragt, als dieser endlich erschien. Es war schon dunkel, aber der Mond schien hell in's Zimmer und der Justizrath hatte es vorgezogen, ohne Licht zu bleiben. Als Wilhelm in's Zimmer trat, saß Helene am Fenster. Des Mondes Strahlen fielen voll und ganz auf ihre regungslose Gestalt, auf ihr regelmäßiges Profil und auf ihre weißen Hände, die in ihrem Schooß ruhten.

„Nun?" rief der Justizrath und streckte ihm seine Rechte bewillkommnend entgegen: „Kommen Sie endlich. Ich fürchtete schon, Sie wären verhindert worden."

Wilhelm drückt die dargereichte Hand, verbeugt sich gegen Helene und setzt sich auf einen Stuhl neben dem Bette des Kranken.

„Ich komme, um Abschied zu nehmen, Herr Justizrath!“ sagte er, und sah dabei zu Helene hinüber. Sie regte sich nicht, auch nicht im mindesten.

„Wie? Was? Um Abschied zu nehmen? Was ist das? Wohin wollen Sie?“

„Ich muß nach Hause. Mein Vater ist schwer erkrankt und die Meinigen rufen mich zu ihm zurück.“

Während er das sagt, sieht er wieder hinüber zu Helene. Sie regt sich nicht. Wer ist unbeweglicher, sie selbst, oder ihr Schatten im Mondenlicht?

„Wie? Was Sie sagen? Ihr Herr Vater erkrankt? Hörst Du, Helene, was Herr Wolfschild sagt: „Sein Vater ist erkrankt.“

Helene antwortet nicht.

„Ich sage,“ wiederholt der Justizrath, daß Wolfschild uns die schlimme Nachricht bringt, daß sein Vater erkrankt ist.“

„Ich höre!“ erwiedert Helene. Sie hat das Wort mühsam genug hervorgebracht. Oh! wie hat sie gehört! Und sie starb nicht an dem, was sie hörte!

Aber ihr stand das Herz still vor Schreck. So erschrickt auch der Muthige in dem Augenblick, wo das Signal ertönt, die sicheren Laufgräben zu verlassen, und hervorzubrechen zum Sturm.

„Ich kann Sie nicht bitten zu bleiben, Herr Wolfschild. Ich sehe ein, daß ich dazu kein Recht habe, obgleich ich Sie gerade jetzt mehr noch als sonst vermissen werde. Ich habe Sie sehr gern, Herr Wolfschild. Aber wenn ich Jemand gern habe, so geschieht das nicht nur aus eigennützigen Absichten. Darum bitte ich Sie nicht, zu bleiben. Aber Sie kehren jedenfalls wieder zurück zu uns, kommen doch jedenfalls wieder nach Berlin?“

Wilhelm zögert einige Augenblicke und sieht hinüber nach Helene. Sie sitzt regungslos da. Sie wendet sich nicht nach den Herren um.

„Wahrscheinlich,“ sagt Wilhelm, „obgleich ich es nicht mit Bestimmtheit versichern kann.“

Er sieht, während er das sagt, ängstlich zu Helene hinüber, als fürchtete er in jedem Augenblick, sie würde ihre Regungslosigkeit dadurch unterbrechen, daß sie zusammenbräche.

Aber sie bleibt unbeweglich.

„Es würde mir sehr leid thun, wenn Sie nicht zurückkehren sollten. In der That, ich würde Sie sehr vermissen. Sie sind mir stets ein angenehmer und lieber Gast gewesen, ich darf wohl sagen, ich bin Ihr Freund geworden. Aber ich hoffe noch. Helene hat mir oft von der eisernen Gesundheit Ihres Herrn Vaters erzählt, er wird die Krankheit überwinden, er wird wieder gesund werden, und Sie kehren dann auf's Neue zu uns zurück. Wie sollten Sie auch anders. Sie haben ja Ihre Studien noch nicht vollendet."

„Ich werde sie vielleicht in Dorpat beenden!" erwiedert Wilhelm.

„Aber warum? Warum wollen Sie dorthin? Ich denke, Sie haben den Plan, ganz bei uns zu bleiben, sich einen Wirkungskreis an einer preußischen Universität zu schaffen?"

„Ich will mir doch jedenfalls in der Heimath die Anstellungsfähigkeit sichern. Ich dachte ohnehin daran, zu Weihnacht Berlin zu verlassen und auf die einheimische Universität zu gehen. Auch erfülle ich dadurch den Wunsch meines Vaters.

„Hm! Ja! Nun das läßt sich hören. Wann wollen Sie uns also verlassen?"

„Morgen schon will ich fort."

„Nun, Sie werden Ihre Sachen doch jedenfalls nicht alle mitnehmen. Schicken Sie, was vorläufig hier bleiben kann, nur zu uns, wir senden es Ihnen später nach, falls Sie es wünschen."

„Ich danke Ihnen, Herr Justizrath, aber ich mag Sie nicht damit belästigen. Mein Stubengenosse wird so freundlich sein, sich vorläufig meiner Habseligkeiten anzunehmen."

„Nun, wie es Ihnen bequemer ist, aber ich bitte Sie, sich darin nur nach Ihrem Gutdünken und nicht nach dem unseren zu richten. Noch Eins. Sie müssen plötzlich und unerwartet abreisen, Sie sind vielleicht auf die damit verbundenen Kosten nicht vorbereitet. Ich bitte Sie daher, meine Kasse ganz als die Ihrige zu betrachten."

Wilhelm ergreift des Justizraths Hand und drückt sie herzlich. Wäre Licht im Zimmer gewesen, so hätte der Justizrath bemerkt, daß Wilhelms

Gesicht von der Röthe der Scham übergossen war und er hätte sich darüber gewundert.

„Ich danke Ihnen, Herr Justizrath, für all' die Freundlichkeit, die Sie mir erwiesen," sagte Wilhelm, „und wünschte, ich wäre ihrer würdiger gewesen."

„O ich bitte Sie! Von welcher Freundlichkeit sprechen Sie! Ich habe Ihnen durchaus kein Opfer gebracht. Ich hoffe, Sie vergessen uns auch in der Heimath nicht, und geben uns von Zeit zu Zeit Nachricht, wie es Ihnen ergeht. Es giebt ja Postverbindungen heut zu Tage, warum soll man sie nicht benutzen? Apropos, kennen Sie die famose Entschuldigung eines Freundes, den sein Freund um eine Besorgung gebeten, die er aber vergessen?"

„Nein, ich kenne sie nicht!"

„Als er den Auftraggeber wiedersieht, ruft er ihm schon von Weitem zu: entschuldige, daß ich die Besorgung, die Du mir auftrugst, nicht ausgeführt, aber ich habe den Brief, in dem Du mir von ihr schriebst, nicht erhalten."

Der Justizrath begleitete den Schluß dieser Geschichte mit einem herzlichen Lachen. Er hustete dazwischen, hielt seine Hand an den schmerzenden Kopf und lachte wieder. Es trat eine kleine Pause ein, dann fragte der Justizrath:

„Nun, und wie hat es Ihnen denn in Preußen im Allgemeinen gefallen?"

„Gut, obgleich ich wünschte, ich hätte die Zeit in Berlin besser benutzt."

„Hm, nun ja, ja, Sie haben sich zu viel mit der leidigen Politik beschäftigt. Das führt zu nichts, namentlich in Ihrem Alter. Es macht Einen unpraktisch, es ging mir wie Ihnen; schließlich sah ich aber doch ein, daß sich unsere schwarz=roth=goldenen Ideale nicht verwirklichen lassen. Nein, wahrhaftig nicht. Da wurde ich vernünftig und sah ein, daß man das Regieren denen überlassen muß, die dazu berufen sind. Ja, dem König und seinen Ministern und seinen Beamten. Das muß man. Ich sah das ein und verschloß meine schwarz=roth=goldenen Mützen und Bänder, und setzte mich an den Arbeitstisch. Ich warf die Geschichten und Zeitungen bei Seite und griff nach dem Corpus juris. Ja das that ich. Das werden Sie auch thnn und Sie werden Recht daran thun. Man fährt so besser und

kommt damit weiter. Mit dem Kopfe durch die Wand geht es nicht! Und dann — sehen sie — der Staat wie er ist, und zumal unser preußischer, ist am Ende nicht so schlimm. Und in seiner Mauer ist so manches warme Nestchen; sind Sie erst einmal darin und halten Sie sich nur ruhig, so läßt man Sie auch darin bleiben. Sind Sie dann einmal allein mit dem deutschen Herrgott in Ihrem Zimmer und scheint der Mond wie jetzt, so hindert Sie ja nichts, den Schrank zu öffnen und die alten Mützen und Bänder zugleich mit deu alten Träumereien hervorzuholen und sich an ihnen zu weideu. Aber an's Licht des Tages gehört so Etwas nicht. Nein, wirklich nicht. Die wahre Aufgabe unserer Zeit ist die consequente Durchführung der Arbeitstheilung. Zu der paßt der Parlamentarismus nicht, die Preßfreiheit nicht, die Geschwornengerichte nicht, der ganze moderne Schwindel nicht. Der unbegabte Beamte, der sein Leben lang sich einem Zweige in der Justizverwaltung gewidmet, versteht mehr von der Sache, als der geistreichste Schwätzer, der nie seine Nase in eine Rechnungskammer oder ein Polizeibureau oder ein Aktenbündel gesteckt."

Wilhelm erhob sich, um sich zu verabschieden. Er trat auf Helene zu und reichte ihr die Hand.

„Leben Sie wohl, Helene," sagte er.

Der Mond schien ihr hell in's Gesicht und Wilhelm sah zu seiner Verwunderung, daß es ganz ruhig war. Auch ihr Stimme klang voll und unverändert, als sie sagte:

„Ich kann Sie wohl bitten, Wilhelm, ein Päckchen für Gretchen mitzunehmen. Es sind einige Kleinigkeiten, die ich für sie gekauft und die ich ihr durch die Post schicken wollte, da Sie aber jetzt selbst reisen, so nehmen Sie sie wohl mit. Bitte, warten Sie noch einige Augenblicke, ich bringe es Ihnen sogleich."

Sie erhob sich und eilte aus dem Zimmer. Nach einigen Minuten erschien ihre Zofe.

„Die gnädige Frau," sagte sie zu Wilhelm, „läßt Sie bitten, auf einen Augenblick zu ihr zu kommen."

Wilhelm erhob sich mit klopfendem Herzen und begab sich zu Helene. Sie erwartete ihn an ihrem Schreibtische stehend, die geballte rechte Hand auf den Tisch gestützt."

„Du willst Dein Wort brechen," sagte sie düster," nachdem das Mädchen die Thüre hinter Wilhelm geschlossen hatte, „vergißt Du, daß ich dann auch das meinige nicht zu halten brauche?"

„Helene," rief Wilhelm erschreckt, „Du siehst, es ist nicht mein Wille, daß ich gehe. Mein Vater ist schwer erkrankt und Gretchen sagt mir — mein schuldbewußtes Herz sagt es mir, daß ich die Ursache seiner Krankheit bin, daß die Sorge um mich ihn auf's Krankenlager geworfen. Soll ich jetzt nicht einmal zu ihm eilen, ihm dem besten der Väter nicht wenigstens noch das Auge zudrücken? Soll ich meine Mutter und Gretchen allein lassen in so schwerer Zeit?"

„Du lügst, Wilhelm," sagte Helene verächtlich. An der ganzen Krankheitsgeschichte ist nicht ein wahres Wort."

Wilhelm wollte auffahren, aber er bezwang sich. Er zog einen Brief aus der Tasche und reichte ihr denselben.

„Da ist Gretchens Brief," sagte er, „ich habe ihn zufällig bei mir, und künftig sei vorsichtiger und bedenke Dich wohl, ehe Du einen solchen Vorwurf erhebst. Dein gereizter Zustand mag ihn für dieses Mal entschuldigen."

Helene antworte nicht, sie las den Brief durch, sie las ihn noch einmal und legte ihn dann auf den Tisch.

„Dn bist dort nicht nöthig," sagte sie kalt, „sie haben ja Paul da."

Wilhelm biß sich auf die Lippen. „Panl ist nicht meines Vaters Sohn. Ich bitte Dich, Helene, nimm Rücksicht auf die Verhältnisse und laß mich gehen. Mein Ehrenwort darauf, nur sie können mich dazu bewegen, Dir mein gegebenes Versprechen zu brechen."

Helene schüttelt den Kopf. „Du bleibst," sagt sie mit fester Stimme und in befehlendem Tone.

„Ich bleibe nicht," sagt Wilhelm zornig. „Du kannst mich nicht zwingen, fortzubleiben vom Sterbebette meines Vaters."

„Ich kann und werde! Höre mich, Wilhelm, fährt sie drohend fort, „wenn Du nicht jetzt gleich meinem Manne sagst, daß Du Dich anders besonnen, daß Du vorläufig noch bleibst, bis Du schlechtere Nachrichten von Hause hast, und wenn Du dann nicht wirklich noch acht Tage bleibst, so gehe ich jetzt augenblicklich hinüber zu Lammstedt und sage ihm Alles. Du siehst, ich

trage den Verhältnissen Rechnung," fügte sie hinzu, „und verlange nur acht Tage Zeit, mich zu finden, die aber muß ich haben."

„Helene, überlege Dir, was Du verlangst! Denke an meinen sterbenden Vater, an meine arme Mutter. Sie haben ja auch Dir Wohlthaten erwiesen."

„Ich denke an sie, nach acht Tagen bist Du frei."

„Aber wenn es zu spät ist nach acht Tagen?"

„Einem Manne, wie Deinem Vater werden acht Tage nicht den Tod bringen."

„Wie soll ich Deinem Manne meine veränderten Entschlüsse mittheilen?"

Helene sieht ihn eine Weile prüfend an.

„Ich will Dir trauen," sagte sie, und ich will Dich heute gehen lassen, wenn Du mir die verlangten acht Tage versprichst. — Komme morgen zurück und sage, Du habest ein beruhigendes Telegramm bekommen. Du wirst mein Vertrauen nicht mißbrauchen, Wilhelm!"

„Nein. Die Verbrecher betrügen nur ehrliche Leute. Unter einander halten sie ihr Wort," erwiederte Wilhelm bitter.

„Sie fürchten einander," sagte Helene, „und nun kehre zu Lammstedt zurück."

Wilhelm verließ sie. Dies Mal war keine Zärtlichkeit zwischen ihnen gewechselt worden.

„Noch acht Tage Ketten," murmelte Wilhelm, als er sie verließ, „aber dann — dann bin ich frei."

„Noch acht Tage Zeit," sagte Helene leise, „und sieht wieder auf Gretchens Brief, den Wilhelm vergessen hat, „noch acht Tage und Du wirst mir nie wieder entfliehen. Die Verbrecher halten einander das gegebene Wort — sie fürchten einander."

Dann nimmt sie ein leeres Kästchen, wickelt es in Papier, adressirt es, versiegelt es und bringt es Wilhelm. Der Justizrath sieht, wie die Beiden Abschied nehmen und wundert sich, wie immer, über die eisige Kälte seiner Frau. Die Comödie war in aller Form vor sich gegangen und hatte sich glücklich abgespielt.

Wilhelm war am folgenden Tage am Bette des Justizrathes erschienen und hatte erklärt, ein Telegramm mit besseren Nachrichten aus der Heimath erhalten zu haben und zu sein entschlossen, vorläufig noch zu bleiben. Der

Justizrath war darüber sehr erfreut und Wilhelm pflegte ihn abwechselnd mit Helene. Der Justizrath hatte sich übrigens stark erkältet und die Aerzte ermahnten zur Vorsicht, obgleich sie die Krankheit nicht für gefährlich erklärten. So mußte er denn das Bett hüten und hatte alle Zeit über den seltsamen Charakter seiner Frau Betrachtungen anzustellen. Er wußte nicht, worüber er sich mehr verwundern sollte, über ihre Pflichttreue, oder über die Kälte ihres Herzens. Seit er mit ihr über Wilhelm gesprochen, war ihr Betragen gegen diesen ein völlig verändertes und es berührte ihn peinlich, wenn er sah, wie sie den ihm liebgewordenen Gast kaum eines Wortes würdigte, und zu ihm sprach, als wäre er nie ihr Freund gewesen, als hätte sie nie gern mit ihm verkehrt. --

„Welch' ein Thor war ich," dachte er, „diesem Weibe eine Untreue zuzutrauen, zu glauben, ihr könnte je an einem Menschen gelegen sein. Wie theilnahmlos verhielt sie sich auch jetzt wieder zu der Krankheit des Pastors, in dessen Haus sie doch Jahre verlebt. Sie sprach nie von ihm, sie fragte nie nach ihm, übrigens widmete sie dem Justizrath alle die Pflege, die eine Frau ihrem Gatten schuldig ist. Sie empfing keinerlei Besuch, sie verließ mit keinem Schritt ihre Wohnung und es war nicht ihre Schuld, wenn der Justizrath lieber mit eigener Hand sein Kissen zurecht rückte, als daß er ihre kalte Hand an seiner Wange fühlte. Das Fünkchen Liebe, das er ihr noch immer bewahrt hatte, war in diesen Tagen zugleich erloschen mit dem letzten Aufflackern der Hoffnung, sie noch einmal weicher zu sehen. Sechs Tage vergingen in dieser Weise und sie erschienen Wilhelm wie ebenso viel Monate. Suchte er sich auch damit zu trösten, daß schon so mancher das Nervenfieber überstand, der weniger gesund und rüstig als sein Vater, daß eine Natur wie diejenige seines Vaters jedenfalls einen längern Widerstand der Krankheit entgegen setzen würde, als elende vierzehn Tage, die Möglichkeit, zu spät zu kommen, regte alle seine Lebensgeister in der krankhaftesten Weise auf, erweckte ihn zum schrecklichsten Selbstbewußtsein, zwang ihn, nachzudenken über sich, seine Vergangenheit und seine Zukunft. Sein Gemüthszustand und sein zerrütteter Körper wirkten zusammen, ihn fortwährend in die fieberhafteste Aufregung zu versetzen, sie hielten ihn aber auch aufrecht. Der Zustand des Justizraths hatte sich verschlimmert. Er phantasirte oft und Wilhelm und Helene wachten an seinem Lager. Sie sprachen in diesen Nächten kaum ein flüchtiges Wort mit einander, und sie vermieden es, in einem der Nebenzimmer allein zusammen zu treffen.

Der Justizrath war eingeschlafen und die Beiden saßen sich schweigend gegenüber. Die Uhr im Nebenzimmer verkündete langsam und feierlich die zwölfte Stunde.

„Komm' einen Augenblick hinaus," flüsterte Helene, indem sie aufstand.

Wilhelm folgte ihr in's Nebenzimmer.

„Ist Dein Entschluß unabänderlich, Wilhelm?"

„Unabänderlich!"

„Willst Du übermorgen reisen?"

„Ich muß übermorgen reisen."

„Und wirst Du nicht zurückkehren?"

„Nein, Helene."

Sie kehrten Beide in das Krankenzimmer zurück und nahmen ihre Plätze ein. Sie schwiegen Beide und Keiner sieht den Andern an.

Nach einer Stunde etwa erwacht der Justizrath und er ist bei Bewußtsein.

„Bitte lege Dich ein wenig nieder und versuche zu schlafen, Helene," sagt er. „Ihr dürft nicht Beide zugleich wachen, ich sehe es in Euren bleichen Gesichtern, wie sehr es Euch angreift. Ihr seht Beide aus, wie bleiche Schatten aus der Unterwelt."

„Ich will mich im Nebenzimmer auf das Sopha legen," sagt Helene. „Um zwei Uhr geben Sie Karl das Glas Wein, das auf dem Tischchen steht. Ich habe die Tropfen bereits hineingethan."

Sie steht auf und begiebt sich in's Nebenzimmer, in dem kein Licht ist. Sie läßt die Thüre offen und nach einer Viertelstunde hören der Justizrath und Wilhelm die regelmäßigen Athemzüge der Schlafenden.

„Herr Wolfschild," sagt der Justizrath leise, um Helene nicht zu stören, fällt es Ihnen nicht auf, daß meine Frau ihr Betragen gegen Sie sehr geändert?"

„Allerdings!"

„Legen Sie ihr das nicht falsch aus. Ich habe, ohne es zu wollen, die Veranlassung dazu gegeben."

„Sie? Wie das?"

„Ich bin es schuldig, Ihnen dies zu sagen. Sie könnten ihr Verhalten sonst für eine Laune gelten lassen. Sie wissen, wie gern ich Sie habe, und

ich brauche Ihnen nicht erst zu versichern, daß ich nicht eifersüchtig auf Sie bin. Fahren Sie nicht auf. Ich habe Sie nie für fähig gehalten, mein Vertrauen zu täuschen. Mein Wort darauf. Ich habe Ihr Verhältniß immer als ein solches aufgefaßt, wie es in Wahrheit ist — als eine Jugendfreundschaft, die sich auch im späteren Alter bewährt, und ich habe durchaus Nichts dagegen einzuwenden, wenn Sie viel und allerorten mit meiner Frau allein sind, wenn Sie ihr steter Begleiter waren. Ich weiß, meine Ehre in Ihren und Helenen's Händen in sicherer Hut. Aber andere Leute, meine Freunde, die nicht die Beziehungen kennen, welche Sie mit meiner Frau verbinden, nehmen daran Anstoß, daß ein Paar so junge Personen so frei nnd ungezwungen mit einander verkehren, und sie theilten mir ihre Meinungen über diesen Punkt mit. Ich dachte: „wer weit vom Ziel, ist sicher vor dem Schuß," und sagte Helene, was man mir mitgetheilt. Ich that das nicht, weil ich selbst darüber unruhig geworden, sondern weil es mir natürlich unangenehm sein mußte, daß Ihr Verhältniß von den Leuten besprochen wurde, und ich wünschte, daß Helene darauf Rücksicht nähme, da die Welt nur zu geneigt ist, an der Reinheit der Gesinnung zu zweifeln. Sie ist aber darüber sehr empfindlich geworden, und ist so thöricht, Sie entgelten zu lassen, was ich verschuldet. Ich hoffe," schloß der Justizrath, indem er Wilhelm die Hand reichte, „Sie sind darin verständiger und zürnen mir nicht wegen meines wohlmeinenden Rathschlages."

„Gewiß nicht!" erwiederte Wilhelm. Er hätte sich fast versprochen und gesagt: „noch zwei Tage!"

„Sie haben meine Frau gern?"

„Ja!"

„Sie ist ein merkwürdiger Charakter. Besser geleitet, wäre sie des Größten und Besten fähig gewesen. Es gab eine Zeit, wo ich sie grenzenlos liebte, und in jedem Augenblick bereit gewesen wäre, neun Zehntel meiner Lebenszeit dafür hinzugeben, in dem letzten Zehntel von ihr wiedergeliebt zu werden. Und diese Zeit ist noch nicht sehr lange her."

„Ist sie vorüber?"

„Ja, sie ist's. In der letzten Zeit wurde es mir klar, daß meine Hoffnungen thörichte waren, daß sie unfähig ist, etwas Anderes zu lieben, als sich selbst."

„Sie thun ihr Unrecht, Herr Justizrath."

„Nein. Es hat lange gedauert und ich habe sie sorgfältig beobachtet, ehe ich zu diesem Resultat kam. Es wurde mir nicht leicht.“

„Warum trennen Sie sich dann nicht von ihr?“

„Sie hat kein Vermögen. Wohin soll sie, wenn sie mein Haus verläßt? Und dann: ich erkenne es an, daß sie ihre Pflicht thut, so weit man dies kann, wenn Einem die Natur statt eines Herzens einen Stein in die Brust setzte. So übersehe ich ihre Koketterie — bin ich doch sicher, daß sich in ihr nichts Gefährliches für meine Ehre birgt.“

Die Uhr tickt langsam ihr regelmäßiges Tik—Tak, und die Athemzüge im Nebenzimmer sind nicht weniger regelmäßig als sie. Der Justizrath schläft wieder ein, Wilhelm wacht an seinem Bett, und Scham und Reue wollen seine Brust zersprengen. Zu dem Ticken der Uhr und zu Helenens Athemzügen kommt noch das schwere Athmen des Justizrath's und die klagenden, jammernden, drohenden Stimmen in Wilhelm's Brust. Die Uhr schlägt zwei und Wilhelm denkt an die Medicin. Als er das Glas geholt und den Justizrath eben wecken will, fällt ihm die trübe Farbe des Wein's auf. Der war sonst hell, auch wenn er schon die Tropfen enthielt. Er glaubt, das Glas sei nicht rein gewesen, und gießt seinen Inhalt fort. Er füllt es auf's Neue, schüttet die Tropfen hinein, und giebt sie dem Kranken, der sie einnimmt, und sogleich in tiefen Schlaf zurück verfällt. Das Tik—Tak der Uhr fährt regelmäßig fort, aber die regelmäßigen Athemzüge im Nebenzimmer haben aufgehört. Helene steht auf der Schwelle. Sie sieht, wie der Justizrath sich unruhig hin und her wälzt, wie er im Schlaf die unteren Gliedmaßen bald an sich zieht, bald wieder ausstreckt. Sie nähert sich Wilhelm leise und umschlingt seinen Hals.

„Was thust Du, Helene, er kann erwachen,“ flüstert Wilhelm.

Sie läßt seinen Hals nicht los. „Er wird nicht mehr erwachen,“ sagt sie mit eisiger Stimme.

„Was heißt das, Helene?“

„Das heißt, daß Du mein bist. Sie preßt ihr Gesicht an seine Wange und flüstert ihm in's Ohr: „Mein Mitmörder!“

Er stößt sie von sich, und fährt entsetzt empor. Er sieht, wie ihre Hand auf das geleerte Glas weist, er sieht an der Thüre die breitschultrige Gestalt und das leichenblasse Gesicht des Kammermädchens, unnennbares Entsetzen erfaßt ihn, er schleudert Helene bei Seite und stürzt aus dem Hause. —

An Wilhelm's Bett stehen Winter und der rasch herbeigeholte Arzt und lauschen seinen tollen Phantasien: Hungerow reicht ihm ein Glas Wein, und er kann sich seiner nicht erwehren.

„Er ist offenbar angesteckt,“ sagt Winter. Er hat in der letzten Woche einen Typhuskranken gepflegt: Den Justizrath Lammstedt. Kennen Sie ihn?

Schluß.

Die Sonne scheint freundlich herab auf Berlin. Ihre Strahlen spiegeln sich in den Spiegelscheiben der Paläste, sie spielen um die goldene Kuppel auf dem Schloß, sie glänzen hell am Kreuz auf dem schlanken Thurme der Petrikirche. Sie dringen hinein durch die geschlossenen Jalousieen in der Wilhelmsstraße, sie schimmern hindurch durch die trüben Scheiben im Vogtlande, sie scheinen freundlich hinein in die Paläste und Hütten. Sie bescheinen Reiche und Arme, Vornehme und Geringe, Gute und Böse. Sie erwärmen den jungen Elegant, der behaglich und langsam seine Morgenpromenade macht, und den rüstigen Milchmann, der schweißtriefend neben seinen bellenden Zugthieren herläuft, ja sogar in die Zellen und Gänge, in die hohen Thürme von Moabit, die so finster und düster nach dem freundlichen Thiergarten hinüberblicken, versuchen die Sonnenstrahlen zu dringen. Es sind freundliche, liebe, unpartheiische Strahlen, und was ein Menschenantlitz trägt, kann sich an ihnen erfreuen — in gleicher Weise. Und sie thun es, die Menschen. Nie waren die Straßen belebter als an diesem Morgen, selbst der Kommis, der sich geschäftig durch die Königsstraße drängt, eilt heute etwas weniger, die Frauen auf den Märkten bieten mit freundlichem Gesicht ihr Gemüse feil, und plaudern zutraulich mit den Käuferinnen, sogar die Schutzleute halten sich heute weniger kerzengrade und blinzeln zur Sonne auf, als wollten sie

sagen: „Du bist gut für den Rheumatismus.“ Sie haben auch nichts zu versäumen. Der Thiergarten ist trotz der frühen Stunde belebt. Nur langsam durchmißt ihn heute der Geschäftsmann, die Müßiggänger streifen behaglich umher, säbelklirrende Reiter sprengen die Reitwege entlang und in ihren kleinen Wägelchen bringt man die Kranken, die Krüppel, die Gelähmten hinaus, daß sie ihr Leid vergessen. Durch die Adern der Stadt rinnt ein erhöhtes Leben, es ist ein heller Sonntag, obgleich der Kalender die Mitte der Woche anzeigt.

Nur in den Herzen der Drei, die dort in der Droschke vom Frankfurter Bahnhof daher kommen, sucht die Sonne vergeblich Freude zu erwecken, nur auf den Gesichtern dieser Drei suchen ihre Strahlen vergeblich ein freundliches Lächeln hervorzurufen. Es sind zwei Frauen und ein junger Mann. Sie blicken nicht verwundert in das geschäftige Treiben rings umher, sie sehen nicht erstaunt empor zu den thurmhohen Häusern, sie werfen keinen überraschten Blick nach den Herrlichkeiten in den Schaufenstern, und — doch ist ihnen dies Alles neu, sahen sie noch nie ein solches Menschengewühl, solche Häuser, solche Läden. Ach! ihr Auge schaut im Geiste ein anderes Bild, — eine andere, größere, schrecklichere Ueberraschung harrt ihrer, — kein Strahl der Sonne kann in ihre kummerumnachteten Herzen dringen; kommen sie doch vom Grabe des Mannes, des Vaters, eilen sie doch an das Sterbebett des Sohnes, des Bruders. Was war — begruben sie, was werden soll — müssen sie wohl auch bald begraben! Nicht allein kommt die Woge des Unglücks. Brandete die erste an Deinen Strand, so folgen ihre Schwestern nach, und wehe Dir, wenn das Fundament, darauf Du gebaut, nicht aushält ihrem Andrang. Wirf Dich nur nieder auf Deine Kniee, erhebe flehend Deine Hände nach oben — Dein spätes Gebet hält die stürzende Mauer nicht auf, die Dich erschlägt. — Bautest Du aber vorsorglich auf festem Felsengrunde — die erste Woge stürmt heran, sie bedeckt zwar ungestüm das Haus auf dem Felsen, aber sie bleibt nicht, sie fluthet zurück und sie ließ Deine Veste unversehrt. Die zweite Woge folgt der ersten, die dritte der zweiten, aber vergeblich. Sie verschlingen wohl die zierlichen Sträucher, die vor der Thüre standen, den Schmuck der Außenwand nehmen sie mit sich fort — doch die Mauer können sie nicht stürzen, das Fundament nicht unterwühlen! —

Wilhelm erkannte nicht die Mutter, nicht die Schwester, auch der Freund erschien ihm fremd. Was kümmerten ihn die Gestalten von Fleisch

und Blut, die sich über sein Bett beugten. Mit anderen Wesen hatte er es zu thun, mit grausigen Schatten, die auftauchten rings um ihn her, die herbeiflogen aus weiter Ferne, wieder zurückkehrten aus dem Jenseits, um ihn zu quälen. Er wußte nichts davon, daß, während er mit Hungerow rang, man ihn hinübertrug in ein Krankenhaus, daß es nicht sein Vater war und der Götzenhöffsche Baron, die seine Hände hielten, daß sie nicht um sich schlugen, sondern Paul und ein geduldiger Wärter, daß nicht Mathildens Mutter die Anweisungen dazu gab, sondern eine freundliche Diakonissin.

Lange kämpfte sie so, die junge, kräftige Natur. Nicht kampflos ergab sich der letzte Wolfschild dem grimmigen Tode. Mit starker Faust erfaßte er ihn, rang mit ihm Mann gegen Mann, Brust an Brust. Aber es war ein ungleicher Kampf, und unabänderlich sein Ausgang. Und wer das wußte, dem zerriß der Anblick das Herz und er wünschte das Ende mitleidig herbei.

Auch sie? — die verhüllte Frauengestalt, die täglich, wann es dunkelt, die weite Strecke durchmessend, herbeieilt, sich hastig nach dem Stande der Krankheit erkundigt, und die Hand des Krankenwärters mit Goldstücken füllt, daß sein Mund von ihren Anfragen schweige? Auch sie? — Nein! sie weiß von keinem Mitleid, die Größe des eigenen Leides hat es erstickt, da es sich in diesem selbstsüchtigen Herzen kaum zu regen begann. An seinem Leben hängt das ihre. Fragt den einsamen Schiffbrüchigen, der sich im Wogenschwall stützt auf den rettenden Hund, ob er Mitleid hat mit dem todtmüden Thier! Frage den flüchtigen Gefangenen, der die Tod bringenden Verfolger hinter sich hört, ob er sich erbarmt über sein fast zusammenbrechendes Roß! Wehe ihr, wenn er am Leben bleibt, tausend Mal wehe ihr, wenn er stirbt!! — In dem großen Krankenhause sind viele Thüren, und durch sie gehen viele Menschen. Sie gehen hinein und sie gehen hinaus, man trägt sie hinein und man trägt sie hinaus. Die Zimmer rings umher, sie werden voll und werden wieder leer — in Wilhelm's Zimmer währt der Kampf fort. Der Regen fällt in dichten, schweren Tropfen nieder, nicht sturmgepeitscht, nein, in langen durchbrochenen Streifen. Es ist, als weinte der Himmel sein Leid um die sterbende Erde, während er das graue Todtengewand um ihre erstarrenden Glieder schlägt. —

„Wenn mich nicht Alles täuscht," hatte der Oberarzt gesagt, „so geht es heute zu Ende,"

Um die Mittagsstunde hörte der Kranke auf zu phantasiren und lag nun mit geschlossenen Augen da unbeweglich und theilnahmlos. Es dunkelte bereits, als Gretchen, die auf einem Stuhle neben seinem Kopfkissen saß, ihn flüstern hörte. Plötzlich rief er: „Winter!“ Da sie glaubte, er phantasire wieder, so antwortete sie nicht.

Wilhelm versuchte sich aufzurichten, aber es gelang ihm nicht. „Wo bin ich?“ stöhnte er.

„Du bist bei uns, Wilhelm, und Du bist krank,“ sagte Gretchen leise.

„Wo? In Jakobsburg?“

„Nein, Wilhelm. In Berlin!“

„Wir sind bei Dir, Willi! Gretchen, Paul und ich,“ sagte die Pastorin, indem sie an das Bett kam und ihn auf die Stirn küßte.

Der Kranke lag wieder lange schweigend da, aber er war nicht mehr besinnungslos. Ach! mit dem Bewußtsein war auch die Erinnerung zurückgekehrt.

„Seit wann bin ich krank?“ fragte er.

„Etwa vier Wochen.“

„Mein Mütterchen,“ sagte er zärtlich, indem seine Hand nach der ihren suchte. „Ihr habt mich gepflegt?“

„Ja Willi, versetzt die Pastorin lebhaft, aber ich versichere Dich, es hat mich nicht im Mindesten angegriffen. Wir sind unserer Drei, und wir haben immer abgewechselt. Ich bin so frisch, daß ich jeden Augenblick auf einen Ball gehen könnte.

„Mein armes Mütterchen!“ wiederholte Wilhelm und seufzte.

„Warum arm? Willi! Sage, mein reiches Mütterchen. Ich bin ja auch reich. Du wirst gesund werden und ich werde steinreich sein. Welche Königin kann reicher sein, als eine Mutter, die einen Sohn hat?“

„Ist Paul da?“

„Ja,“ erwiedert dieser, „hier bin ich.“

Wilhelm reicht auch ihm die Hand.

„Verzeihst Du Paul?“

„Ich habe Dir nichts zu verzeihen, lieber Bruder.“

„Ich bin sehr ungerecht gegen Dich gewesen, lieber Paul.“

„Ich habe es nicht verstanden, mir Dein Vertrauen zu erhalten, lieber Bruder.“

Der Kranke liegt wieder eine Weile schweigend da, dann sagt er:

„Jetzt ist bald Alles vorüber."

„Ja, mein lieber, guter Sohn. Gott sei gelobt! Nun ist Deine Krankheit bald vorüber."

Wilhelm bewegt verneinend den Kopf. „Ich meine das Leben," sagt er.

„Da irrst Du, Willi. So lange man so jung ist, wie Du, da glaubt man bei jedem Kopfweh, der Tod stünde vor der Thür. Du bist noch sehr weit vom Sterben. Der Doctor sagte heute morgen, es wäre durchaus keine Gefahr, und er habe selten einen Kranken, nach so langer Krankheit, noch so frisch gesehen. Wir werden Dich mitnehmen nach Hause, und bist Du erst bei uns in Jakobsburg, so sollst Du bald so gesund sein wie ehemals. Du wirst auf die Jagd gehen, wirst mit Gretchen spazieren fahren und die frische Luft, wie die kräftige Kost, werden Dich schon herstellen. Ich wünschte, ich hätte Doctor Braun hier. Der versteht sich auf kurische Naturen. Es ist nur natürlich, daß sich die Krankheit in die Länge zieht, wenn sie anf einen Körper, wie den Deinen, mit ebenso schwachen Dosen wirken wollen, wie sie ihren verkümmerten Städtern eingeben. Ich habe kein Vertrauen zu den Aerzten hier. Sie machen durchaus keinen energischen Eindruck." —

Der Kranke öffnete mehrere Mal die Lippen, als wollte er etwas fragen, und schließt sie wieder lautlos, als könnte er sich nicht dazu entschließen, als fürchtete er die Antwort.

Die Pastorin aber sprach fort, und malte ihm seine Genesung aus mit den rosigsten Farben, wies darauf hin, daß er wie mit einem Zauberschlage genesen würde, sobald er nur erst kurischen Boden betreten und erzählte von dem Jakobsburger Inventar an Menschen und Thieren.

So spricht ein Kind im Dunkeln, um seine Angst zu verscheucheu. So lauge sie zu ihm sprach, und er ihr zuhörte, lebte er ja uoch!

„Könnt Ihr mich einige Augenblicke mit Gretchen allein lassen?" bat Wilhelm.

„Gewiß, Willi. Sage nur ja jeden Wunsch. Nimm nur ja nie die mindeste Rücksicht auf uns. Wie es Dir am Liebsten, so ist es uns am Bequemsten. Wir sind ganz gesund und so rüstig, wie wir es seit vielen Jahren nicht gewesen. Wir versichern Dir, Willi, wir könnten tanzen."

Als sie und Paul das Zimmer verlassen, fragte Wilhelm: „Sind sie fort?"

„Ja."

„Können sie uns nicht hören?"

„Nein Willi. Uns hört Niemand als der Allwissende.“

„Gretchen! Wirst Du mir die volle Wahrheit sagen?“

„Gewiß.“

„Versprich mir, daß Du mir nichts aus falscher Rücksicht verschweigen willst!“

Gretchen reichte ihm ihre Rechte und er drückt sie an den Mund.

„Gretchen, ist Vater todt?“

„Ja.“ —

„Wann starb er?“

„Wir begruben ihn an dem Tage, als wir nach Berlin abreisten.“

„Gretchen! Ich muß Dich noch etwas fragen.“

„Was ist es?“

„Ich kann es nicht.“

Sie fährt mit der weichen Hand wieder über sein Haar, wie damals, da er an den Wunden darniederlag, die ihm der Hirsch beigebracht, und küßt ihn auf die Stirne.

„Neige Dein Ohr zu mir, Gretchen.“

Sie thut es.

„Gretchen — aber sage mir die Wahrheit — ich kann sie vertragen — ich bin stark — ich habe sie auch verdient — hat er mir geflucht?“

Nein Willi. Unser Vater war ein Christ. Segen ging aus seinem Munde und nicht Fluch.“

„Gedachte er meiner?“

„Seine letzten Worte waren ein Gebet für Dich.“

„Was sagte er?“

„Herr! An Dein Vaterherz lege ich meinen Sohn!“

„Und dann starb er?“

Dann wies er noch hinaus in den Garten, nach dem Baum, wie mir schien. So hauchte er seinen letzten Seufzer aus. Die Leute kamen herein, wir sangen ein Sterbelied und die alte Lawise drückte ihm mit einem Geldstück die Augen zu.“

„Thue das auch Gretchen.“

„Was denn?“

„Drücke mir auch die Augen mit einem Geldstück zu.“

„Warum, Willi?“

„Ich habe mir das als Kind immer so schön gedacht, wenn die alte Lawise uns vom Tode ihres Mannes erzählte."

Wilhelm schwieg wieder eine Weile. „Und nachher —"

„Und nachher kam der Götzenhöffsche zu Euch?"

„Ja. Er und Mathilde waren täglich bei uns und halfen uns die Vorbereitungen zur Beerdigung treffen."

„Sprachen sie auch von mir?"

„Nein, Willi."

„Erwähnte Mathilde meiner nicht?"

„Nein Willi. Was hätte sie auch sagen sollen!"

„War sie sehr traurig?"

„Ja, sehr traurig und niedergeschlagen, aber doch gefaßter, als ich gefürchtet hatte. Deinen Brief hatte sie mir schon vorher zugeschickt."

„Ach Gretchen! Ich habe großes Glück verscherzt!"

„Ja, das hast Du."

„Gretchen, ich werde sterben."

„Es ist nicht gewiß, Willi, wenn auch — ich will Dich nicht hintergehen — wahrscheinlich."

Nein, ich werde gewiß sterben. Ich werde heute noch sterben."

„Dann wirst Du heute noch bei Gott sein."

„Ach, Gretchen, wenn ich das wüßte!"

„Du weißt es. Seine Hand ist allezeit offen. Ergreife sie, und Du wirst leben durch den Tod."

„Gretchen, meine Schuld ist groß!"

„Die Schuld des Schächers am Kreuze war nicht kleiner."

„Meine Sünde lastet schwer auf mir!"

„Sie lastete nicht leichter auf den Schultern der Ehebrecherin."

„Gretchen, mir fehlt der Glaube!"

„Sprich: Herr! hilf meinem Unglauben!"

„Schwesterchen, daß ich wieder gut machen könnte, was ich verschuldet! Daß ich entgehen könnte Gottes Gericht!"

„Die Strafe liegt auf Ihm, auf daß wir Frieden hätten und durch Seine Wunden sind wir geheilt."

„Gretchen, das hätten wir uns nicht träumen lassen, wenn wir als Kinder von der Zukunft sprachen, daß es einen solchen Ausgang mit mir nehmen würde."

„Willi! Er hätte noch schlechter sein können, wenn Dich ein böser, unbußfertiger Tod ereilt hätte.“

„Willst Du einen Geistlichen herbeirufen, Gretchen?“ Sie beugt sich über ihn und küßt seinen Mund. „Ja, Willi. Ich will Paul bitten, einen Verkünder der reinen lutherischen Lehre zu Dir zu führen.“

Der Prediger, ein würdiger Mann von echt christlicher Gesinnung, hatte sein Amt verrichtet und war gegangen. Die Drei saßen wieder allein am Bett des Kranken.

„Gieb mir Deine Hand, Gretchen,“ sagte Wilhelm.

Sie reichte sie ihm.

„Paul, gieb mir auch die Deinige.“

„Gott segne Euch,“ sagte Wilhelm. Möge der Mund, aus dem der Segen kommt, ihn nicht verunreinigen!“

„Nein, Willi, Gewiß nicht.“ Sie knieten Beide nieder an sein Bett. Die Pastorin weinte laut.

„Nehmt Euch meines Mütterchens an. Ach! der Arm, auf den sie sich stützen sollte in ihrem Alter, zerbricht. — Grüßt Mathilde! Sagt ihr, ich war nicht so, wie ich wurde, und sie hat sich ihrer Liebe zu mir nicht zu schämen. Mein Leichtsinn war es, der mich verdarb. Nicht ein schlechtes Herz. Und nun laßt mich. Ich will noch ein wenig ruhen ehe ich heimgehe zum Vater!“ —

Er wandte sich ab und schien auszuruhen. Die Pastorin war in einen Stuhl gesunken und Paul und Gretchen flüsterten ihr leise Trostesworte zu. Als eine Stunde verging und er sich gar nicht bewegte, beugte sich Gretchen über ihn — Wilhelm war todt!

In jener Nacht fanden Schutzleute in einer der weiten Straßen des südöstlichen Berlins eine arme Wahnsinnige. Sie brachten sie auf das nächste Polizeibureau und erkannten hier an den seidenen eleganten Gewändern, wie an der Weiße ihrer Hände, daß sie den besseren Ständen angehöre. Am anderen Tage erfuhren sie, daß es die Frau eines Justizrath Lammstedt sei.

Auf dem Balcon eines der ersten Hôtels in Neapel saßen an einem Juliabend Mathilde und Felix Langerwald. Der phlegmatische Baron saß oder lag vielmehr in einem Schaukelstuhl und verwandte, während er langsam seine Cigarre, die zwanzigste an diesem Tage, rauchte, kein Auge von seiner hübschen Cousine.

„Mathilde," sagte er, nachdem sie lange geschwiegen, „von wem war wenn man fragen darf, der Brief, den Du heute bekamst?"

„Von Gretchen Schwarz."

„Nun, wie geht es Deiner Freundin?"

„Ach, wie kann es einer glücklichen Gattin und Mutter anders gehen, als gut!"

Mathilde seufzte; der Baron seufzte auch.

„Der glückliche Schwarz," sagte er, „jetzt wird man zu Hause bald Birkhühner schießen können."

Mathilde lachte. „Nun, so reise nach Hause und schieße Birkhühner."

„Was soll ich allein zu Hause machen?"

„Nun, Birkhühner schießen."

„Paßt mir nicht, Mathildchen, ich bleibe lieber bei Dir."

„Also hast Du mich lieber, als die Birkhühner?"

„Mathildchen, ein Auerhahn ist ein Keuchel gegen Dich!"

„Aber wenn ich nun mitreiste? Wenn ich es nun nicht länger ansehen könnte, daß Du so, Jahr aus Jahr ein, Dich meinetwegen in der Fremde langweilst —

Der Baron sprang auf.

Das wirst Du ja aber nicht thun, Mathildchen," sprach er zögernd.

Mathilde reichte ihm die Hand. Mit beiden Armen umfing er sie und drückte sie an sich. Dann sprach er leise:

„Du wirst vorlieb nehmen müssen, Mathildchen. Ich bin weder so schön, noch so feurig, wie der Todte, auch lange nicht so begabt. Aber wenn er ein schönes Lefaucheux-Gewehr war, mit Gold und Silber ausgelegt, so bin ich doch immerhin wie eine jener alten Büchsen, die man langsam laden muß, die aber sicher treffen und nie versagen."